

von LUDWIG GANGHOFER

mit Illustrationen
von
Hugo Engl.



Ludwig Ganghofer.

Almer und Jägerleut'.

Almer und Jägerleut'.

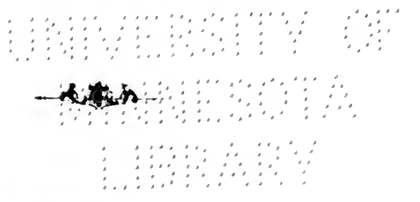
Neue Hochlands-Geschichten

von

Ludwig Ganghofer.

Sechste Auflage.

Illustriert von Hugo Engl.



Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1908.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Meinem Vater

in Liebe und Verehrung.

Inhalt.

Die Mühle am Fundensee.

1883.



Gegen Westen, jenseits der dunklen Massen des Kranzgebirges und der Palfenhörner standen am nachtblauen Himmel noch mit sanftem Schein die Sterne, während sich im Osten zwischen tiefgesenkten Felsenscharten schon der erste fahle Schimmer des werdenden Septembertages zeigen wollte.

Höher und höher zog das erdämmernde Licht; Stern um Stern erlosch; in mattem Glanze tauchte Kuppe um

Kuppe aus dem weichenden Dunkel hervor; einzelne langgestreckte Wölkchen säumten sich schon mit blassem Rot; leise rauschend erwachte der Morgenwind, und tief im Tal begannen sich die schweren Nebel zu regen und zu heben.

Auch auf der schroffen Höhe des Stuhljoches, eines kahlfelsigen Ausläufers der Fundensee-Tauern, entwirrte das steigende Licht die hundertfältigen Konturen der klotzigen Steine, und bald auch behauchte das flimmernde Frührot den massigen Felsblock, der als höchster über seinen Brüdern thronte. Ihm zu Füßen saß, mit dem Rücken wider den glatten Stein gelehnt, ein junger Jäger. Quer im Schoße lag ihm die Büchse, und die beiden Arme hielt er mit verschlungenen Händen um die aufgezogenen Knie gespannt. Das hagere, bartlose Gesicht war wohl gebräunt, doch war es ohne Blut, so daß es fast eine gelbliche Färbung zeigte. Die Lippen waren schmal und trocken. Ein rötlich blondes Haar quoll in schlaffen, glanzlosen Strähnen unter dem dunkelgrünen Hut hervor. Der Jäger saß und rührte sich nicht; an seiner grauen Joppe regte sich keine Falte, und an seinen Händen, welche nur halb die nackten, braunen Knie deckten, zuckte kein Nerv. Nur in seinen Augen war Leben. Das waren zwei große, dunkle Augen, in denen ein heißes, unruhvolles Feuer brannte. Der mutige Glanz und der furchtlose Blick dieser Augen hätte dem Gesicht einen kraftvollen, energischen Ausdruck geben müssen,

wenn nicht die weich und stumpf geformte Nase und das runde, sanfte Kinn dies verhindert hätten. Dieses Antlitz war in sich ein seltsamer Widerspruch — und doch war in ihm zu lesen wie in einem offenen Buch. Es sprach aus ihm eine leidenschaftliche, tief empfindende Seele und ein weiches, unendlich gutes Herz.

Höher und höher stieg der Tag; in langen, buntfarbigen Bändern schwamm das gebrochene Licht der nahenden Sonne über den Himmel empor; alle Spitzen waren in rosige Glut getaucht; und während durch die mächtige Felsenscharte des Wildtores die übergossene Alm herüberblickte wie ein riesiger, regungsloser Blut-See, deckten tiefviolette Tinten die wellige Fläche des Steinernen Meeres.

Schon senkte sich auch das klare Frühlicht in das von den terrassenförmig aufgestuften Höhen des Klunkerers und Hirschkopfes und von den schroffen Wänden des Viehkogels und Stuhljoches umbordete Almental, das zwei tausend Meter über dem Meere inmitten eines langgestreckten, saftiggrünen Weidelandes ein unergründlich tiefes Becken bildet, welches der Fundensee mit seinen grünblauen, geheimnisvollen Wassern füllt.

Graue, träge Nebel dampften von dem Spiegel empor; je mehr sie aber zur Höhe stiegen, desto leichter und wechselvoller wurden ihre Formen; da nahmen sie auch eine violette Färbung an, wallten und wogten im Streit

des Morgenwindes hin und her, bis sie sich in den Lüften zu einem rosigen Dunst erweiterten.

Hoch oben auf der Kuppe des Stuhljoches saß noch immer der junge Jäger zu Füßen des rotglühenden Felsens.

Seine Augen hatten keinen Blick für die leuchtende Schönheit dieses Morgens; wohl rollten sie unter den häufig blinzelnden Lidern in ruheloser Bewegung umher, alle sichtbaren Kuppen und Wände mit ihren Blicken überhuschend — das waren aber keine Blicke, welche sehen wollten: es waren ziellose Blicke, Blicke von jenem unbestimmten Ausdruck, welche ein gespanntes Lauschen zu unterstützen pflegen. Auch die schiefe regungslose Haltung des Kopfes und die herben Züge zu beiden Seiten des leicht geöffneten Mundes kennzeichneten dieses Lauschen.

Endlich schwellte ein tiefer, stockender Atemzug die Brust des Jägers. Langsam hob er die eine Hand und rückte den Hut. Geräuschlos richtete er sich auf, warf die Büchse hinter die Schulter und faßte den am Felsen lehnenden Bergstock. Er schickte sich zum Gehen an. Doch nur wenige Schritte hatte er sich von der Stelle entfernt, da stand er schon wieder . . .

Auf der Felsenhöhe des Klunkerers war ein Schuß gefallen.

Mit vorgeneigtem Halse lauschte der Jäger dem verrollenden Echo; sein Gesicht war aschfahl geworden, seine Hände zitterten, und über die zuckenden Lippen klang es

in dumpfen, zornbebenden Worten: „Wieder! Wieder! Und wieder der gleiche Hall! Und wieder da, wo ich net bin!“

Noch eine Weile stand er so, als wär' ihm die Gewalt über seine Glieder entflohen, dann reckte er jählings die schlanke, sehnige Gestalt hochauf, hob drohend die Faust und stürmte den felsigen Hang hinunter.

Er gelangte auf einen schmalen Wildpfad, zu dessen linker Seite die nackten Wände steil abfallen in eine Schlucht von schwindelnder Tiefe, in die „Pflaumscharte“, aus welcher, dem Stuhljoch hart gegenüber, das zackige Geschröff der Hochscheibe jäh wieder emporsteigt in die Lüfte. Sonst, wenn der Jäger auf stiller Birsche diesen schmalen, gefährlichen Pfad einhergestiegen war, hatte er gemach und achtsam Fuß vor Fuß gesetzt, gar häufig mit den Händen an vorspringenden Steinen sich stützend – nun aber sprang er auf diesem Wege mit tollkühner Eile zu Tal, als träte sein Fuß die breite, sichere Straße.



Unter seinen fliegenden Tritten brachen die Steine und schlugen prasselnd in die Tiefe, aus welcher der Hall ihres Falles mit dumpfem

Dröhnen emporklang — und oft war es nur diese stürmende Eile, die den Jäger vor tötlichem Sturz bewahrte. Er aber achtete nicht der Gefahr, die ihm drohte mit jedem Schritt.

Einmal auch sprang ihm zur Rechten auf dem felsigen Hang ein Gemsbock aus schattigem Versteck und flüchtete mit langen Sätzen über das rappelnde Geröll der Höhe zu. Der Jäger achtete des stattlichen Tieres mit keinem Blick — galt es für ihn doch ein anderes Wild zu jagen, galt es doch die Jagd auf einen Räuber, dessen tückisches Treiben seit Wochen und Wochen die Qual seiner Tage und die Pein seiner Nächte war.

Rastlos stürmte er dahin; keuchend ging schon sein Atem, in dicken Perlen rann ihm der Schweiß von der Stirne über die hohlen Wangen und über den nackten Hals, und die Haare klebten sich mit nassen Strähnen an seine Schläfe.

Da zerschnitt eine breite Felsenschrunde seinen Pfad — er sprang und strauchelte — und knapp vermochte er sich noch zu halten. Hastigen Laufes stürzte er weiter. Was kümmerte ihn die Gefahr! Hier stand ja etwas auf dem Spiel, das ihm mehr galt als sein armseliges Leben: seine Ehre, seine Jägerehre!

Jener Schuß — das war der neunte gewesen in diesem Sommer.

Tag für Tag seit langen Wochen hatte er sich keine

Ruhe gegönnt vom frühen Morgen bis in den sinkenden Abend — vergebens. Den Schlaf seiner Nächte hatte er beschränkt auf das winzigste Maß — vergebens. Wohl hatte er nach dem einen oder andern Schuß die verblichene Rotfährte oder den halbverwesten Aufbruch des geraubten Wildes gefunden, doch nie eine Spur des Diebes. Seine hohlen und blassen Wangen, seine heißen und trockenen Augen, kränkende Mißachtung und beißender Spott von seiten seiner Dienstgenossen, die mit Versetzung und Entlassung drohenden Vorwürfe seines Vorgesetzten — das war bisher der einzige Erfolg seiner nie ermüdenden Mühe gewesen.

Als der Jäger den gefahrvollen Pfad im Rücken hatte, warf er sich für kurze Weile mit der wogenden Brust zu kurzer Rast über einen moosigen Steinblock; und wieder stürmte er weiter, hinunter über das grobe Geröll des flach verlaufenden Stuhlgrabens, bis er das kurzgrasige Weideland der die höhere Hälfte des Fundenseetales bildenden Feldalm erreichte.

Hier hielt er in gedeckter Stellung inne und überflog mit brennenden Augen die spärlich bewaldete Höhe des ihm gegenüberliegenden Klunkerers. Dort oben rührte sich keine Spur von Leben. Nur Steine sah der Jäger, magere Tannen und von Latschen überwuchertes Felsgehäng.

Jeden Block, jede Rasenwölbung und jeden Busch als

Deckung nützend, huschte er über das Weideland dahin, jenem Teil des in mäßiger Steile ansteigenden Berges zustrebend, aus dessen Richtung der Hall des Schusses an sein Ohr geschlagen war.

Jetzt hatte er das unterste Gestrüpp erreicht. Schweratmend verhielt er den Fuß und schob den Bergstock unter eine Föhrenstaude. Mit zitternden Händen spannte er den Hahn der Büchse und stieg mit lautlosen Schritten der Höhe zu.

Eine Stunde verrann ihm bei unermüdlichem Streifen und Spähen — vergebens. Er fand weder die rote Schweißfährte eines Wildes noch die Spur eines menschlichen Fußes.

Als endlich die Sonne mit ihrem weißen Lichte vollends emportauchte über die fernen Berge, schwand dem Jäger der letzte Rest seiner Hoffnung auf Erfolg.

Der Schütze, der jenen Schuß getan, konnte ja lange schon jenseits der nahen Grenze sein — denn daß es einer von da drüben war, wohl einer von den Sennen des Steinernen Meeres, das stand in des Jägers Meinung wie beschworen.

Die Tränen eines ohnmächtigen und schmerzenden Zornes traten ihm in die Augen, als er müden Schrittes niederstieg ins Tal. Während des Abstieges peinigten ihn die Gedanken an den Empfang, der ihm von seiten des Försters zuteil werden sollte, wenn er am Abend hinunterkäme, um diesen neuen Schuß zu melden.

Schon hatte er das Tal erreicht und wanderte, nachdem er seinen Bergstock wieder hervorgesucht, über den sanft geneigten Weidehang dem See entgegen.

Plötzlich hielt er inne. Er hatte auf einem feuchten Sandfleck eine frische Schürfung gewahrt. Hastig ließ er sich auf die Knie nieder, und ein kurzes, herbes Lachen klang über seine Lippen.

Schwach abgedrückt im Sande, doch für sein scharfes und geübtes Auge immer noch erkenntlich, sah er die Spur eines Trittes — die Spur eines nackten Frauenfußes.

„Was hat denn die schon wollen da heroben, so früh am Morgen?“ glitt es in leiser Frage von den Lippen des Jägers.

Er kannte diesen Fuß. Drunten in den Hütten am See, da hausten sieben Sennerinnen; doch eine einzige nur unter ihnen hatte solch einen Fuß, so voll und weich gerundet.

Die Stellung des Trittes zeigte gegen die Stuhljochwände, und als der Jäger sich erhob und in dieser Richtung hinwegblickte über das Weideland, sah er zwischen den Büschen und Steinklötzen des ansteigenden Hanges den Schimmer eines weißen Linnens und das Aufleuchten eines roten Gewandes. Langsam löste sich aus dem dunklen Grün der Latschen die Gestalt eines Mädchens. Der Jäger atmete tief; ein schmerzliches Lächeln zuckte um seine Lippen, und ein tief innerliches Feuer erglomm in seinen Augen.

Gemachen Schrittes kam die Dirne einhergegangen: eine große stattliche Gestalt mit starken Hüften und voller Büste. Ein Linnenhemd und ein kurzes, aus roter Wolle grob gestricktes Unterkleid, das war all ihr Gewand. Braun waren die nackten Füße und braun auch die Arme, die sich in draller Fülle aus den aufgestülpten Ärmeln senkten. Ein dicker Zopf von silberweißem Blond umschlang, tief in die Stirne reichend, das lässig getragene Haupt. Auch das runde, weiche Gesicht war von der Sonne stark gebräunt; doch neben den schwellend roten Lippen kam auch das Blut der Wangen zu frischer Geltung. Im Kontraste mit den hellen, über der Nase dicht verwachsenen Brauen und unter den langen, weißglänzenden Wimpern erschienen die großen, dunklen Augen beinahe schwarz; ihre Lichter aber waren matt und feucht, und so zeigten diese Augen einen seltsam müden Ausdruck.

„Grüß dich Gott, Burgei!“ sagte der Jäger, als das Mädchen bis auf wenige Schritte sich ihm genähert hatte. „Zeitlich bist auf!“

„Ja,“ entgegnete die Dirne mit gedehntem Wort, wobei sie unter leichtem Lächeln die blinkenden Zähne gewahren ließ, „weißt, ein Kalbl geht mir ab. Gestern am Abend hab' ich schon am Hirsch drüben g'sucht, und heut in der Früh hab' ich mir 'denkt: schaust einmal über d'Feldalm 'nein und gegen d'Stuhljochwänd' zu. G'funden



Gemachen Schrittes kam die Dirne einhergegangen . . .

aber hab' ich nix. Warst am Klunkerer? Hast mein Kalbl net g'spürt? Net? No mein, das Dapperl liegt halt wo drin, wo's ihm grad taugt. Wann's Durst kriegt, nachher kommt's schon wieder. Aber nachschauen muß man halt dengerst ein bißl."

„No freilich!" nickte der Jäger, und langsam glitten seine Augen auf und nieder über die Gestalt des Mädchens.

„Gelt, ich schau' noch net recht an'zogen aus heut!" lachte Burgei, diesen Blick gewahrend, und zog mit der einen Hand die Falten des Hemdes höher an den Hals, wodurch sich die Formen der Büste noch schärfer in das weiche Linnen prägten. „Aber du, Gaby," sagte sie nun, auf die Seite tretend und den Rucksack des Jägers mit wundernden Augen musternd, „wo hast denn dein' Gamsbock? Ich hab' dich ja schießen hören."

„Wo warst denn, wie der Schuß g'fallen is?" glitt es mit bebenden Worten von Gabys Lippen.

„Daheim in der Hütten," erwiderte Burgei langsam, und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck an, als hätte die Hast und der Ton dieser Frage ihre Neugier erweckt. „Ja, grad bin ich aufg'standen, da hat's g'schnallt. Aber geh, scham' dich, triffst ja nie 'was!" Lachend puffte sie dem Jäger die Faust an die Schulter und wandte sich zum Heimweg.

Eine Weile schritt Gaby schweigend an der Seite des Mädchens dahin, die traurigen Blicke zur Erde gesenkt.

Dann fuhr es ihm plötzlich heraus: „Burgei . . . der Schuß war net von mir!“

„Geh!“ Halb war es neugieriger Schreck und halb ein freundliches Bedauern, was aus diesem einen Worte des Mädchens sprach.

„Und wieder nix hab' ich g'funden! Wieder nix! Jetzt heut zum neuntenmal, seit ich heroben bin! Burgei, g'wiß, das bringt mich noch um!“

„Geh weiter, Gaby, schau, du nimmst die Sach' viel ärger, als wie's is!“ tröstete Burgei; doch der Ton ihrer Worte klang so unbestimmt, als wäre sie in ihrem Innern der Meinung, daß sie zwar ein Wort des Trostes sagen müßte, daß dies aber dennoch eine Sache wäre, für welche wenig Trost sich finden ließe. „Schau, mit Recht kann dir ja doch kein Mensch ein' Vorwurf machen. Mehr, als wie du am Weg bist, kann ja doch keiner sein. Laufst dir ja die halbeten Füß' ab, und Tag und Nacht vergönnst dir kein' Ruh' net!“

„Und was hilft's! Was hilft's!“ Gaby atmete schwer. „Is denn das alles net grad wie verhext? Bin ich da drüben, so schießt er herüben, und bin ich herüben, so schießt er da drüben, der Lump! Schau, Burgei, ich fang' schon zu denken an, daß die Sach' net zugeht mit rechte Ding'. Sonst müßt' ich ja doch einmal hinrennen an den Kerl. Es gibt ja kein' Stund' mehr im Tag und in der Nacht, in der ich net schon draußen

war an jedem Fleckl in mei'm ganzen Bezirk." Gaby blieb stehen und ließ das Mädchen voranschreiten auf dem schmal werdenden Wege, der über einen steilen Weidehang dem See entgegenlenkt. „Es ist grad, als ob's der Lump jedesmal wüßt', wo ich bin!" sprach er in erregten Worten weiter. „Und abpassen kann er mir's doch net! Ich bin ja lang allweil schon droben in der Höh', eh der Tag kommt."

„Hast denn überhaupt noch gar kein' Verdacht net?"

„Verdacht! Soviel kann ich mir schon denken, daß's ein anderer gar net sein kann, als wie einer von die Schafhüter am Steinernen Meer. Bei ei'm andern, der net da in der Näh wo haust, wär's ja gar kein' Möglichkeit net, daß er's gar so unverschämt treiben könnt'! Der einzige Hüter am Fundensee, der von der Stasi' das is ein alter Dattel, und der Hüter drunt' am Grünsee is ein Bub von vierzehn Jahr'. Ich weiß schon ... es is schon einer von über der Grenz' her, und ich kann mir schiergar auch denken, was für einer!"

„Is wahr! Und wen meinst denn? Geh, sag's!" unterbrach das Mädchen mit hastiger Frage.

„Ich mein', du kennst ihn ... der mit dem schwarzgrauen Bart, der den Messerschnitt übern Backen hat. Aber was hilft der Verdacht, wann ich den Kerl net erwisch', mit der Büchs in der Hand! Und wenn's auch der is, den ich mein' ... allweil, allweil muß ich mich

wieder fragen, wie er's macht, daß er jedsmal den Platz trifft, an dem ich in der Nacht zuvor 'paßt hab'. Schau, Burgei, du bist die einzig', die manchesmal weiß, wohin ich mein' Gang nimm . . . und von dir kann ich doch net denken . . ."

„Was?"

Herb und zornig klang dieses Wort an Gabys Ohr, während Burgei den Schritt verhielt und hastig das Gesicht wandte. Scharf und stechend blickte ihr Auge, ihr Mund war hart und schmal, und in die braune Stirne war eine finstere Furche gesenkt.

Tief betroffen sah Gaby in das so seltsam verwandelte Gesicht der Dirne; dann senkte er die Augen, und während auf seinen fahlen Wangen ein mattes Rot erschien, sprach er in stammelnden Worten vor sich nieder: „Mußt net harb sein! Es war ja so schiech net g'meint. Schau, hättst mich ausreden lassen, nachher hättst es schon g'hört, daß ich dich g'wiß net beleidigen will. Es trifft sich ja diemal, daß eine Sennerin ein' Schatz hat, und daß der ein Lump is, und daß ihm d' Sennerin dem Jaager seine Weg' verrat't. Aber das trifft ja bei dir net zu . . . du hast ja kein' Schatz net . . ."

Nach und nach hatte sich bei Gabys Worten Burgeis Antlitz aufgehellt, und leise lächelnd fragte sie den Jäger: „Daß ich kein' Schatz net hab' . . . weißt es denn so g'wiß?"

„Ja! Wenn's anderst wär', ich müßt's ja doch ein-

mal g'merkt haben. Ich hab' dir ja auf'paßt g'nug ... und warum? ... das kannst dir ja denken. Es is dir ja nix Neu's!"

„Was?"

„Wie ich bin zu dir."

Nun lachte Burgei, und lachend schritt sie weiter, mit den lustigen Worten: „No ja, ich b'steh' dir's ein, ich hab' kein' Schatz. Es is eigentlich ein' Schand' für mich. Es wär' schon an der Zeit, daß ich mir ein' anschaff', ein Schatz!"

„Schau, da braucheſt gar net einmal weit suchen," erwiderte Gaby, und eine herzliche Wärme sprach aus seinen Worten.

Burgei lachte und blickte mit zwinkernden Augen über die Schulter nach dem Jäger zurück.

Inzwischen hatten die beiden den See erreicht, der sich hier in flachem Bogen dem Anstieg jener waldigen Höhe nähert, welche die Kuppen des Klunkerers und Deltsteines miteinander verbindet. Und so weit tritt das Ufer des Sees an die aufragenden Felsen heran, daß auf eine lange Strecke nur knapp noch Raum verbleibt für einen schmalen Pfad.

Von einer nahen Stelle dieses Pfades klang den beiden Wandernden ein seltsam dumpfes Brummen und Poltern entgegen.

Eine Weile war Gaby, schweigend an den Lippen

nagend, hinter dem Mädchen einhergeschritten. Nun fing er wieder zu reden an, langsam, mit jenem eigenen Ton, der immer in der Stimme eines Redenden liegt, welcher mit Umschweifen einer Frage zulenkt, die er stellen muß, obwohl er fürchtet, daß sie verletzen könnte: „Was ich sagen will, Burgei . . . jetzt bin ich ganz ab'kommen von der Red' . . . ja, weißt, du darfst aber net glauben, daß ich vielleicht meinet, du hättst es mit Wissen oder Willen 'tan . . . ah na . . . so 'was fallet mir ja gar net ein, und so 'was möcht' ich dir gar nie net sagen, weil ich schon weiß, daß so 'was ein' braven Menschen harb machen kann . . . und drum wirst auch vorher so aufg'fahren sein, weil am End 'denkt hast, ich mein's ein bißl schiech? Aber schau, Burgei, du bist die einzig', zu der ich mich so ausred', und die mehr von mir erfahrt, als ich vielleicht von Diensts wegen sagen sollt'. Aber wann ich halt so drin sitz' bei dir in deiner Hütten, da druckt's mir grad alles von selber 'raus, weil ich halt schon so bin zu dir, und weil's mir wohltut, wann ich vor dir mein Herz diemal ein bißl erleichtern kann . . . es müßt' mir ja sonst springen vor lauter Prast und Kümmernis! Und schau . . ." Gaby stockte.

„Und?" fragte die Dirne, die bei gemachem Dahinschreiten durch die starre Haltung des Kopfes die aufmerksame Spannung hatte erkennen lassen, mit welcher sie all diesen Worten gelauscht.

„Und schau . . . ich denk' ja g'wiß nix Unrechts . . . aber vielleicht hast halt doch, wann grad so einer zu'kehrt is in deiner Hütten, und wann grad g'wußt hast, wo ich hingeh' auf d' Nacht und wo ich passen will, diemal ein paar Wörtln so 'rausg'redt . . . weißt, wie's halt im Diskrieren so geht . . . man redt ja diemal so 'nein in' Tag, ohne daß man viel denkt dabei! Und schau, da kann's dir ja passiert sein . . ."

Burgei verhielt den Schritt, wandte sich um und streckte dem Jäger die braune Hand entgegen. „Na, Gaby! Nie! Mit keiner Silben net! Von dem, was du mir diemal g'sagt hast, hat kein Mensch ein Wort erfahren! Kein Mensch! Da hast mein' Hand drauf . . . der Teufel soll mich holen an dem Platzl, wann's net wahr is!" Und lachend fügte sie bei, als Gaby mit zitternden Händen ihre Finger umspannte: „Das ist ja grad der richtige Platz zu so ei'm Schwur . . . da hat ja der Teufel schon einmal ein' g'holt!" Der Erde lauschend das Haupt entgegenneigend, raunte sie: „Horch, Gaby, horch, wie's tut da drunten!"

Es war auch ein seltsam unheimliches Tönen, das sich unter der Stelle rührte, auf der die beiden standen.

Da baute sich aus der ragenden Felswand in das schwarzgrüne Wasser hinein ein hoher, massiger Steinblock, durch welchen in der Breite des Pfades eine torförmige Lücke gesprengt war. Gegen den See hin zeigte der Stein die Form einer tief gehöhlten Muschel, und

das Wasser, welches draußen im offenen Becken regungslos von Ufer zu Ufer sich dehnte, senkte sich im Schatten dieser Nische zu einem kreisenden Trichter, der all die mannigfachen Dinge: Grasbüschel, dürre Äste, Rasenstücke, die ihm aus dem nächsten Umkreis des Seespiegels hurtig entgegenschwammen, in gurgelndem Wirbel mit hineinriß in das Innere des Berges.

Als zwängten und drängten sich die verschwindenden



Wassermassen im Grunde der Felsen durch enge, rissige Klüfte, als stürzten sie hinunter in bodenlose Tiefen, so klang es in dumpfem Brausen empor durch das ruhelos rüttelnde Gestein. Es war ein Lärmen und Tosen, ähnlich dem Brummen und Rumpeln im Innern eines gehenden Mühlwerks.

Und es heißt auch dieser Ort im Volksmund die Mühle — die Teufelsmühle.

Vor hundert und aberhundert Jahren — so berichtet die Sage — stand auf der Stelle, die nun das träge, dunkle Wasser deckt, eine Sennhütte inmitten saftiggrünen Weidelands. Hier hauste ein reicher Senn, welcher, noch nicht zufrieden mit all seinem Gut, einen Blutbund mit dem Bösen schloß. Doch sollte er, das bedang er sich aus, nur dann verdammt sein, wenn er am Sonnwendtage des dreißigsten Jahres den Weg in die Hölle fände, ohne daß ihn der Böse mit seinen Klauen berühre. Das war dem Teufel recht — und so vermehrten sich nun die Kühe des Sennen wie die Hasen auf dem Felde. Es häufte sein Gut sich von Tag zu Tag — bald aber wußte er nicht mehr, wohin und woaus mit all dem überreichlichen Almgewinn. Er wusch mit der Milch die Geschirre, er schmierte mit Butter die Schuhe, er pflasterte mit Käslaiben den Hüttengrund und war am Ende gar nicht mehr imstande, von all den hundert und hundert Kühen die Milch zu nehmen. Da gaben die Tiere von selbst ihre Milch, die

sich zu Bächen sammelte und schließlich zu einem Strom ineinanderfloß, der seine weißschäumende Flut durch die Lahnergräben und das Schreintal auf stundenlangem Wege hinuntertrug in den Königssee. Als dann der Sonnwendtag des dreißigsten Jahres nahte, ward es dem Sennen doch bang um seine Seele. Er ließ einen geistlichen Bruder rufen, der ein gewisses Ansehen als Teufelsbanner genoß, und bestellte zwanzig Träger, die in großen Butten das Weihwasser einher schleppen sollten, damit der Pater Kapuziner sowohl ihn wie die Hütte und die zahllosen Kühe tüchtig weihen und feien könne. Der Morgen des Sonnwendtages brach an — in Grauen und Bangen harrte der Senne des geistlichen Erlösers — er stieg auf das Dach der Hütte, um den Kommenden früher zu gewahren — da endlich, als eben schon die Sonne emporstieg über die östlichen Berge, erschien auf der Paßhöhe der Pater mit den zwanzig Trägern. Nun merkte aber auch der Teufel, daß er um eine wohlverdiente Seele betrogen werden sollte, und mit einem einzigen Hiebe seines höllischen Schürhakens schlug er von unten her den Erdgrund entzwei, so daß der Senne mitsamt seiner Hütte und seinen Kühen geradenwegs in die Hölle versank. Da wollte dann wohl der Teufel das Loch wieder schließen — einer der Träger aber hatte vor Schreck über den grausigen Vorgang seine Butte mit dem Weihwasser fallen lassen, das heilige Naß war hineingeflossen in den Erd=

riß, an einer Stelle sogar hinunter gesickert bis in die tiefste Höllentiefe, so daß dem Teufel alle Macht versagte. Er mußte die Spalte bestehen lassen — das Schneewasser füllte im Laufe der Jahrhunderte das gähnende Becken — aber heutigentags noch muß es der Teufel dulden, daß ihm durch jene Lücke das kalte Wasser in die heiße Hölle läuft.

Dieser Sage gedachte Burgei, als sie dem Jäger jene Beteuerung gab und ihrem unfrommen Schwur die Worte beifügte: „Das is grad der richtige Platz zu so ei'm Schwur, da hat ja der Teufel schon einmal ein' g'holt!"

So sehr nun auch die ersten beteuernden Worte dem Jäger willkommen waren, so wenig schien ihm, nach seiner rasch sich wieder verdüsternden Miene zu schließen, dieser Beisatz zu gefallen. Mit dem Kopfe langsam vor sich hinnickend, ließ er Burgeis Hand aus seinen Fingern gleiten.

Schweigend schritten sie am Ufer entlang.

Es zweigte sich der Pfad, linkerhand am Wasserrande weiterführend nach Burgeis einsam liegender Hütte, rechterhand emporleitend zur Höhe eines latschenbewachsenen Hügels, welcher das kleine, weißblinkende Jägerhäuschen trug.

Hier wandte sich Burgei, und es war ein seltsam forschender Blick, mit dem sie das Antlitz des Jägers streifte. „Jetzt wirst auch froh sein, daß du heimkommst und ein paar Stund' rasten kannst," sagte sie mit einem Ton, dessen ruhige Gleichgültigkeit mit dem Ausdruck ihres Blickes wenig harmonieren wollte. „Schlafst ein bißl?"

„Wenn ich's fertig bring', ja! Z'erst aber muß ich mir doch 'was kochen. Seit gestern z' Mittag hab' ich kein Bissen net 'gessen. No, ich sieh dich nachher später schon. B'hüt dich Gott halt derweil!"

„B'hüt dich Gott, Gaby!"

Sie machte mit dem Arm eine leichte Bewegung, als hätte sie dem Jäger die Hand bieten wollen. Doch nickte sie ihm nur lächelnd und blinzelnden Blickes zu, kehrte sich langsam von ihm ab, bückte sich, riß aus dem feuchten Ufergras ein Büschel der halbverwelkten Ranunkeln, und geneigten Hauptes dahinschreitend, zerzupfte sie die Stengel und Blüten, ab und zu eine Handvoll der kleingerissenen Blumen hinauswerfend auf das stillliegende, schwarzgrüne Wasser.

Gaby stand eine Weile und sah ihr sinnenden Blickes nach. Ein stockender Seufzer schwellte seine Brust, und die Augen zur Erde gesenkt, stieg er müden Schrittes den Hügel empor. Droben angelangt, suchte er den unter der Schwelle versteckten Schlüssel hervor, öffnete die Türe, durchschritt den Küchenraum und betrat die kleine, trauliche Jägerstube. Er legte Gewehr und Rucksack ab, und den Hut über die Tischplatte schiebend, ließ er sich schwer niedersinken auf die Holzbank.

So saß er eine lange Zeit, vor sich niederstarrend mit trüben Augen.

Endlich erhob er sich wieder, um draußen in der Küche

auf dem offenen Herd ein flackerndes Feuer anzuschüren. Lässigen Ganges trug er alles herbei, was er zur Bereitung seines Mahles nötig hatte. Als aber schließlich die dampfende Pfanne vor ihm auf dem Tische stand, stocherte er mit dem Löffel ihren Inhalt durcheinander und vermochte kaum zu essen. Kein Bissen schmeckte ihm; und dennoch würgte er das Zeug in sich hinunter, weil es ihm leid gewesen wäre, wenn die Speise hätte verderben müssen.

Säuberlich räumte er das Geschirr wieder in die Schränke und Rahmen, löschte auf dem Herde mit Wasser



die glühenden Kohlen, und die schweren Schuhe von den Füßen streifend, streckte er sich nieder auf das ächzende Heubett.

Doch er fand weder Schlaf noch Ruhe. In wirrem Trubel kreuzten und jagten sich die Gedanken und Empfindungen in seinem Hirn und Herzen. Manchmal nur überkam ihn für Minuten ein beklemmender Halbschlaf — und da quälten ihn bald Träume, in denen es gar bitterernst um Blut und Sterben ging, bald sah er das zornig finstere Gesicht des Försters, bald wieder das lächelnde Antlitz der Geliebten.

Es litt ihn nicht länger in der Stube. Seufzend erhob er sich, schlüpfte in die Schuhe und machte sich fertig zu einem Gang, der ihm das Herz schwer werden ließ, bevor er noch den ersten Schritt getan. Was würde der Förster sagen! Es schnürte dem Jäger die Brust zusammen, wenn er des Empfangs gedachte, der seiner harrte.

Als Gaby auf der Schwelle stand und die Türe versperrt hatte, zögerte er eine Weile. Er wußte selbst nicht, weshalb. Dann schritt er eilenden Ganges dahin, den Hügel hinunter, Burgeis Hütte entgegen.

Schon war er bis auf eine kleine Strecke dem niederen Blockhaus nahe, durch dessen steinbeschwertes Schindeldach ein blauer Rauch sich in die Lüfte kräuselte, da meinte er aus dem Innern der Hütte hastige Tritte und das Geräusch einer rasch und heftig sich schließenden Türe zu vernehmen.

Nun betrat er die Almstube und sah Burgei ruhig auf einem niedrigen Schemel vor dem flackernden Feuer sitzen, ihr Mittagsmahl bereitend.

Die Kammertüre war geschlossen — Burgei hatte sie wohl, so dachte Gaby, zugeworfen, um das Eindringen des Rauches zu verhindern.

„Grüß Gott, Burgei!“ grüßte er die Dirne, die seinen Gruß, ohne das Gesicht zu wenden, nur mit einem leichten Nicken erwiderte.

Er näherte sich dem Herd, und als er inmitten des Feuers die übervolle Pfanne sah, sagte er: „Heut mußt aber ein' argen Hunger haben, weil dir gar so viel aufkochst.“

„Ja,“ lachte Burgei, „weißt, in mich geht halt 'was 'nein. Lang g'nug bin ich ja.“

Gaby ließ sich auf die Herdbank nieder.

„Gehst am Berg?“ fragte die Dirne leichthin, während sie mit eisernem Löffel den Inhalt der Pfanne durcheinander rührte.

„Na, ich muß 'nunter zum Förster. Warum, das weißt ja. Und drum hab' ich dir sagen wollen ... wenn 'leicht wer zusprechen tät' in deiner Hütten und tät' so 'rumfragen wegen meiner, wo ich wär' und wann ich heimkomm' ... gelt, nachher sagst nix, daß ich drunt' in Barthlmä bin. Sagst halt, ich bin draußen wo in die Berg'!“

„Ja kommst denn nimmer 'rauf in der Nacht?"

„Das wär' ja gar net möglich. Vier Stund brauch' ich 'nunter ... und wer weiß, 'leicht kommt der Förster erst spät am Abend heim. Z'reden gibt's nachher auch ein bißl 'was ... und ich muß schon sagen, ich könnt' den Rückweg gar nimmer machen heut, so liegt's mir in die Füß' seit Tag und Tag. Ich muß schon drunten bleiben über Nacht, und wenn ich auch morgen vor der Lichten fortgeh' ... zehne oder elfe wird's allweil, bis ich heroben bin, weil ich ja doch net den graden Weg geh'. Und ..." eine schmerzliche Bitterkeit klang aus Gabys Worten, „wer weiß, am End' komm' ich gar nimmer! Am End' laßt mich der Förster gar nimmer 'rauf und schickt gleich ein' andern ... der besser is auf d'Lumpen!"

„Meinst?" fuhr es mit hastiger Frage von Burgeis Lippen, und die Lider zuckten über den großen, funkelnden Augen, welche mit spannungsvollem Blick an Gabys Antlitz hingen.

Ein dunkles Rot stieg in die hohlen Wangen des Jägers. „Burgei! Sag' mir ... tät's dir net ein bißl ahnd nach mir, wenn ich nimmer käm'?"

„No ja, freilich!" entgegnete die Dirne mit gedehntem Wort, während sie die Augen langsam wieder dem Feuer zuwandte.

„Burgei? Is wahr? G'wiß wahr?" Gabys Augen leuchteten auf. „Schau, es is ja heut net 's erstemal, daß

ich um so 'was frag' bei dir. Ein richtigs Ja hast mir wohl noch nie net g'sagt ... aber du hast meine Reden auch nie net gradweg abg'wiesen. Und drum hab' ich halt allweil die Hoffnung fort'tragen in mir, daß sich die Sach' mit uns zwei noch einmal machen könnt'. Und schau, jetzt wär' grad die rechte Zeit, wo's mich ordentlich aufrichten tät', wann ich wüßt', wie ich dran bin mit dir, und daß ich wen hab' in der Welt, der sich sorgt um mein Wohl und mein Leben. Schau, da traget ich alles leichter, was mich jetzt niederdruckt, und ich hätt' auch wieder ein' frischeren Mut zu allem, wenn ich an ein Glück denken dürft', das mir zusteht mit der Zeit, wann daheroben wieder alles in Ruh und Ordnung is. Sag', Burgei, kannst mich denn net ein bißl gern haben?"

Geneigten Hauptes, an den Lippen nagend, hatte Burgei dem sprudelnden Wortschwall gelauscht. Nun hob sie die vollen, runden Schultern und duckte kichernd den Kopf in den Nacken.

„Burgei? ... Weißt jetzt da gar nix zum sagen?"

„Mein ... da hat ein Madl ein schwers Reden ... bei so 'was!" Als hätte sie eine verlegene Miene oder ein verräterisches Erröten zu verbergen, so neigte Burgei das abgewandte Gesicht tief über den Herd. Sie schob einen Bissen der dampfenden Speise zwischen die Zähne, um zu kosten. „O mein Gott, 's ganze Salz hab' ich vergessen!" Geschäftig sprang sie auf, um das Salzfaß herbeizuholen.

Als sie zum Herde zurückkehren wollte, vertrat ihr Gaby den Weg. Tiefe Wehmut lag in seinem Blick, doch fest und ernst klang seine Stimme: „Burgei, schau, so viel merk' ich schon: Ja sagen kannst net! Du hättst ja sonst auf mein' Frag', bei der mein ganz' Herz mitgredt hat,



ien anders Wort finden müssen! Gut! Aber so sag' wenigstens: Na und nie! Nachher weiß ich doch g'wiß, daß ich nix zum hoffen hab', und ich will dir nachher nimmer länger im Weg sein. Und daß dich net ärgern mußt wegen meiner Näh', will ich lieber gleich selber zum Förster sagen, er soll ein' andern da 'rauf schicken statt meiner!"

„Na, Gaby, um Gotteswillen, tu so 'was net!"

unterbrach das Mädchen den Jäger mit einer Stimme, deren Klang und Eifer jähen Schreck verrieten. Und diese Empfindung lag auch unverhehlt auf ihrer Miene, doch nur für die Dauer einer flüchtigen Sekunde. Ehe noch Gaby dieses Gebahren sich zu deuten vermochte, lächelte Burgei schon wieder, blickte wie verlegen zu Boden und plauderte halblaut vor sich hin: „Bist aber ein rechter Hitzteufel! Ja! Ganz erschreckt hast mich jetzt! Fallt man denn gleich mit der Kirch' ins Haus? So redt man doch meiner Lebtag mit kei'm Deandl net. Und meinst denn, so 'was sagt sich so leicht? Ja, im Ort drunten, da hat ein Deandl freilich ein leichts Reden. Aber daheroben auf der Alm . . . so ganz allein . . . da muß man sich schon b'sinnen, eh' man ei'm Burschen so gradweg hinsagt: Du g'fallst mir und da hast mich! Ja . . . der tät' sich ja nachher gleich alles Teufelszeug einbilden . . . der schon!" Mit schelmischen Augen blickte sie zu dem Jäger auf, schob ihn mit einem zutunlichen Druck des Ellbogens beiseite und wollte kichernd zum Feuer treten.

Doch Gaby umspannte mit zitternden Händen ihren nackten Arm. Helle, selige Freude blitzte aus seinen Augen, sein ganzes Gesicht war Glück und Leben, und seine Stimme klang wie mühsam unterdrückter Jubel. „Burgei! Jetzt is alles gut! Alles! Mir darfst es schon sagen! Mir schon! Ich bin kein solcher net . . . ich net! Ein' Brävern soll's nie net 'geben haben, seit d' Welt steht! Und schau,

ich will dir's auch gleich beweisen! Ich will nix weiter fragen, ich will mich z'frieden geben für heut . . . weißt, morgen is ja wieder ein Tag! Gelt, Burgei, gelt? Aber schau . . . ich hab' jetzt ein' schweren Gang vor mir . . . und schau . . . ein ganz kleins Bröckerl Wegzehrung könntst mir dengerst mitgeben!"

Lächelnd wandte Burgei dem Jäger das volle Antlitz zu — heiß tauchte sich Gabys Auge in das ihre, und die beiden Arme um des Mädchens braunen Nacken schlingend, preßte er Mund auf Mund zu langem Kusse.

„No also, siehst es," lachte er jubelnd auf, „das is der erste g'wesen! Die andern kommen nach! Und b'hüt dich Gott halt bis zum nächsten!"

Langsam löste er die Arme, griff nach Büchse und Bergstock, rückte keck den Hut übers Ohr, nickte noch einmal leuchtenden Blickes dem Mädchen zu und taumelte hinaus über die sonnbeschienene Schwelle.

Burgei stand regungslos, den rasch verhallenden Tritten des Jägers lauschend. Ein plötzlicher Schauer rüttelte ihre Schultern. Hastig wandte sie sich dem Herde zu, spuckte ins Feuer und rieb mit dem Rücken der Hand die Lippen.

Da klappte im Innern der Kammer ein hölzerner Riegel. Lautlos öffnete sich die Tür, und in die Almstube trat eine verwilderte Mannsgestalt. Ein Lächeln voll heimtückischen Spottes lag auf dem Gesicht, welches umrahmt war von einem struppigen, grauschwarzen Bart.

Über den rechten Backen zog sich eine wulstige, braunrote Narbe. Ein Fernrohr, das dem Manne an breitem Ledergurt über die linke Hüfte hing, kennzeichnete ihn als Schafhüter. Kauend bewegte er die Kiefern, und ab und zu erschien zwischen den groben, schmutziggelben Zähnen ein Knäul zerbissenen Tabakes. Er näherte sich dem halberblindeten Fenster und blickte gegen den Pfad hinunter, welcher den See umkreist. Dann sprach er lachend über die Schulter zurück:

„Der hat aber schmalzig daherg'redt."

Burgei zuckte die Achseln.

„Das muß schon ein recht dummer Teufel sein!" Und wieder spähte der Schafhirt nach dem Pfad, über welchen Gaby rüstigen Schrittes der Feldalmhöhe entgegenschritt...

Aus den Gliedern des Jägers schien alle Müdigkeit wie entflogen. Er meinte kaum die Füße rühren zu müssen — sie gingen von selbst, sie waren ja beflügelt von dem glücklichen Mute, der nun sein Herz erfüllte. Und wie sein Antlitz eine andere, frischere und lebensvollere Farbe gewonnen hatte, so sah er jetzt auch all das Mißgeschick, das ihn bisher so schwer darniedergedrückt und ihm alle Ruhe geraubt hatte, in einem helleren, milderen Lichte. Das mußte ja nun bald ein Ende nehmen! Nun war ja das Glück auf seiner Seite — und er sah es in seinem Innern fast als beschworen an, daß einer der nächsten Tage den tückischen Wildbieb in seine Hände



liefern würde. Auch der Gedanke an den Empfang von seiten des Försters machte ihm nur wenig Sorge mehr. Er konnte ja reden, konnte sich verteidigen, konnte sagen und berichten, wie rastlos er den Pflichten seines Dienstes nachgekommen wäre — und wenn der Förster einen braven,

pflichtgetreuen Jäger nicht wider Recht verletzen und kränken wollte, so durfte er Gabys Mißgeschick nur beklagen, nicht aber schelten, noch minder bestrafen. So sann und dachte Gaby und unterstützte diese hoffenden Gedanken durch die gute Meinung, die er von jeher über den Charakter des Försters in seinem Innern trug: „Scharf is er schon, aber ung'recht nie net!“

Unter solchem Sinnen und Denken hatte Gaby die Feldalm erreicht. Von hier aus führt der Pfad in leichter Steigung über einen steinigen Hang empor zu dem Orte, an welchem die Felswände des Stuhljoches und des Klunkerers sich einander nähern bis auf eine schmale Lücke, um dann vereinigt mit jäher Steile sich abzustürzen in ein langgestrecktes Almental, an dessen tiefster Stelle der kleine, idyllisch schöne Grünsee still gebettet liegt zwischen ragenden Felsen, während sich der höhere Teil des Tales zu einem mit grobem Geröll übergossenen Hang verengert, welcher sich schließlich — den Namen „Pflaumscharte“ führend — einzwängt zwischen die schwindelnd hohen, finstern Wände des Stuhljoches und der Hochscheibe.

Als Gaby den nicht gefahrlosen Niederstieg, der an manchen Stellen nur durch die vielfach in die Felsen eingelassenen Eisensprossen ermöglicht wird, vollendet hatte und sich raschen Schrittes der Almhütte näherte, klang ihm aus dem Innern derselben lautes Lachen, und fröhliches Geplauder entgegen.

Ihn lockte das nicht, und so wanderte er der Hütte vorüber dem See entgegen. Nur noch eine kurze Strecke trennte ihn vom Ufer, als er plötzlich hinter seinem Rücken eine bekannte Stimme hörte: „Gaby! He! Gaby!"

Er wandte sich und sah vor der Türe der Sennhütte den Bartholomäer Forstgehilfen stehen, ohne Hut und Gewehr, die Pfeife im Mund, mit beiden Armen winkend — eine stämmige mittelgroße Gestalt.





„Grüß' dich Gott, Fröbl!"

„Grüß' dich Gott, Gaby! Jetzt bin ich nur froh, daß ich dich noch g'sehen hab'! Wo wärst denn hing'rennt jetzt?"

„Nunter zum Förster."

Fröbl lachte. „Willst ihm 'leicht den Schuß von heut früh zum Rapport bringen?"

Betroffen sah Gaby auf. „Wer hat denn g'sagt . . ."

„G'sagt? Kein Mensch hat 'was g'sagt! Der Förster

hat den Schuß selber g'hört, wie er heut am Morgen in die Seewänd' drüben auf der Birsch g'wesen is. No, du, der hat weiters net umg'arbeit', wie er heim'kommen is! Mich hat er gleich ang'fahren, als ob ich 'was dafür könnt', daß jetzt in dei'm Bezirk droben der Lumpengregori schon den ganzen Sommer dauert. ,So 'was is ja aus der Weis! Der reine Schand und Spott!' hat er grad in ei'm Trumm allweil g'schrien. Ich und der ander' G'hilf, wir haben uns gleich verzogen vorm Wetter . . . bis mich der Förster wieder g'rufen hat! Ja, und jetzt hat er mich 'raufg'schickt zu dir, und ich soll dir sagen, daß er morgen in der Früh kommt, um selber nachz'schauen, wo denn die Sach' ihren Hacken hat."

Fröbl schwieg, und während er den Wasserkolben seiner Pfeife entleerte, blickte er unter bedenklich emporgezogenen Brauen hervor auf Gaby, der mit erblaßten Wangen vor ihm stand.

„Ja, schau," sprach Fröbl nach einer Weile weiter, „ich muß selber sagen: so geht's nimmer länger! Es muß ein' End' haben! So 'was fallt ja auf uns alle! Es reden ja d'Leut schon davon! Kaum daß sich ein Jaager wo sehen lassen kann, ohne daß er g'spöttelt und g'hieselt wird! Und das alles wegen deiner! Da möcht' sich unsereins bedanken!"

„Von dir, Fröbl, hätt' ich z'letzt denkt, daß du so

daherredst," stieß Gaby über die zitternden Lippen. „Was kann ich denn dafür . . ."

„Dafür! Dafür können tust freilich nix, aber dafür tun hättst schon lang 'was sollen! Und das hätt' sich auch machen müssen! Es wär' doch zum Teufel, wann so ein Lumpenkerl, der sich den ganzen Sommer an ei'm Fleckl umeinandertreibt, net zum kriegen wär'! Aber natürlich, da heißt's halt d'Schuh' verwetzen und net die lederne Hosen auf der Sennerin ihrem Bankl."

„Du, Fröbl, ich sag' dir's ..." fuhr Gaby drohend auf.

„No, no, no, was hast denn! Das is meiner Seel' doch 'was Alts, daß mein guter Freund Gaby in das weißzopfet' Riesenweibl da droben verschameriert is bis übern Hals."

Eine tiefe Röte schoß in Gabys Wangen. „Ob's jetzt so is, oder net ... das g'hört net daher! Denn wenn's auch so wär' . . . mein' Lieb', das kannst mir glauben, Fröbl, wär 's Allerletzte, was mich nur in der g'ringsten Weis' mein' Dienst versäumen ließ', im Gegenteil, sie müßt' mich ja grad noch drauf hinweisen, daß ich ein' doppelten Eifer hab' und daß ich mich doppelt gut stell'!"

Und da er nun einmal mit den Worten im Zuge war, schilderte er dem Kameraden in Hast und Erregung die ruhelose Mühe all dieser vergangenen Wochen.

Immer und immer mit dem Kopfe nickend und dicke Rauchwolken über die schmalen Lippen paffend, hörte Fröbl

zu und hob, als Gaby schwer seufzend schloß, mit bedenklicher Miene die Achseln. „No ja, . . . ich glaub' dir schon!"

„Na, Fröbl! Sag so 'was net! Du denkst von mir net um ein Granl besser als die andern, wenn ich gleich g'stehen muß, daß ich mir so 'was von dir nie net erhofft hätt'. Meinst, ich hab's net g'merkt, wie du mit die andern, so oft ich 'nunter 'kommen bin, die Köpf z'sammg'steckt hast . . . oder wann mit die andern beim Diskurs in der Stuben g'sessen bist, daß jedesmal d'Red' aufg'hört hat, sobald ich ein' Fuß über d'Schwellen g'setzt hab'. Und weil ich schon dabei bin, sag ich's auch grad 'raus: wann der Förster in der Letzt allweil so herg'fahren is über mich, meinst, da hab' ich's net 'rausg'hört, daß aus'm Förster seine Wort' noch ein anderer redt, den's 'leicht in d'Nasen g'stochen hat, daß ich die ganze Zeit bei meine Fürg'setzten so gut g'standen bin . . . und der jetzt mein Unglück nutzt, um mich noch tiefer 'neinz'drucken, als ich selber schon drin steck'. Recht kameradschaftlich, ja, das muß ich sagen!" Mit zitternder Hand rückte Gaby den Hut in die Stirn und blickte feuchten Auges empor zur nackten Felsenhöhe der Tauern.

Fröbl schien keine Zeit zur Antwort zu finden — so viel hatte er mit seiner leergerauchten Pfeife zu schaffen.

Da nickte Gaby seufzend vor sich hin, verzog die Lippen zu einem bitteren Lächeln und sagte: „No also, b'hüt dich Gott jetzt! Und wann wieder 'nunter kommst, so grüß' mir die andern."

„Was hast denn? Wo willst denn hin?“

„Mein' Grenzgang will ich machen, damit ich mir selber wenigstens sagen kann, daß ich bis zum letzten Augenblick in jeder Stund' mei'm Dienst g'recht g'wesen bin . . . wenn's auch sonst keiner glaubt.“

„Jetzt sei net so verruckt! Heut machst die Sach' auch nimmer anders . . . und am hellichten Tag wird dir doch kein Lump umeinandersteigen. Geh weiter, komm mit 'rein in d'Hütten zur Wabei . . . mit der is gar ein lustigs Reden!“

„Ich dank' dir schön! Zum lustig Reden ist für mich jetzt kein Zeit net!“

Fröbl zuckte die Achseln. „No ja, wann dich halt gar net halten laßt . . . meintwegen! Morgen in der Früh komm' ich nachher schon 'nauf, eh' der Förster droben is . . . vor neune, zehne kann er ja doch net da sein. Übernachten tu' ich gleich da in der Grünseehütten.“

„Da wünsch' ich dir ein gutes Liegen. Aber gelt, gib fein Acht... weißt, der Wabi ihr Bankl könnt' dengerst auch ein bißl z'rauh sein für d'Jaagerhosen. Wär' schad' um die deinig', wenn du s' verwetzen tätst . . . sie schaut so schön schwarz her! Und b'hüt dich Gott jetzt!“

Gaby lüftete den Hut, und unwillig von Fröbl sich abwendend, folgte er weitausgreifenden Schrittes dem Pfade, der vom Grünsee über die Wände emporführt bis zur Kuppe des Klunkerers.

Um diese zu erreichen, hatte Gaby wohl eine Stunde zu steigen.

Während er Fuß um Fuß über die verwitterten Felsstufen emporhob, begann er bald seine Müdigkeit wieder zu spüren. Eine finstere Verdrossenheit lag in seinem Blick und über seinen Mienen — hatte ihn doch die eben erlebte Szene jählings wieder aufgerüttelt aus dem Taumel seines Glücks!

So schlimm also stand seine Sache schon! Man hatte seine Meldung gar nicht mehr abgewartet, er hatte eine förmliche Untersuchung zu gewärtigen, vielleicht war er selbst schon der Mitschuld verdächtig, und Fröbl zu seiner Überwachung ausgesandt?

Gabys Stolz und Ehrgefühl bäumten sich unter solchen Vermutungen — und die Gedanken, die ihm daraus erwuchsen, wurden ihm nun zur doppelten Marter, nun, da er um die Hoffnungen seiner Liebe willen wünschen mußte, in seinem Berufe makellos und unantastbar dazustehen.

Als er den Gipfel des Berges erreicht hatte, setzte er sich seufzend zu kurzer Rast auf einen moosigen Stein und neigte unter grübelndem Sinnen seine Stirn in die aufgestützten Hände.

Gaby war kein Frömmler, jedoch ein frommer Sohn seines Glaubens, eines Glaubens freilich, wie ihn der Hochlandsbauer im Herzen trägt: ein Glaube, der un-



Er neigte unter grübelndem Sinnen seine Stirn . . .

trennbar verwachsen ist mit allem Aberglauben. Zu hundertmalen hatte sich Gaby in den vergangenen Wochen schon gesagt, daß all dies unentdeckbare, geheimnisvolle Treiben nur mit Hilfe unheiliger Dinge bestehen könnte — und als er nun in seiner Pein und Qual so dasaß auf dem kalten Steine, schoß ihm wider willen der Gedanke durch den Kopf, daß er gerne einen Teil seiner zu hoffenden Seligkeit dahingeben würde, wenn ihm der Böse beistehen möchte zur Entlarvung des tückischen Diebes. Freilich verdammte er sich im gleichen Augenblicke selbst um dieses sündigen Gedankens willen — gedacht und empfunden aber hatte er ihn dennoch, und so rasch auch ward er ihn nicht wieder los.

Bitteren Unmut gegen sich selbst im Herzen, erhob er sich endlich und stieg dem Tal der Feldalm zu.

Als er eine weit über den Berghang hinausspringende Platte betrat, sah er in der Tiefe den Fundensee liegen, rot leuchtend im Widerschein der sinkenden Sonne.

Auch Burgeis Hütte lag vor seinen Blicken. Mit lautem Pochen schlug ihm das Herz an die Rippen, und es zitterten ihm die Hände, als er das Fernrohr hob. Das Mädchen mußte in der Hütte sein, denn dicker Rauch qualmte aus dem Schindeldach. Vor der Türe sah Gaby Burgeis kleine Herde versammelt: die sieben Kühe und die beiden Kalben. Die beiden! Da hatte also wohl das verirrte Stücklein von selbst wieder den Heimweg gefunden.

Es war dem Jäger eine Wohltat, sein Mädchen um diese Sorge ärmer zu wissen.

Eilenden Schrittes stieg er vollends dem Tal entgegen. In der Nähe der verlassenen Feldalmhütte verhielt er den Fuß. Sein Herz zog ihn heimwärts, sein Pflichtgefühl aber widersetzte sich diesem heißen Wunsch, und so durchkreuzte er das Weideland und mühte sich über das Geröll des Stuhlgrabens empor bis zum Fuß eines wildzerrissenen, hart an der Landesgrenze liegenden Geschröffes, welches den Namen „Schottmal“ führt.

Hier war eine Stelle, von dichtem Latschengestrüpp verdeckt und von einem vorspringenden Felsblock überdacht, an welcher Gaby schon manch einen Morgen und manch einen Abend mit vergeblichem Passen verbracht hatte.

Er zwängte sich durch die dichten Büsche, breitete den Wettermantel, den er im Bergsack getragen, über das zerlegene Moos und ließ sich nieder.

Stunde um Stunde verging.

Nichts rührte sich in der weiten Runde. Einmal nur hörte Gaby ein leichtes Klappern der Steine, und als er in atemloser Spannung das Haupt erhob, sah er eine Gemsgeiße mit zwei Kitzen hinwegziehen über das Geröll.

Tiefer und tiefer sank die Dämmerung, und immer schärfer wehte der Abendwind, der mit seinem eintönigen Liede dahinfuhr über das zackige Gestein.

Ein um das anderemal waren dem Jäger bei regungs-

losem Lauschen schon die Lider zugefallen, und immer noch wehrte ihm die allzu streng geübte Pflicht den Heimweg.

Schon wandelte der Abend sich zur Nacht, schon brachen aus dem lichtverarmten Blau die flimmernden Sterne — und immer noch weilte Gaby. Gegen den moosigen Fels gelehnt, lag er, umfangen von tiefem Schlummer, der endlich wider Wissen und Willen des Jägers zu seinem langverweigerten Rechte gekommen war.

Ein sanftes, inniges Lächeln umspielte Gabys Lippen, ein Lächeln, welches holdselige Träume verriet, Träume von Glück und Liebe.

In lautloser Stille schwanden die Stunden der Nacht dahin, bis fern im Osten der erste fahle Schein erglänzte, der die Sterne erblassen ließ und bald zu leuchtendem Rot sich wandelte.

Da fuhr der Jäger plötzlich empor aus Schlaf und Traum, und es war ihm, als klänge in seinen Ohren der rollende Nachhall eines nahen Schusses. Mit wirren Augen spähte er umher — ein Blick auf den Himmel, ein Blick auf die taubenetzten Felsen ließ ihn erkennen, daß er den Heimweg verschlafen hatte.

Doch was beim Erwachen in seinen Ohren geklungen, war es ein Traum gewesen?

Zitternd vor Frost und Erregung stand er und lauschte hinaus in die nebeldurchflatterte Morgenluft.

Nun schwirrte durch die tiefe Stille ein Laut —

kaum vernehmlich, nur dem scharfen, geübten Ohr eines Jägers erfaßbar — und weitoffenen, funkelnden Auges starrte Gaby empor zur Grathöhe des Stuhljoches.

Scharf abgezeichnet am blassen Himmel sah er den dunklen Leib einer flüchtenden Gemse — nun tauchte weit hinter dem Tier eine raschhinschreitende Mannsgestalt über den Grat — und nun verschwanden die beiden in dem grauen, schattendurchwirkten Ton des steilen Felsenhanges.

Beim Anblick dieser Erscheinung war's wie ein Bann über dem Jäger gelegen — doch als sein Auge nur mehr den freien Grat und die leere Luft gewahrte, kam Leben in seine Glieder, und über seine Lippen klang es mit wildfreudigem, nur mühsam unterdrücktem Frohlocken: „Wart, Lump! Jetzt g'hörst mein!“

Ja! Der da droben war ihm sicher; hier gab es kein Entrinnen mehr! Von jener Höhe führt nur ein einziger Steig zu Tal — jener Steig, über welchen Gaby am verwichenen Morgen herniedergestürmt war mit so gefahrmißachtender Eile — und er mußte diesen Steig jetzt erreichen, ehe jener andere dort oben an die Rückkehr denken konnte.

Mit zitternden Händen riß der Jäger die Schuhe von den Füßen und verwahrte sie im Rucksack. Bergstock und Wettermantel ließ er in seinem Versteck zurück — zwei Patronen schob er, um sie rasch bei der Hand zu

haben, in die Westentasche — und so eilte er lautlos über das Geröll dahin, unbekümmert, ob ihm die spitzen Steine die nackten Sohlen blutig rissen.

Als er den Anstieg des schmalen, steilen Pfades erreichte, hielt er kurze Rast, um seinen Atem in ruhigen Gang zu bringen. Dann nahm er die Büchse mit festem Griff in beide Hände, spannte die Hähne und stieg der Höhe zu, langsam, jedes lockeren Steines achtend, die ernsten, entschlossenen Blicke spähend voransendend über den Weg.



Schon war er der Stelle nahe, an der sich die ragenden Felsen verflachen und sich zurückziehen vom Steige, während der Steig selbst hinweglenkt von den steil abfallenden Wänden der Pflaumscharte — und immer noch hatte Gaby nichts gewahrt und nichts vernommen.

Doppelt sein Ohr und Auge schärfend, verließ er den Pfad und strebte gebückten Leibes zwei mächtigen Steinblöcken zu, in deren schmalem Zwischenraum er einen günstigen Hinterhalt zu finden glaubte.

Er hatte die Steine erreicht und wollte schon in die Spalte treten, als er hinter den Blöcken ein klirrendes Geräusch vernahm.

Jäh schoß ihm das Blut im Herzen zusammen, und ein kurzes Zittern fuhr durch seine Hände. Doch nur für eines Gedankens Dauer überwältigte die Erregung seine Sinne. Schon spannten sich seine Finger wieder fest und sicher um den Schaft des Rohres — und jeder Nerv an ihm war entschlossene Ruhe, als er lautlos den hohen Fels umschlich.

Vor seinen Blicken weitete sich ein sanftgeneigter, von gelblichem Berggras und schütteren Latschen bewachsener Hang — und zwischen diesen mageren Büschen sah Gaby einen Menschen knien, welcher, dem Jäger den Rücken kehrend, die geraubte Gemse in die Tragriemen einzuschnüren begann.

Das war nicht jener Hüter vom steinernen Meer; den hätte Gaby auf den ersten Blick erkannt. Es war eine Gestalt von gedrungener Fülle. Außer Schuhen, Halbstrümpfen und kurzer Lederhose trug der Wilddieb nur ein graues, blusenartiges Hemd. Ein dickes schwarzes Tuch war turbanartig um den Kopf geschlungen. Braun war der freie Nacken, weiß aber waren die Knie, als hätten sie nie Sonne gesehen.

Unter seltsam beklemmenden Gefühlen gewahrte Gaby all diese Dinge, während er lautlos, jeden Busch als Deckung nützend, emporhuschte über den Hang.

Nun stand er hinter dem Diebe „Lump!“ fuhr es schneidend über seine Lippen, und die Büchse in der Rechten

haltend, schlug er die Linke mit eisernem Griff in die Schulter des Knienden.

Da fühlten seine Finger weiches, üppiges Fleisch. Mit einem gellenden Schrei, wie er nur einem Weibermund zu eigen ist, schoß die Gestalt vor ihm in die Höhe, daß unter dem jähen Ruck das graue Hemd zerriß — und zurücktaumelnd, mit tonlos gurgelndem Laut, starrte Gaby entgeisterten Auges auf eine halbentblößte Mädchenbrust und in das schreckensbleiche Antlitz der Geliebten.

Regungslos standen sich die beiden eine stumme Weile gegenüber.

„Burgei! Du?“ rang es sich endlich mit heiseren Worten von Gabys Lippen.

Ein Schauer rüttelte die Gestalt der Dirne, und während sie die Blicke an sich nieder zur Erde gleiten ließ, stieg ein brennendes Rot in ihre Wangen. Mit bebenden Händen raffte sie die Falten des zerrissenen Hemdes über die Brust, und ihre Lippen verzerrten sich unter einem bitter gezwungenen Lächeln. „Gelt, Gaby ... das hättst dir net 'denkt!“ stammelte sie mit einem Ton, in welchem Scham und furchtsame Scheu vereinigt lagen.

„Na, Burgei! Na! Das hätt' ich mir nie net denken mögen!“ raunte Gaby, und während seine Lippen sich nicht wieder schlossen, starrte er ins Leere und strich nur immerzu die Hand mit zitterndem Druck über die nasse, kalte Stirn. Nun preßte er das Haupt in den

Nacken, atmete tief, reckte sich empor, und Burgeis Antlitz mit einem Blick unsagbarer Trauer streifend, wies er nach einem niederen Stein: „Da . . . setz dich nieder derweil!“

Schweigend gehorchte die Dirne dem Worte des Jägers, schweigend kauerte sie auf dem Stein — ihren Mienen aber und dem Ausdruck ihrer Augen war es anzusehen, daß sie jetzt erst den häßlichen Ernst ihrer Lage zu erfassen begann. Mit scheuen Blicken verfolgte sie jede Bewegung des Jägers, der den kurzläufigen Stutzen, welcher neben der Gemse lag, mit dem Fuß unter die dichten Zweige eines Latschenbusches schleuderte und sich auf die Knie niederließ, um die Gemse tragfähig zu schnüren. Burgei sah, wie er die eigene Büchse zu Boden legte, und als er nun mit den Händen die Riemen faßte, sprang sie auf und flüchtete dem Steige zu.

„Burgei!“

Wild drohend klang dieser Ruf. Die Dirne wandte im Fliehen das Antlitz und verhielt erblassend den Fuß, da sie an Gabys Wange die Büchse sah, mit der Mündung gegen ihre Brust gerichtet.

Wankenden Schrittes kehrte sie zurück, und nicht eher ließ Gaby die Waffe sinken, ehe nicht Burgei wieder auf dem Steine saß.

Da meinte nun die Dirne wohl, daß es unklug von ihr gewesen, sich erschrecken zu lassen; Gaby liebte sie ja,

nie und nimmer würde er seine Drohung zur Wahrheit gemacht haben.

Doch ein Blick in Gabys Antlitz benahm ihr diesen Glauben. Hohl und fahl waren seine Wangen, seine Lippen so schmal, daß sie die Zähne nicht mehr zu decken vermochten, und starr lagen die Augen in ihren eingesunkenen Höhlen — dieses Gesicht glich dem Antlitz eines Toten, dem liebevolle Hände die Lider noch nicht geschlossen.

Die Kraft des Jägers schien gebrochen, denn nur mit Mühe wollte es ihm gelingen, die Gemse auf den Rücken zu heben. In beide Hände nahm er die gespannte Büchse, richtete sich schwer empor und näherte sich der Dirne um wenige Schritte. „Ich denk' mir, daß dein anders G'wand in der Näh' wo versteckt is, weil du's ja gestern so g'schwind bei der Hand g'habt hast. Geh nur voran . . . denn so . . . so kann ich dich net 'nunterführen!"

Mit ersticktem Schrei erhob sich Burgei und stammelte: „Gaby! Na! Na! Du willst mich nur schrecken! Das kann net sein . . . ich kann's net glauben, daß du mich 'nunterführen willst . . . 'nunter ins Ort und . . . und . . ." Die Angst würgte an ihrer Kehle.

„Was denn sonst?" gab der Jäger eisigen Tones entgegen. „Da gibt's kein' zweiten Weg. Ich führ' dich, wo ich jeden andern hing'führt hätt'. Und jetzt kein weiters Wort mehr! Komm!"

Der Klang seiner Stimme benahm der Dirne jede

Widerrede. Wankend tastete sie nach einem Zweig und stand eine Weile mit geschlossenen Augen; dann hob sie den Fuß zu einem unsicheren Schritt, und lenkte taumelnden Ganges dem Steige zu.

Mit kurzen, schweren Tritten folgte ihr der Jäger. Nur seine Füße rührten sich; in seinem Gesichte zuckte kein Nerv, steif saß ihm das Haupt zwischen den Schultern, und wie angeschmiedet lag ihm die Büchse in den starr gesenkten Händen.

Als sich der Weg zwischen den ansteigenden Felsen und den steil abfallenden Wänden zu gefahrvollem Pfade verengte, wurde Burgeis Gang noch langsamer und unsicherer. Als brächte ihr der Blick in die gähnende Tiefe Schwindel und Grauen, so hielt sie das Antlitz gegen die Felsen gekehrt — und während sie doch vor einer Stunde in flüchtigem, furchtlosem Laufe über den scharfkantigen Grat dahingeeilt war, tastete sie sich nun mit ängstlich zitternden Händen an den Steinen entlang.

„Ich kann nimmer, Gaby . . . ich kann nimmer!“ stöhnte sie plötzlich und ließ sich niedersinken auf eine Felsstufe, über welche sich eine nischenförmige Wölbung in die Steinwand senkte.

Schweratmend verhielt der Jäger den Schritt, und geneigten Hauptes lehnte er sich rastend an die Felsen.

Mit scheuem Blick streifte Burgei sein starres Gesicht; dann stierte sie eine Weile vor sich nieder, bis sie jählings,

in lautes Weinen ausbrechend, die Hände vor das Antlitz schlug: „Du bist schuld, Gaby . . . Du bist schuld an allem!“ klang es zwischen den Tränen und Tränen von ihren zuckenden Lippen. „Du hast mich verführt! Du! Ja, du! Du bist Tag für Tag zu mir in mein' Hütten kommen,



ohne daß ich dich g'rufen hätt' . . . und ohne daß ich dich g'fragt hätt' drum, hast mir fürg'redt in jeder Stund', wie's nix Schöners gäb' in der ganzen Welt, als so droben sein, z'höchst auf die Berg', wann d'Stern' verblassen und wann der Tag kommt! Mit hundertmal hast mir's net oft g'nug sagen können, wie ei'm 's Herz

aufschlagt bis in' Hals, wann so der Gamsbock hersaust übers G'schröff, und wann der Schuß kracht und herhallt von die Felsen! Schau, Gaby ... ein wilds Blut hab' ich g'habt, seit daß ich leb' ... und deine Reden haben's g'weckt! Da hat kein Wehren g'holfen ... ich hab's probieren müssen! Es is mir 'glückt aufs erstemal, und wie ich den richtigen Sinn von deine Reden erst vermerkt hab', hat's mich g'halten wie mit eiserne Finger, und 'naus hat's mich 'trieben ... allweil wieder 'naus!"

„Red' so 'was net!" unterbrach sie der Jäger mit klangloser Stimme. „Wann grad ein jeder alles ausführen möcht', wozu 's ihn treibt im guten oder schlechten Sinn, da tät's bald traurig ausschaun in der Welt. Und wenn's dir schon kein' Ruh' nimmer g'lassen hätt' ... schau, nur ein Wörtl hättst mir sagen brauchen, und ich hätt' dich mit mir g'nommen in der Früh, so oft's dich g'freut hätt'. Aber freilich ... das wär' ja nachher net g'stohlen g'wesen und net betrogen!"

„G'wiß, Gaby, g'wiß, an die hundertmal hab' ich mir's 'denkt, aber nie net hab' ich mir's zum sagen 'traut. Ja ... wann ich g'wußt hätt' ... was ich weiß seit gestern ..."

„Geh! Hast dich doch vor mir net g'forchten!" fuhr es mit überquellender Bitterkeit von Gabys Lippen. „Hast doch sonst um alles fragen können, was du wissen hast müssen, damit du's so hast treiben können die ganze Zeit

her! Und g'wiß, du hättst den Mut nie g'habt, um so 'was z'fragen, wann net so sicher g'wesen wärst, daß ich dir alles sagen muß. Denn wie ich mit mei'm Herzen g'standen bin zu dir, das hast net gestern erst erfahren, das is dir klar g'wesen vom ersten Tag an, seit du herоben bist am Fundensee."

„Na, Gaby, na! Wohl hab' ich's 'denkt und g'meint, g'wiß aber weiß ich's erst seit gestern," stotterte Burgei, und während ein scheues Lächeln auf ihren Lippen erschien, suchte sie mit den Blicken Gabys Augen und fügte leise bei: „und net von dir allein . . . jetzt weiß ich's auch von mir!"

In sich zusammenschauernd preßte Gaby das Haupt in den Nacken. „Burgei! Unser Herrgott soll dich niemals strafen für dein' Lug! Du? Du willst mir sagen, daß sich in dir 'was rührt für mich . . . du, die mein Vertrauen g'sucht und g'nutzt hat, damit mein' Ehr' hast b'schandeln können, so, daß mich 's Forstamt bald mit Schand' und Spott vom Dienst g'jagt hätt', so, daß mich der Förster heut schon selber für ein' Lumpen halt', den man heimlich überwachen muß! Du hast mit ang'schaut, wie ich die ganze Zeit her umeinander g'rennt bin, halb verruckt vor Sorg' und Gram . . . Du hast mir gestern mit dei'm Judaskuß noch d'Augen 'deckt und mein' Verstand verwirrt . . ."

„Gaby! So kannst reden . . ."

„Ja, so kann ich reden, und ob mir 's Herz auch blut', und ob ich mein', es bringt mich um! Glaubst 'leicht, ich weiß net, weswegen jetzt zu solchene Wort dein' Zuflucht nimmst? Aber na, Burgei, na! Da gibt's kein' Ausweg mehr ... für dich net und net für mich! Von meiner Lieb' hast nix mehr z'hoffen! Mein' Lieb' is lang verspielt ... drum will ich d'Ehr' jetzt wieder haben!"

„Die sollst ja haben, Gaby," fiel die Dirne mit zischenden Worten ein, „ganz sollst du s' haben, so daß dir kein Mensch mehr ein Wörtl dagegen sagen kann. Und schau, da weiß ich ein' Weg, der mir doch Zeit ließ', daß ich dir beweisen könnt', wie jetzt mein ganzer Sinn an dir hängt, so wie d' Rind am Baum. Du kennst ihn ja ... der Hüter drüben am Steinernen Meer ... der is ja mit an allem schuld ... er hat mir 's G'wehr verschafft, und wann ich 'was g'schossen hab', hat er's vertragen. Jetzt paßt er schon wieder drunt' in meiner Hütten ... und schau, Gaby, schau ... ich will dir sein' Weg verraten, und wann er 's Gams am Buckel hat, packst ihn auf und führst ihn 'nunter statt meiner. Und nachher, Gaby ... nachher kommst zu mir, und alles ist gut! Denn der ... den kenn' ich ... der verrat' mich net!"

„Weil er sich wohl für sein Schweigen den selbigen Dank verhofft, den d' mir versprichst? Burgei, Burgei ... jetzt erst kenn' ich dich ganz! Doch will ich sonst von gar nix reden ... aber wenn ich schon meinet, ich müßt'

dir die Schand' ersparen, die dir am heutigen Tag noch zusteht . . . eh' ich deswegen zu solchener Schlechtigkeit mein' Hand bieten möcht', eher springet ich lieber mit gleiche Füß' da 'nunter über d'Wand!"

Erblassend fuhr die Dirne auf; mit beiden Händen an die Felsen sich stützend, heftete sie die funkelnden Augen an Gabys Lippen und ließ dann ihre Blicke langsam niedergleiten in die finster gähnende Tiefe.

„Was aber möcht's dir helfen?" sprach der Jäger mit bedrückter Stimme weiter. „Da hättst nachher grad zu allem andern mein Leben noch am G'wissen . . . für nix und wieder nix! Heut kommt der Förster 'rauf, und drunt' am Grünsee ist der Fröbl, der g'wiß schon lang wo 'rumsucht in der Näh', weil er ja dein' Schuß hat hören müssen. Und die zwei . . . schau, Burgei, die haben offene Augen . . . die zwei sind net verliebt! Es gibt kein' andern Weg, und da heißt's halt tragen, was dir aufg'laden hast . . . dir . . . und mir! So komm jetzt! Geh!"

Noch war ihm das letzte Wort nicht von den Lippen, da lag schon, eh' er es hindern konnte, Burgei vor ihm auf den Knien, und während sie die Hände in seine Hüften krampfte, flehte sie mit rauher, krächzender Stimme zu ihm empor: „Gaby! Ich bitt' dich um alles in der Welt! Tu mir eine solche Schand' net an! Ich kann's net verwinden, daß ich fort soll von da . . . fort am Weg



„Ich will dir's vergelten, mit Leib und Seel'!"

ins Zuchthaus . . . daß d' Leut' herlaufen sollen hinter mir mit Spott und G'lachter . . ."

„Und was meinst denn, Burgei, wie's mir is, daß grad ich dich führen soll auf so ei'm Weg!" stöhnte Gaby, während aus seinen starren Augen die Tränen in dicken Tropfen niederrollten. „Denn wenn ich hundert Jahr' noch leb' . . . ich bin ein g'storbener Mensch vom heutigen Tag an! Was dir jetzt zusteht, das fallt um meiner Lieb' willen auf mich selber z'ruck mit doppelter G'walt."

„Siehst es, Gaby, siehst es, dei'm Herzen kannst ja net wehren . . . und was ich dir all'weil g'wesen bin, das bin ich dir jetzt noch, grad so gut, trotz allem und allem! Und ich will dir's vergelten, Gaby . . . mit Leib und Seel' . . ."

„Laß gut sein, Burgei . . . laß gut sein! Ja, du hast recht . . . trotz allem und allem, ich kann meiner Lieb' net wehren! Traurig g'nug für mich! Zum Lumpen aber soll s' mich doch net machen. Dem König is mein' Treu' verschworen und mein Leben . . . und geht mir auch d' Lieb' schon übers Leben, so geht mir doch über d' Lieb' noch mein Schwur!"

„So halt' dem Teufel dein' Schwur!" fuhr die Dirne kreischend auf, und die Büchse des Jägers beiseite schlagend, stieß sie dem Ahnungslosen mit wilder Gewalt die beiden Fäuste gegen die Brust.

Wankend taumelte Gaby dem Abgrund entgegen —

während er mit schlagenden Armen das Gleichgewicht zu halten suchte, schwirrte schon die Büchse in kreisendem Fall der Tiefe zu, und unter der Wucht des Aufpralls entlud sie ihre beiden Läufe. Gaby stürzte und glitt hinweg über die schiefen Felsplatten, glücklich haschte er im Sturze mit beiden Händen noch den zackigen Bord des Pfades — aber da stieß ihm die Dirne, wie von rasendem Wahnsinn befallen, die schwergenagelten Schuhe über die Knöchel der eingekrampften Finger. „Burgei!“ glitt es, nicht wie ein Ruf, nur wie ein Hauch noch, wie ein Seufzer unsäglicher Trauer über Gabys weiße Lippen, und die starrblickenden Augen emporhebend zum lichterwachten Himmel, öffnete er die blutübersprudelnden Hände und verschwand in der Tiefe.

„Herr Jesu, vergib . . .“ so klang es noch mit klagendem Laut empor — schon aber wurden diese Worte erstickt von einem dumpf anhebenden Sausen und Brummen, das sich verstärkte, das sich vermischte mit dem Prasseln und Knattern mitstürzender Steine — nun ein dröhnender Aufschlag und lautlose Stille herrschte wieder in der Tiefe.

Mit dem Rücken an die Felswand gelehnt, die Arme mit den gespreizten Fingern weit ausgespannt, so stand die Dirne und stierte vorgeneigten Hauptes hinunter in das stumme Dunkel der Schlucht.

Nun hob sie den Kopf, und während ihr die Augen

weiß aus den Höhlen quollen, sog sie mit einem langen, röchelnden Atemzug die kühle Morgenluft zwischen die Zähne.

Ein Zittern



überlief ihren Leib, ein fieberhaftes Rühren überkam ihre Hände, und die Nägel der rastlos zuckenden Finger einschürfend in das verwitterte Gestein, wandte sie das Antlitz bald zur Rechten, bald zur Linken, mit irren Blicken ausspähend über den öden Pfad.

Da löste sich unter ihren Händen ein Stück des Gesteines und klirrte auf den Grund des Steiges — heftig schrak die Dirne in sich zusammen, von ihren Lippen gellte ein markerschütternder Schrei, und in sinnlos hastigem Laufe stürmte sie über den steilen Pfad dem Tal entgegen.

Immer und immer wieder inmitten dieser rastlosen Flucht wandte sie das Gesicht und starrte mit glasigen Augen ins Leere — und wohin sie auch die Blicke kehrte, erschien ihr jeder Stein, jeder Schatten, jeder Rasen und Zweig wie ein bleiches menschliches Antlitz mit traurigen, tränenvollen Augen — jedes Geräusch, das sie vernahm, das Rollen und Fallen der Steine, und selbst das Klappen der eigenen flüchtenden Tritte, alles klang in ihrem Ohr wie ein immer gleicher, klagender Ruf: Burgei — Burgei — Burgei —

Schon hatte sie den Stuhljochgraben erreicht — ihre Kraft drohte zu versiegen, aber Angst und Entsetzen trieben sie weiter, hinunter über das rasselnde Geröll und quer über das Weideland der Feldalmhütte entgegen. Mit zitternden Händen drückte sie die morsche Türe aus den Fugen und verschwand in dem dunklen Raum.

Als sie nach kurzer Weile wieder aus der Hütte trat, bebend am ganzen Leib, mit martervollen Blicken die stille Runde umkreisend, da waren ihre lichten Zöpfe ledig des verhüllenden Tuches, nackt die beiden Arme, unbeschuht

die braunen Füße, und wieder trug sie den roten Rock und das weiße Linnenhemd.

Wankenden Ganges schlich sie dahin, dem Pfade folgend, der dem See entgegenführt — doch immer nach wenigen Schritten wieder verhielt sie den Fuß und preßte die beiden Fäuste gegen die Schläfe. Immer wieder schloß sie die Augen — was aber half es ihr? — selbst durch die zuckenden Lider hindurch gewahrte sie das bleiche Gesicht mit den treuen, traurigen Augen — und was zu ihr aus diesen Augen sprach, war weder Zorn, noch Vorwurf und Verdammung, nur Liebe — Liebe!

Burgei — Burgei — Burgei! hallte und klang es in ihren Ohren, und in den immergleichen Hall dieses Namens mischten sich warme, flehende Worte, die von Liebe sprachen und um Liebe warben.

So schritt sie dahin und merkte nicht, daß ihr Fuß abirrte vom Pfad, daß ihr Gang, von Schritt zu Schritt sich verschnellernd, schließlich zu hastendem Laufe sich wandelte — und als sie den Stuhljochgraben erreichte und mit keuchender Eile sich emporarbeitete über das Geröll, war in ihrem Innern ein Fühlen erwacht, unter welchem ihr das Entsetzen und das Grausen über ihre Tat zu hundertfacher Qual und Marter wurden: die Hoffnung, noch zu helfen und zu retten — jenen zu retten, den sie hatte morden müssen, um zu erkennen, daß sie ihn liebte!

Jeder Gedanke wohl sagte ihr, daß es aus solcher Tiefe keine Rettung gab — und dennoch hoffte sie!

Mit blutenden Füßen erreichte sie die Höhe des Grabens, abgewandten Gesichtes eilte sie vorüber an dem bergwärts führenden Pfad und mühte sich zwischen den ragenden Wänden nieder über die klüftigen Steine in das dämmerige Dunkel des tiefer und tiefer sich senkenden Schluchtengrundes.

Nun mußte die Stelle kommen, nun bald — — da war sie jetzt!

„Ooooh!" Wie ein nicht endenwollendes Stöhnen klang dieser Laut von Burgeis Lippen, und erschaudernd

das Haupt in den Nacken pressend, schlug sie die beiden Hände vor das Antlitz.

Was da zu ihren Füßen lag, das war nicht menschliche Gestalt mehr — es war ein grauenvolles Wirrsal zerfetzter Gewandung und zerrissener Glieder — doch unversehrt über allem lag das Haupt mit offen gebrochenen Augen.

„Herrgott im Himmel! Was bin ich für Eine! Was bin ich für Eine!" rang es sich mit dumpfen Lauten von Burgeis blutlosen Lippen.

Da klangen Schritte aus der Tiefe, und über die Felsen tauchte Fröbls stämmige Gestalt empor.

„Mar' und Joseph!" schrie der Jäger, erblassend in jähem Entsetzen. „Mar' und Joseph, was is da passiert!"

Aufkreischend hatte Burgei bei dem Klang seiner Stimme die Hände vom Gesicht gelöst, und während sie mit starren Augen an Fröbl hing, begannen ihre Lippen ein wirres Murmeln und Stammeln.

Diese Erstarrung aber wandelte sich plötzlich in unheimliches Leben; rückwärts taumelnd wandte sich die Dirne der Höhe zu, und mit beiden Armen die Ohren deckend, stürzte sie bergan unter wimmerndem Geschrei und abgerissenen Lauten, deren Sinn den entsetzten Jäger zwang, die Flüchtige zu verfolgen.

Eine wilde Jagd begann — empor über die steilansteigende Scharte zur Höhe des Stuhljochgrabens und

durch diesen hinunter ins Almental. Auf den Steinen bezeichnete eine blutige Fährte den Weg der Fliehenden. Die Zöpfe fielen ihr vom Haupte, lösten sich, und gleich einem weißen wehenden Mantel flatterte hinter ihr das offene Haar.

Die Verzweiflung gab ihr neue, doppelte Kräfte, und so dehnte sich mehr und mehr der Raum zwischen ihr und ihrem Verfolger. Schon hatte sie den See erreicht und gewann das Felsentor der Teufelsmühle, als Fröbl niederkeuchend über den letzten Grashang, am oberen Ende des Sees den Förster gewahrte, der gemachen Schrittes dem Jägerhaus entgegenwanderte. Rasch entschlossen schoß der Jäger seine Büchse ab und schrie, da der Förster sich wandte, mit kreischender Stimme über den See hinweg: „Förstner! Förstner! Halten S' das Weibsbild auf!“

Unter der Türe von Burgeis Hütte war beim Hall des Schusses eine bärtige Mannsgestalt erschienen, die nun mit überstürztem Lauf der nahen Grenze entgegenflüchtete, während die beiden Jäger die Dirne einzuschließen suchten auf jenem schmalen Ufersteig, welcher eingekeilt liegt zwischen ragende Wände und bodenloses Gewässer.

Inmitten dieses Pfades hielt Burgei wankend inne. Von beiden Seiten sah sie die Verfolger nahen — sie hörte jedes Wort, welches Fröbl dem Förster zuschrie

und der Förster dem Gehilfen — näher und näher kamen die Jäger, schon streckte der eine die Arme aus, um die Dirne zu haschen — da tönte von ihren Lippen ein gellender Schrei, mit wildem Satze sprang sie über das Ufer hinaus und verschwand in der weiß aufspritzenden Flut.

Mit triefendem Haupte tauchte sie wieder auf und teilte mit schlagenden Armen das Wasser, um das andere Ufer zu gewinnen; doch wie mit eisigen Klammern faßte die Strömung des Grundes ihre Füße. Mit den Kräften der Verzweiflung widerstrebte Burgei dieser dunklen Macht, welche sie unerwehrbar dem schäumenden Strudel der Teufelsmühle näher zog. Schon griff die wirbelnde Flut nach ihrem Gewand. „Gaby, Gaby!“ klang es mit schrillenden Lauten empor in die Lüfte — noch ein letztesmal hob Burgei die Arme aus dem Gewirbel des Wassers, dann schlossen sich ihre Augen, als schwänden ihr vor Grausen die Sinne, und lautlos tauchte sie nieder in den kreisenden Schlund, während ihre Haare für eine flüchtige Weile noch gleich weißem Moosgeschling die Wände des gurgelnden Trichters umspielten.

Auf dem Pfade standen mit erblaßten Gesichtern die beiden Jäger.

Unter ihren Füßen verstummte jählings jenes dumpfe Rollen und Tönen — unheimliche Stille herrschte durch wenige Sekunden — dann begann der Grund aufs neue sein Schwanken und Schüttern, aufs neue erhob

sich im Innern der Erde das grollende Brummen und Brausen.

Das gestörte Werk der Mühle ging wieder den alten Gang.





Der Letzte.

1883.



Verirrt! Das ist ein unbehagliches Wort. Man steht zu dämmernder Zeit auf ödem Feld und sieht in der Runde, so weit die Blicke reichen, kein Dach, keinen Kirchturm und keinen steigenden Rauch — man steht im Wald, in dem die Vögel schon zur Ruhe gegangen, und sieht keinen Weg, nur finstere Bäume; und über den dunklen Ästen schimmert kein Stern, der als Weiser dienen möchte.

So steht man lange Minuten, blickt ratlos und verlegen umher und rührt mit unbehaglichem Empfinden die Schultern unter der Joppe.

Schließlich rückt man den Hut und wandert zu und immer zu, im Dunkeln stolpernd und stürzend über Steine, Wurzeln und Gräben — man ärgert sich, man brummt und flucht wohl auch; aber man weiß, daß man am Ende doch zu einem Weg, zu einem Haus und Dorf gelangen muß.

Schlimmer ist das in den Bergen. Da hat der heiße Jagdeifer bei Verfolgung eines angeschossenen Wildes den Jäger in die Wände gelockt — und da sieht er sich plötzlich an einer Stelle, an welcher jeder weitere Schritt den Sturz bedeutet.

Das heißt dann nicht mehr „verirrt", das heißt „verstiegen" — und dieses letztere Wort hat einen weit unliebsameren Beigeschmack als das erstere. Davon weiß ich zu erzählen. Doch will ich solch eine Geschichte nicht um ihrer selbst willen berichten, sondern dem alten Mann zuliebe, den ich dabei kennen lernte.

Es war ein Tag in der ersten Augustwoche. Bei dämmerndem Morgen verließ ich die hochgelegene Jagdhütte und folgte einem Birschpfade, den ich des öfteren schon mit Weidmannsglück begangen hatte. Er führte mich durch ein flachgehöhltes, grobsteiniges Felsental, das von zahlreichen Murmeltieren bewohnt ist, deren schrille Pfiffe ab und zu die tiefe Morgenstille unterbrachen; dann senkte der Weg sich niederwärts über lärchenbestandene Hänge und stieg wieder empor durch latschen-

überwucherte Mulden und Rinnen, bis er schließlich in ziemlich gleichbleibendem Niveau die in weitem Bogen gekrümmten Wände und Schroffen umkreiste.

Langsamen Fußes schritt ich dahin, jedes Geräusch vermeidend, auf und nieder spähend mit emsigen Augen. Mir zur Linken senkte sich der Grund dem Bergwald zu, und leise rauschten da drunten vor dem talwärtsziehenden Winde die zierlichen, lichtgrünen Wipfel der Lärchen. Breite Lawinengassen hatten stellenweise den Wald durchbrochen und ließen den Blick hinuntergleiten in die graue Seetiefe, über welcher noch die vielgestaltigen Frühnebel wallten und wogten. Mir zur Rechten stiegen die brüchigen Felsen schief auf zu einer Höhe von etwa hundert Meter, in eine schütter bewaldete Kuppe sich verlierend.

Wieder lenkte ich um eine Ecke — da rollten und klapperten mir zu Häupten die Steine, und ich sah einen feisten Gemsbock in kurzen Sätzen den höher gelegenen Felsen entgegenflüchten. Nun galt es, gut zu zielen; mein Schuß durfte nur verwunden, da ein tötlicher Schuß das Wild in unwegbare Tiefen gestürzt hätte. Jetzt krachte meine Büchse — das Tier wankte, verhielt sich wieder, zog mit gekrümmtem Rücken über den rinnenden Sand der Höhe zu und entschwand zwischen klotzigen Felsen meinen Blicken.

Lautlos verharrte ich eine geraume Weile; dann suchte ich auf dem Pfad eine Stelle, von welcher aus

mein Auge einen Weg hinter jene Felsen fand — und da sah ich auch auf einer leichtgeneigten Platte den Gemsbock liegen, bereits verendet.

Ohne langes Besinnen begann ich den Aufstieg. Anfangs machte sich die Sache ganz passabel; je mehr ich aber zur Höhe kam, desto steiler wurde der Grund und desto brüchiger auch, so daß ich bald für Fuß und Bergstock keinen festen Halt mehr zu finden wußte und nur noch vorwärts kam, indem ich mir für jeden Schritt mit scharrendem Schuh in das verwitterte Gestein eine Staffel grub. Lange Minuten stand ich oft an einer Stelle, um zu rasten und wieder ruhigen Atem zu bekommen. Ich dachte wohl an die Umkehr; diese wäre aber noch weit gefahrbringender gewesen als der fernere Aufstieg, da ich in dem Steingrund, welcher aus schiefliegenden Splittern und Blättchen bestand, wohl noch für den aufstrebenden, aber nicht mehr für den niedergreifenden Fuß einen halbwegs verläßlichen Halt finden konnte. So stieg ich denn mühselig höher und höher, von dem ersichtlichen Troste gestärkt, daß von der Stelle, an der die massigeren Felsen begannen, der fernere Aufstieg bis zur Kuppe zwar immer noch eine Beschwerde aber keine Gefahr mehr zu nennen war.

So gelangte ich endlich in die Nähe des ersten großen Felsens, den ich auf dem brüchigen Gehäng noch umgehen mußte, da er zu hoch und zu glatt war, um über-

klettert zu werden. Wieder schürfte ich mir eine Stapfe, als plötzlich unter dem tiefer stehenden Fuße der Grund zu weichen begann. Zeit, um zu denken, war da nicht mehr — mit einem herzhaften Satze sprang ich den Felsen zu und faßte auch glücklich festen Fuß, während hinter mir das staubüberwirbelte Geröll zur Tiefe fuhr.

Da stand ich nun auf einem grasigen Fleck von der Größe eines Stuhlbrettes; ein leichtes Zittern rührte meine übermüdeten Knie; ich nahm meine Büchse vom Rücken, lehnte sie mit dem Bergstock in die Felsecke, setzte mich nieder und betrachtete meine Hände, die den Händen eines Maurers glichen; das alles tat ich völlig gedankenlos — in den ersten Augenblicken einer überstandenen Gefahr versagt das Gehirn des Menschen, und es überkommt ihn eine seltsame Art von Stumpfsinn. Wird er dann wieder eines klaren Gedankens fähig, so denkt er vorerst nur das eine: wie es nun wohl um ihn stünde, wenn er die Gefahr nicht überstanden hätte.

Es waren recht unerquickliche Bilder, die meine Phantasie mir unter dem Zwange dieses Gedankens zeigte.

Nach kurzer Rast erhob ich mich wieder, um vorerst meine Lage des Genaueren zu mustern. Das Ergebnis war kein beruhigendes: vor mir und mir zur Linken das unwegsame, schiefrige Gehänge, mir zur Rechten und hinter mir der glattaufragende Fels, der von einer Höhe war, daß ich Arme von doppelter Länge hätte haben

müssen, um seine Kante zu erreichen. Etwa fünfzig Meter unter mir umzog der sichere Steig die Wand — über ihm draußen aber lag die gähnende Tiefe.

Da gab es nun für mich, um wieder vom Fleck zu kommen, drei Möglichkeiten, die ich freilich mit gleichem Rechte auch Unmöglichkeiten nennen durfte. Ich konnte versuchen, im Sprung mit den Händen die Kante des Felsens zu erfassen, um mich über den scharfen Rand emporzuziehen. Wenn ich aber zu kurz sprang?? — Ich konnte in sitzender Stellung über das Gehänge hinunterrutschen, in der Hoffnung, daß ich mich trotz des heftigen Aufpralls auf dem Steige anzuhalten vermöchte Wenn aber diese Hoffnung trog?? — Ich konnte auch den Versuch machen, noch einmal den früheren Weg zu betreten, um auf dem brüchigen Steingrund den Felsen zu umklettern.

Hiezu entschloß ich mich auch, ergriff den Bergstock und begann mit seiner scharfbeschlagenen Spitze tiefe Stufen in das steile Geschiefer zu bohren.

Plötzlich hielt ich inne in dieser schweißbringenden Mühe und lauschte der Höhe zu.

Was ich gehört hatte, war wie der Tritt eines menschlichen Fußes gewesen und wie ein Räuspern oder Husten.

„Hu . . u . . u . . up!“ rief ich durch die gehöhlten Hände über das Gehäng empor.

„Hoho!“ klang eine heisere Männerstimme zur Antwort.



„Hu . . u . . u . . up!“

„Wer is denn da droben?“

„Ich bin's, der Weindler-Mickei!“

„So so!“ erwiderte ich befriedigt, obgleich ich jetzt genau so viel wußte wie zuvor. Hurtig stülpte ich meinen Hut über das stumpfe Ende des Bergstockes und hob ihn über den Rand des Felsens. „Siehst mein' Hut?“

„Ah ja!“

„Kannst 'runter bis daher?“

Ein Weile war Stille. Der da oben studierte wohl den Weg, den er zu gehen hatte; dann hörte ich ihn rufen:

„Ah ja, es geht schon!“

„So komm!“

Ich hörte das Geräusch seiner niedersteigenden Tritte und hörte und sah zu meiner Linken und Rechten das Geröll in staubigen Massen zur Tiefe kollern.

„Jeh, da liegt ja ein Gamsbock! Und was für einer!“

„Ich weiß schon, komm nur!“

Näher und näher kamen die schweren Tritte, und über dem Rand des Felsens erschien ein altes Gesicht, grau, wie aus Stein gehauen. Ein weißer struppiger Bart verhüllte den Hals und die Wangen; an den Schläfen quollen lange weiße Haare unter einem Hut hervor, welcher ringsum mit dicken Büscheln frisch blühenden Edelweißes bedeckt war, und aus dem Schatten des Hutrandes blickten, überdacht von buschigen, weißen Brauen, zwei grauschillernde, blutunterlaufene Augen auf mich hernieder.

„Ah so . . . Sie sind's, Herr!“

„Kennst mich denn?“

„Ja, ich hab' Ihnen drunt im Ort schon diemal g'sehen! Da haben S' Ihnen aber schön verstiegen! Kreuzsaxen! Wann ich jetzt beim Edelweißbrocken net grad im Zufall daherkomm', hätten S' woltern ein dumms 'Nausssteigen g'habt!“

Erst bot ich ihm meine Büchse und den Bergstock empor; dann reichte er mir die beiden Arme hernieder, die ich knapp noch erfassen konnte.

Ein Sprung, ein Ruck, und ich stand auf der ebenen Platte des Felsens.

Kräftigen Druckes schüttelte ich dem Alten unter dankenden Worten die dürren, eisenharten Hände.

„Nix zu danken! Is gern g'schehen!“ brummte er und schritt mir voran der Stelle zu, an welcher meine Beute lag.

Sein Gang war langsam; bei jedem Schritte sank er in die Knie, als trüge er eine schwere Last auf dem Rücken. Aus großen, knolligen Schuhen, an denen das Eisenbeschläg wohl nach Pfunden wog, ragten zwei steckendürre, von grauen Strümpfen lotterig umschlossene Beine. Entgegen dem landesüblichen Gebrauche trug der Alte eine bis unter die Knie reichende Bundhose aus verwetztem, mit vielen Flecken überpflastertem Bockleder. Statt einer Joppe hing ihm über Brust und Rücken nur

ein viereckiges Stück verwitterten Lodentuches, das in seiner Mitte durch einen kreisrunden Ausschnitt den weißhaarigen Kopf hervortreten ließ. Das Linnenhemd, das er darunter trug, war grob und schmutzig; an den engen Ärmeln guckten durch große fransige Löcher die beiden Ellbogen, die sich ansahen, wie die grauknorbeligen Gallen eines Pferdefußes. Der Bergstock, den der Alte führte, war ein förmlicher Baum.

Als ich einige Minuten später auf den Steinen kniete, um das erlegte Wild zu öffnen, kehrte der Alte mit dem Fuß den Kopf des toten Tieres hin und her und befühlte mit den Fingern das starke, schwarze Gehörn.

„Der hat ein paar Krucken! Kreuzsaxen! Da zahlet ich doch gleich ein paar Maß Bier dafür."

Ich lachte. „Das Krickel wär mir um ein paar Eimer net feil. Aber den Gamsbock selber kannst haben, damit doch weißt, um was mich da 'rauf'zogen hast."

Ein verlegenes, ungläubiges Lächeln umspielte die Lippen des Alten, und mit blinzelnden Augen sah er mir ins Gesicht.

„Is schon wahr! Er g'hört schon dein!" beteuerte ich. „Aber weißt, 'nuntertragen mußt ihn halt ins Ort, daß ihn der Förstner z'erst sieht."

„Ah ja! Ah ja!" kicherte der Alte vergnügt. „Ich traget ihn ein' ganzen Tag weit, wann ich weiß, daß er nachher mein g'hört. No, und ich dank' halt

recht schön, ja! Und geben S' ihn nur gleich her, den Kerl!"

Bei diesen Worten hob er das Tier an den verschränkten Läufen über den Rücken und stieg mir voran den Felsenhang empor.

Als wir die Kuppe des Berges erreicht hatten, deutete der Alte aufschnaufend mit dem Bergstock nach einer Alm, die in kurzer Entfernung vor uns in einer grasreichen Mulde lag. „Schauen S', Herr, in derer Hütten, da bin ich, ja, ich und mein Bub, der Seppei."

„Wem g'hört denn die Alm?"

„Mir selber!"

Ich überflog den Alten mit einem wägenden Blick, und er schien aus diesem Blick meine stillen Gedanken herauszulesen. Er kniff die Lippen ein, über seine roten Lider kam ein fieberndes Zucken, und während er mit dem Kopf langsam vor sich hinnickte, sagte er: „Ja mein, wissen S', in frühere Jahr', da wär' ich schon alles z'stolz g'wesen, als daß ich selber ein' Senner g'macht hätt'. Aber jetzt! Der Wind, wann er richtig blast, wirft halt die dicksten Bäum'! Wissen S', ich hab' viel Unglück g'habt im Leben, ja, viel Unglück, viel! Da hätten zehne dran g'nug g'habt! Bei mir hat's allweil 'was 'geben, wo 's Geld nur grad so g'flogen is. Und wie's halt nachher schon geht ... da hab' ich einmal ein kleins Kapital aufnehmen müssen. Und bei der G'schicht' bin

ich halt an' Unrechten 'kommen. Mein, der Bauer is halt in manche Sachen ein dummer Teufel . . . was versteht denn der von so 'was! Grad 'zahlt und 'zahlt hab' ich, und doch is d' Schuld allweil größer worden. Der Tropf, der eiskalt', der laßt mich nimmer aus! Wissen S', der speggaliert halt auf mein Häusl. Es wird auch nimmer lang dauern, nachher g'hörts ihm . . ."

Da schlug dem Alten die Stimme um, und er mußte sich mehrmals räuspern, bevor er weiter sprechen konnte:

„Ja, im letzten Jahr' schon hab' ich die Zinsen nimmer z'samm'bracht. Und heuer . . . du mein, da fehlt's weit! Kaum daß man leben kann z'dritt! Wie soll's ei'm denn da noch eine Sennerin leiden? Mein' Alte drunt' kann so 'was nimmer dermachen . . . die hat unser Unglück noch ärger herg'rissen als mich! Da bin ich halt jetzt selber heroben, ich und mein Bub der Seppei. Gar arg aufg'richt' bin ich freilich net mit ihm. Hüten kann er halt, hüten, wissen S', sonst nix! Ja . . . in meine Jahr', da kommt ei'm so 'was hart an. Aber es wird schon so sein müssen! Ah ja!"

Mit einem stöhnenden Seufzer hob er den für kurze Rast zur Erde gelegten Gemsbock wieder auf die Schultern und schritt mit nickendem Kopf und raunenden Lippen dahin; ich folgte ihm schweigend.

Als wir aus dem Gestrüpp der Krummföhren auf das steinübersäte Weideland hervortraten, sah ich in ge-

ringer Ferne inmitten der grasenden Kühe auf einem verwitterten Felsblock einen Burschen sitzen, welcher lange Schnüre zu einer Zopfgeißel verflocht.

„Seppei!“ rief der Alte.

Da hob der Bursche das Gesicht und kam uns schwerfälligen Ganges entgegen. Über einem hager aufgeschossenen Leib, dessen Arme bis nieder zu den Knien reichten, saß ein unförmlicher Kopf, an welchem die borstigen Haare fast mit den Brauen verwachsen waren. Die Ohren standen weit ab; die Augen waren kreisrund und aufgequollen; die nasse Unterlippe hing bis über die Hälfte des Kinnes. Der Bursche war mit größerem Rechte nackt als bekleidet zu nennen; außer dem Hemd, das an Hals und Brust weit offen stand, und dessen Ärmel bis zu den knochigen Schultern aufgestülpt waren, trug er nur eine aus altem hellblauem Soldatentuch gefertigte Kniehose, welche so kurz war, daß sie ihm kaum mehr die halben Schenkel bedeckte. An den von dicken, rissigen Schmutzkrusten be-

deckten Füßen waren die Zehen verkrüppelt und nach aufwärts gebogen.

Sein Alter war nicht zu schätzen; er konnte ebensogut fünfzehn wie fünfundzwanzig Jahre zählen.

Als er uns bis auf wenige Schritte nahe gekommen war, fing er, zu seinem Vater gewendet, mit beiden Armen zu gestikulieren an; dabei kamen aus seinem weitoffenen Munde, in dem sich die dicke Zunge schwer bewegte, wild kreischende Laute, die sich etwa anhörten wie ein immer wiederholtes: „Ai . . laha . . a . . la . .“

Aufmerksam hörte ihm der Alte zu — er mußte diese Sprache wohl verstehen — dann strich er dem Buben mit zitternder Hand über die struppigen Haare und sagte mit herzlicher Wichtigkeit: „So? So? Kreuzsaxen! Das laßt dir net g'fallen! Ja, hau's nur recht durch, wann's net parieren will! Ja!“

Der Mund des Burschen verzerrte sich zu breitem Grinsen, und wieder begann er in seiner Weise mit den Armen und mit stammelnden Lauten zu reden.

„So? Ja, ja, is schon recht!“ sagte der Alte. „Aber gelt, Steiner därfst mir fein keine net 'neinflechten. Gelt, versprichst mir's. Ja, nachher kriegst morgen 'was z'essen, so 'was Guts hast schon lang nimmer kriegt! Und jetzt geh, Seppei, geh! Geh zu! Schau, dahint', 's braune Kalbl, das will schon wieder weiß Gott wohin!“

Der Bursche folgte mit den Augen der angedeuteten

Richtung, sein Gesicht färbte sich dunkelrot, ein zorniges Zittern befiel seinen Kopf, und unter lauten, lallenden Rufen humpelte er zwischen den Steinen dahin, die langen Arme drohend in die Höhe werfend.

Schweigend schritten wir weiter. Nach einer Weile blieb der Alte plötzlich stehen und wandte sich zu mir: „Der Seppei . . . das is der letzte! Wissen S', sechse hab' ich g'habt im ganzen. Und . . ." er kehrte sich wieder von mir und folgte langsamen Ganges dem Pfad, „g'wiß wahr, von die andern fünfe war keiner so . . . so . . . ja, da is einer säuberer g'wesen wie der ander', lauter waxe, frische Burschen! Kreuzsaxen! Um meine Buben war ja grad 's G'riß unter die Deandln. Der erste war bei der Militari. Und da hat's ihm halt net 'taugt. Allweil is er in der Straf' g'wesen. Und einmal, da hat er Holz klieben müssen, und da hat er sich ein' Finger abg'hackt. Da haben s' ihm nachher 'naufdispadiert, er hätt's mit Fleiß 'tan, damit er frei werden tät' . . . und da haben s' ihn nachher eing'sperrt. Ja, und in der Festung is er verstorben . . . wissen S' . . . vor lauter Kränkung halt. Der zweite . . . no, das hat mehrer 'troffen . . . der is in Frankreich 'blieben. Den dritten, den haben s' bei der Rauferei in' Bauch 'neing'stochen, und da is er drauf'gangen. Der vierte liegt im See drunten, ja, und den fünften haben s' mir beim Wildern erschossen. Du lieber Gott, ich hab's ihm oft g'nug g'sagt, aber er hat's halt

net lassen können. Und der Seppei ... das is jetzt der letzte, ja. Den hat man halt zu gar nix brauchen können, net zur Militari und net zur Lumperei, und drum is er mir 'blieben. Es wird schon so sein haben müssen! Wissen S', ich hab' mich halt versündigt gegen unsern Herrgott, ja! Wie's mit dem ersten so 'gangen is, da hab' ich mir 'denkt, es wär' mir lieber, wann's net der g'wesen wär', sondern — — No, und jetzt, jetzt hab' ich dengerst den Seppei lieber als wie alle die fünf andern. Ich hab' ja sonst kein' mehr . . . es is ja der Letzte!"

Es lief mir kalt über alle Glieder. Der Inhalt dieser Worte hatte mich um so tiefer getroffen, da sie so ruhig, gelassen und gleichmütig gesprochen waren.

Nun verstand ich diese schneeweißen Haare, dieses graue, steinerne Gesicht und diese verkümmerte, gebrochene Gestalt. So etwas legt sich freilich in die Knie.

Wir hatten die Stelle erreicht, an welcher der nach dem Jagdhause führende Pfad sich seitlich abzweigte in das Weideland.

„Kehren S' net ein bißl zu in meiner Hütten?" fragte der Alte, als ich den Schritt verhielt. „Ich hab' ein' frischen Buttern."

Ich schüttelte stumm den Kopf. Dann riß ich aus meinem Taschenbuch ein Blatt, schrieb darauf einige Zeilen an den Förster über die Bestimmung meiner Jagdbeute und reichte das Blatt dem Alten. „So, das gibst dem

Förstner. Und jetzt b'hüt' dich Gott, Mickei! B'hüt' dich Gott!" Als ich dem Alten die Hand zum Abschied drückte, schoß mir das Wasser in die Augen.

„B'hüt' Ihnen Gott, Herr! Und halt noch einmal ein' recht ein' schönen Dank!"

„Nix zu danken! Is gern g'schehen!"

So trennten wir uns.

Es war zwei Monate später; in der ersten Woche des Oktobers. Da stieg ich wieder zu Berge, um in der Nähe jener Gegend, in welcher mir die Hände des alten Mickei aus so unangenehmer Lage geholfen hatten, auf Hirsche zu jagen. Ich erhoffte guten Erfolg, es war ja Brunftzeit.

Der Tag war nicht allzuheiß, und doch lag eine seltsame Schwüle in der Luft.

Ich brauchte mich nicht zu eilen; wenn ich nur vor Einbruch der Dämmerung die Jagdhütte erreichte. Dazu hatte ich fünf Stunden vor mir, um einen Weg zu machen, den ich sonst, wenn es Eile galt, in der Hälfte dieser Zeit zurücklegte.

So folgte ich gemächlichen Schrittes dem bequemen, ziemlich breiten Pfad.

Auf halbem Wege ließ ich mich zur Rast unter einem weitästigen Ahorn nieder ins weiche, trockene Moos.

Drunten in dem von steilaufragenden Felsen umbordeten Tale lag schon der Schatten. Hier oben aber



schien noch die gelbe Nachmittagssonne in das leise flüsternde Laubwerk.

Zu herbstlicher Zeit ist der Bergwald am schönsten. Da gibt es in der Welt keine Farbe, die er nicht zeigt, sei es an seinen hundertfältigen Moosen und Flechten oder an seinen hundertfärbigen Steinen, sei es an seinen welkenden Blumen oder an seinen gereiften und reifenden Beeren, sei es an den knorrigen Rinden und immer=

grünen Nadeln seiner Fichten und Föhren, oder sei es an den weiß und grau erglänzenden Stämmen und Ästen seiner Buchen und Ahorne, deren Blätterfarbe von dem lang bewahrten Grün hinüberspielt in brennendes Gelb und in das tiefste Rot.

Und mit der einzigen Farbe, die der Bergwald selbst entbehrt, mit dem lichten, lachenden Blau überdacht der klare wolkenreine Himmel das zahllose Volk seiner Bäume und Steine.

Lange lag ich, die Hände unter dem Nacken verschlungen, schaute träumerischen Sinnes mit nimmersatten Augen in die Pracht, die mich umgab, und achtete des mannigfachen Lebens, das auf dem Grunde und in den Lüften sich regte.

Auf allen Ästen huschten, flatterten und zwitscherten die Vöglein durcheinander, die sich, wohl bewußt der nun kommenden schweren Zeit, in doppelter Lust der letzten schönen Tage freuten; da strichen mit endlosem Gurren die wilden Tauben, mit geschwätzigem Kreischen die Häher von Stamm zu Stamm; da hackte und klopfte der Specht, daß sein roter Schopf im Eifer der Arbeit nur so zitterte; da sammelte und heimste das Eichhorn; da wimmelte alles Moos von winzigem Getier — und die Fliegen und Schnacken, denen schon die Flügel zu erstarren begannen, wollten das Fliegen nicht lassen und klammerten sich an die in den Lüften treibenden, silberglänzenden Marienfäden.

So lag ich und lauschte und schaute, bis ich jählings aus meinen wohligen Träumen durch ein Geräusch erweckt wurde, welches all diese liebliche Harmonie recht störend unterbrach.

Es war ein Schnauben und Pusten, ein schlurfendes Klappern langsam schwerer Tritte und das holpernde Rollen und quiecksende Pfeifen eines ungeölten Rades.

Dieses Geräusch kam näher und näher vom höheren Steig; mich halb erhebend blickte ich lauschend über den Hang empor und sah um die nächste buschbesetzte Ecke einen flachen, niederen Schubkarren biegen, welcher eine Last trug, die einem Menschen nicht unähnlich war; nun erschien auch der Führer des Karrens: der alte Mickei.

Ich konnte ihn nur aus der Gestalt erkennen; sein Antlitz sah ich nicht, denn das vom Hut bedeckte, bei jedem Schritte nickende Haupt hing ihm tief auf die Brust.

Und der andere, der auf dem Karren saß, mit rückwärts fallendem Kopf, mit steif über die Lehne baumelnden Armen — das mußte Seppei sein.

War der Bursche krank? Hatte er sich bei irgend einem Sturze verletzt?

Näher und näher kam das seltsame Gefährt, jetzt gewahrte mich der Alte und nickte mir einen stummen Gruß zu, jetzt stand er vor mir und verhielt den Karren, welcher — wie ich nun erkannte — eine Leiche trug. Und welch' eine Leiche! Ein grausiger Anblick!

„Mickei! Um Gottes willen!" fuhr mir's, während ich von der Erde sprang, in jähem Schreck über die Lippen.

„Um G o t t e s willen?" raunte der Alte, die beiden ersten Silben dieses Wortes ganz eigen betonend, mit einer Stimme, die halb wie spottendes Lachen, halb wie dumpfes Stöhnen klang. „Jetzt is alles e i n Teufel!" Und müde hob er den Arm, um mit dem Rücken der Hand den dickperlenden Schweiß von seiner Stirn zu wischen. Dann nickte er mit dem Kinn gegen den Toten, kehrte mir langsam die blutumränderten Augen zu und sagte: „Da schauen S' her ... was sagen S'? Das war der letzte ... jetzt is der auch hin!" Er schob die zitternden Hände unter den Lodenmantel und rieb sich den gekrümmten Rücken „D' Halsbräune hat er 'kriegt . . . und wissen S', bei

so 'was geht's halt g'schwind. Gestern am Tag, da hat er sich g'legt, und heut am Morgen, da war's schon gar mit ihm." Er fuhr mit den dürren Fingern an die Lider und hielt sie eine Weile zugedrückt. Doch sah ich keine Träne auf seinen Wangen — sie waren trocken und welk.

Seine Züge zeigten nicht mehr jene steinerne Härte; sein Gesicht schien länger geworden, die Backen waren hohl und schlaff, die Schläfen waren gelb wie verregnetes Heu, die Kiefer klafften, und kleine Schaumbläschen standen ihm in den Winkeln des farblosen Mundes.

Ich wollte dem Alten ein Wort des Trostes sagen und brachte keinen Laut über die Lippen.

Da streifte sein blinzelnder Blick mein am Ahornstamme lehnendes Gewehr.

„Geht's wieder jaagern jetzt? Ja, ja ... die Hirsch' schreien schon gut. Gleich hinter meiner Hütten schreit einer, ein rechter Teufel. Die halbete Nacht lang hat er kein' Ruh net 'geben ... grad g'schrien hat er! Ich hätt' am liebsten mitg'schrien! Aber wissen S' ..." wieder nickte er mit dem Kinn gegen den Toten, „wann er g'merkt hat, daß mich d' Ruh' verlaßt, da is er ganz wild worden. Er hat mich gar arg gern g'habt. Warum auch net? Es hat ihn ja sonst kein Mensch net mögen. Und so einer, der braucht d' Lieb' noch ehnder als wie ein anderer. Ja, heut in der Nacht, da hat er noch g'sagt . . ."

Weit öffnete der Alte den Mund und ahmte die lallende Sprache seines Buben nach; dann sah er mich an und schüttelte den Kopf. „Sie können's ja net verstehn! Ich aber, ich hab' ihn schon verstanden! Ich schon! Ich schon! Natürlich, ein Vater ... und ... und mein letzter!"

Kaum vermochte ich diese Worte noch zu verstehen; das war keine Stimme, kein Reden mehr, es war wie das Gurgeln und Röcheln eines Erstickenden.

Ein kalter Schauer rüttelte meinen Nacken. Ich fühlte mich nicht mehr wohl auf dem Boden, der mit mir zugleich solch einen Jammer trug. Unwillkürlich griff ich mit beiden Händen nach Gewehr und Bergstock.

Der Alte nickte.

„Ja, ja, derschießen S' ihn nur! Er fangt schon zum schreien an, lang vor's Nacht wird. Ein Mordskerl ... zwölf End' muß er g'wiß droben haben!" Nickend rückte er den Hut und wandte sich von mir. „Komm, Seppei, komm ... jetzt machen wir, daß wir heim kommen!" Er spuckte in die Hände, rieb den Speichel in die Schwielen und bückte sich nach den Stangen des Karrens. „Seppei, Seppei, was wird d' Mutter sagen, wann ich dich bring' ... bist ja der letzte ... der allerletzt'!"

Langsam schwankte er dahin, und in das schlurfende

Klappern seiner Tritte mischte sich das holpernde Rollen und quieckende Pfeifen des Karrenrades.

* * *

Noch ein drittesmal hab' ich den alten Mickei gesehen; doch nur von ferne.

Es war zehn Tage später. Ich stieg nach erfolgreicher Jagd von den Bergen zu Tal. Am Abend zuvor war heftiges Regenwetter eingetreten, und ich mußte, da ich nun aus dem Wald auf die Wiesen trat, bis an die Knöchel in Morast und Wasser waten. Die naßkalte Luft war erfüllt von zerrissenen, unruhig durcheinander flatternden Nebelmassen, welche, beinahe die Dächer der Häuser streifend, nur ab und zu die dunklen Konturen einer Bergkuppe oder das schwärzliche Grün eines Fichtenhanges durch ihr eintöniges Grau hindurchblicken ließen. Der schwere Regen hatte die vielen Ulmen und Linden, mit denen die Wiesen zu beiden Seiten der Straße durchsetzt waren, fast gänzlich entlaubt, und die welken Blätter trieben zu Hunderten über den im Winde sich wellenden Spiegel der überall stehenden Tümpel und Pfützen.

Da hörte ich von der Landstraße einen heiser kreischenden Juhschrei, an den sich mit johlendem Gesang die Worte schlossen:

„Geh, Weib, nimm a Ku . . a . . ah,
Dem Schinder treib s' zu . . a . . a,
Sonst kriegt unser Bu . . a . . a,
Zum Tanz keine Schuah!"

Der schwerfällige Jodler, der sich daran schloß, endete in ein miauendes Geheul.

Die Stimme war mir fremd, und doch wieder nicht; in einzelnen Tönen klang sie mir bekannt.

Ich nahm meinen Feldstecher aus dem Rucksack und suchte die Straße ab.

Vier Menschen sah ich gehen: zwischen zwei Gendarmen einen alten, hutlosen Mann, dessen Gewand und Haare troffen von Schmutz und Wasser; und hinter den dreien wankte ein gebrechliches Weib, mit beiden Händen eine blaue Schürze vor das geneigte Antlitz pressend.

Ich beschleunigte meine Schritte.

Als ich das Dorf erreichte, sah ich vor dem Wirtshaus die halbe Einwohnerschaft des Ortes versammelt.

Ich hielt einen des Weges kommenden Bauern an.

„Was hat's denn 'geben?"

„Gar nix B'sonders . . . g'stochen is halt einer worden, ein Güterhändler aus Reichenhall. Den alten Weindler-Mickei . . . gelten S', den haben S' schon 'kennt?

Wissen S', dem is von dem Reichenhaller heut 's Häusl versteigert worden und 's ganze Vieh, ja, und da sind dem armen Teufel grad noch siebenundzwanzig Markln 'blieben. Damit is er ins Wirtshaus und hat sich ein' Schampani geben lassen . . . und wie er z'viel 'kriegt



hat, da hat er 's Spedaggalieren ang'fangt. No, beim Wirt haben s' ihn halt aussag'schmissen, daß er sich nur so 'kugelt hat auf der Straßen. Und wie's jetzt der dumme Zufall will, kommt grad der Reichenhaller Häuslschnapper daher . . . und da springt der Mickei auf in der rauschigen Wut und . . . no ja!" Der Bauer machte mit der rechten Faust eine verständliche Bewegung. „Wie's g'schehen war, ist er freilich völlig dernüchtert . . . und

wie d' Leut z'samm'g'rennt sind, hat er grad allweil umeinander g'schaut . . . wissen S', so g'wiß wild . . . und grad in ei'm Trumm allweil hat er g'sagt: ‚Wird schon so sein haben müssen! Wird schon so sein haben müssen!‘ Erst, wie ihn d' Schandari 'packt haben, is der Rausch wieder aussi'brochen aus ihm, und grad g'schrien und g'rebellt hat er! No, und jetzt haben s' ihn halt dahin! Ja! Er dauert ein' jeden, der arme Kerl! Und um denselbigen . . .“ der Bauer winkte hinüber nach dem Wirtshaus und näherte seinen Mund meinem Ohr, „ich will nix sagen, aber . . . schauen Sie s' nur an, wie s' da bei'nander stehn: die Hälfte davon is ihm schuldig g'wesen, dem Leutschinder! Das war einer! Da jammert jetzt freilich keiner um ihn. Bloß der Bürgermeister schimpft . . . natürlich, wegen was is er Bürgermeister? Er denkt halt, daß man dem Alten sein Weib jetzt von G'meindswegen erhalten muß. Jetzt ich sag' allweil . . .“

„Hansei!“ scholl in diesem Augenblick von einem nahen Hause her eine schrillende Weiberstimme.

„Jesses! Mein' Alte schreit mir!“ fuhr der Bauer auf. „Das is fein kein' gute! B'hüt' Ihnen Gott, Herr!“ Er eilte mit langen Schritten seinem Hofe zu.

Mich fröstelte.

Mit weitem Umweg vermied ich das Wirthaus und suchte meine Wohnung auf.

Dumpf und schwül kam mir die Stube vor — ich

öffnete die Glastüre und trat hinaus auf den luftigen Balkon.

Pochenden Herzens lauschte ich dem feucht anziehenden Wind entgegen — und vermeinte noch von einer fernen Höhe der Straße die hohen, langgezogenen Töne eines Jodlers zu vernehmen.

Armer Mickei!



Dschapei.

1883.



1.

„Mutterl! Mutterl! Da schau her! Was der Almbauer mir g'schenkt hat! Ein Lamperl! So ein liebs! Schau nur grad, Mutterl! Schau!"

So rief mit einer Stimme, aus welcher helle Freude sprach, ein junges Mädchen, während es mit dem Ellbogen die Klinke der Türe niederdrückte und in die kleine, wohldurchwärmte Stube trat.

Die alte Baslerin — ihr Mann selig hatte sich Johann Nepomuk Basler geschrieben — legte das Strickzeug auf ihr offenes Gebetbuch, rückte aus dem Herrgottswinkel hervor und wollte sich erheben.

Schon aber stand das Mädchen vor ihr, ließ sich auf beide Knie nieder und legte in den Schoß der Mutter ein kleines, schneeweißes Lamm, das mit ängstlich scheuen

Augen umherblickte in der Stube und empor zu den beiden ihm noch fremden Gesichtern.

„Aber Nannei! So 'was!" lächelte die Alte mit vergnüglichen Mienen.

„Gelt, Mutterl, so 'was Liebs hast ja noch gar nie net g'sehen!" jubelte Nannei, während sie mit behutsamen Händen das niedliche Tierchen liebkoste. „Schau nur, die Haar', die rühren sich an wie lauter seidene Schneckerln! Und das Goscherl, grad wie ein Röserl, grad so ein Farb' hat's! Und die sanften Äugerln! Aber geh," sprach Nannei nun das Lamm mit schmollenden Worten an, „geh, du Dschapei du, was schaust denn gar so fürchtig drein, als ob dich wer beißen wollt'. Wir tun dir ja nix! G'wiß net! Und zittern tust! Gelt, draußen is halt so gar viel kalt g'wesen, du arms Hascherl, du!" Schmeichelnd drückte Nannei ihr Gesicht an den Hals des Tieres und ließ ihm den warmen Hauch ihres Mundes unter die lockige Wolle strömen.

„Ja Nannei! Schamst dich denn net? Bist denn ganz überg'schnappt!" schalt die alte Baslerin, während sie den Daumennagel in das Ohrläppchen des Mädchens kniff. „Redst ja grad daher wie ein Deandl von fünf Jahr'. Geh weiter, sei doch net gar so narrisch! Erzähl mir lieber, wie's denn eigentlich zu'gangen is, daß dein Almbauer heut die Spendierhosen an'zogen hat."

„Das Lamperl is ja noch lang net alles! Was mir

der heut alles g'schenkt hat! Gar net schleppen hab' ich's können! Drum hab' ich halt z'erst mein Lamperl heim='tragen, weil's mich gar so g'freut hat! Nach der Kirchen . . . na, du, Mutterl, der hochwürdige Herr Kapaziner hat dir heut 'predigt ... so schön! ... vom Lamm Gottes und seiner Gutheit . . . weißt, und drum hat mir auch das Lamperl gar so eine b'sondere Freud' g'macht . . . ja, also nach der Kirchen, wie ich so 'rausgeh' mit die andern, steht mein Almbauer da und lacht mir zu: ‚Grüß' dich Gott, Nannei! Bist auch beim Zeug!' ‚Ja,' sag' ich, ‚wär' net aus, wann ich heut daheim bliebet.' ‚No,' sagt er, ‚wie geht's denn dei'm Mutterl.' ‚Ich dank' schön,' sag' ich, ‚in die Füß' hat sie's halt ein bißl. Ja, 's is ihr recht arg, daß sie 's Haus hüten muß grad am heutigen Tag.'"

„Is schon wahr auch," seufzte die alte Baslerin, „der erste Ostersonntag, an dem ich zur Kirchenzeit in der Stuben sitz'! Unser Herrgott verzeih mir's, aber ich kann nix dafür. O, die Füß', die Füß'!"

„No also," plauderte das Mädchen weiter, ab und zu das Gesicht an den Kopf des Lammes schmiegend, „so haben wir halt fort g'redt, wegen deiner und wegen die Küh' und Schaf' . . . bis er auf einmal sagt: ‚So, Deandl, und jetzt gehst mit mir, mein Weib hat dir ein' Oster=segen herg'richt', und den tragst dir schön stad heim.' ‚Jesses na,' sag' ich ganz erschrocken und verlegen, ‚das

hätt's aber doch net braucht!' ‚No, no,' sagt er, ‚'s is net so g'fahrlich.' Jetzt is er vor mir her'gangen, und ich bin hinterdrein, 'nunter in sein' Hof. Und wie ich 'nein komm' in d'Stuben . . . g'wiß wahr, Mutterl, ich hab' gar nimmer g'wußt, was ich sagen soll . . . da tragt mir die Bäuerin am Tisch her ein' Kretzen, bis oben voll mit Äpfel und Nussen und Eier und weiße Wecken, und in der Mitt' drin is ein Ends-Trumm Schunken g'legen! Und wie ich noch allweil so steh' und schau', legt mir der Bauer neben den Kretzen hin zwei Fünfmarkstückln!" Nannei zog aus ihrem Rock ein weißes Taschentuch hervor, löste mit vor Eile zitternden Fingern den dicken Knoten, der darein geschlungen war, und drückte die großen Silbermünzen, die zum Vorschein kamen, ihrer Mutter in die Hand. „So, Mutterl! Die g'hören dein! Da mußt du ganz allein für dich 'was drum anschaffen!"

„Jawohl, sonst nix! Was will denn ich alts Leut mir noch anschaffen! Die werden g'spart, Nannei, für dich!"

„Mutterl! Mutterl! Heut därffst mich net verzürnen! Da drum mußt dir ein' neuen Sommerjanker anschaffen, der alte schaut schon recht schiech her in der Farb'."

„Was! Der is ja noch wie neu! Ich hab' ihn ja noch gar net lang . . . zwei- oder dreiundzwanzig Jahr' erst!"

„Jesses na! Der is ja schon älter als ich . . . und schau' ich schon nimmer ganz schön her!" scherzte Nannei und drückte ihrer Mutter an jener Hand, welche die Geld-

stücke hielt, immer wieder die Finger zu. „Du kaufst dir den Janker, oder ich bring' dir selber ein' über Nacht ins Haus, und der muß noch mehrer kosten. Ich will auch wieder einmal Staat machen mit mei'm Mutterl, ja!"

„O du Kindsköpferl, du narrisch'!" schmollte die Alte, während sie mit glückselig lächelnden Augen auf die Tochter niederblickte. „Aber erzähl doch weiter!"

„Also ja . . . wie ich mit der Bäuerin so red', is der Bauer 'naus'gangen aus der Stuben, und wie er wieder 'rein'kommen is, hat er 's Lamperl auf die Händ' 'tragen und hat g'sagt: ‚So, Deandl, weil ich kein zuckerns net hab', jetzt muß ich dir halt ein lebendigs schenken, damit über d'Feiertag ein' guten Braten hast, du mit deiner Mutter!' So hat er g'sagt und hat mir's Lamperl 'geben. Aber gelt, Mutterl? Wir schlachten's net? Wär' doch Sünd' und Schad' um so ein herziges Viecherl. Gelt, Mutterl, wir ziehen's auf . . ." Und ohne die Zusage ihrer Mutter abzuwarten, sprang Nannei auf und eilte zur Stube hinaus mit den Worten: „Wart nur, ich will ihm gleich sein' Liegerstatt richten, hinter'm Ofen."

Bald erschien sie wieder mit einem großen Korb, der bis zur Hälfte mit lockerem Heu gefüllt war. Den stellte sie in der Ofenecke auf die schrundigen, doch blank gescheuerten Dielen und holte das Lamm von ihrer Mutter Schoß.

„Deandl, Deandl," mahnte die Alte, während sie

den grauen Kopf bedenklich zwischen den Schultern wiegte. „Das wird sich hart machen. Im Haus haben wir nix, kein' Milli und sonst nix . . . haben ja selber kaum 'was z'beißen!“

„Ah was!“ lachte Nannei. Der Almbauer hat mir heut so viel g'schenkt, daß ich grad ganz keck worden bin. Der muß mir diemal ein' Krug voll Milli schenken, bei seine zweiunddreißig Küh' kann er's leicht machen. Die paar Wochen werden wir's schon durchbringen, und nachher geht's ja so wie so mit mir auf d'Alm, da hat's grad g'nug zum Umeinandergrasen. Ja, und für heut weiß ich auch schon ein' guten Rat!“ Mit den durch die Schürze vor der Hitze gesicherten Fingern öffnete sie das Bratrohr und entnahm demselben einen dampfenden Hasen.

„Jesses na! Was machst denn!“ kreischte die alte Baslerin, während sie hurtig herbeigehumpelt kam. „Das is ja unser Milli für Mittag zur Millisuppen!“

„Geh, Mutterl, sei gut! Ich hab' an einer Wassersuppen auch 'gessen. Und wegen deiner lauf' ich nachher gleich und hol' den Kretzen mit mei'm Ostersegen und mach' dir Schunkenknödel . . . von derer Größ'!“ Nannei zeichnete den Umfang eines Riesenknödels „von derer Größ'“ mit beiden Armen in die Luft.

Die Baslerin spitzte unwillkürlich die Lippen. Sie war beruhigt und befriedigt. Solch einem seltenen Genuß

zuliebe, wie er ihr für heute in sicherer Aussicht stand, hätte sie ihre hungrige Seele auch länger als ein paar kurze Stunden vertröstet.

Nannei war schon ganz vertieft und versunken in die Sorge für ihren Pflegling. Sie kühlte die allzuwarme Milch mit frischem Wasser, goß sie in eine große, noch aus Vaters Lebzeiten herstammende Branntweinflasche und verschloß dieselbe in Ermangelung eines Saugschlauches mit einem aufgerollten Leinwandstückchen, so daß die Milch bei gehobener Flasche in dicken, reichlichen Tropfen aus den Fäden sickerte.

Ihr niedlicher Pflegling, der im Alter kaum die zweite Woche erreicht haben mochte, stellte sich bei den ersten Versuchen solch künstlicher Ernährung wohl ein wenig ungeschickt, und ein- über das anderemal rief Nannei in sorgender Ungeduld: „Du Dschapei! O du Dschapei, du dumms! O du Dschapei du!“

Und dieser Name, mit dem die Leute am Königssee und im Berchtesgadnerlande halb in scheltendem und halb in schmeichelndem Sinn ein sanftes, gutmütiges, nur etwas ungeschicktes und beschränktes Wesen zu benennen pflegen — wofür die Schwaben das bekannte „Tschapperle“ haben — dieser Name war hier berechtigt wie nicht leicht ein anderer.

Ja, das war ein richtiges Dschapei! Die Nannei meinte es doch sicher gut mit ihm, aber immer und immer

wieder riß das kleine Dschapei sein weißes Köpfchen aus dem Arm des Mädchens, stieß und strampelte mit den Füßen, wollte aus dem Korbe springen, puffte mit der Schnauze die Milchflasche zur Seite oder ließ, wenn es wirklich einmal die Flasche nahm, die Milch, statt sie zu schlucken, aus den Mundwinkeln niedertriefen auf das Heu.

Und Nannei reichte ihm doch ihr eigenes Mittags-



mahl und hungerte ihm zuliebe! Ob es wohl an seine Mutter dachte, die man am Abend des verwichenen Tages von seiner Seite hinweg aus dem Stall geführt hatte? Armes Dschapei — die hing jetzt drunten in Unterstein zur Hälfte in des Almbauern Keller an einem blutigen Eisenhaken, zur andern Hälfte dampfte sie als Ostersonntagsmahl in der mächtigen Schüssel, die nun inmitten des Tisches stand, um den der Bauer, die Bäuerin, die drei

Kinder der beiden, der Knecht und die Mägde saßen, mit spitzen Gabeln und scharfen Zähnen.

Du dummes Dschapei, du solltest froh sein, daß du zu klein warst für den großen Hunger dieser vielen Leute, froh sei, daß dich der Zufall unter die liebevolle Obhut eines gutherzigen Mädchens führte! Und wie bist du so blind für dieses Mitleid, gegen diese Fürsorge so widerspenstig!

„Mein Gott, mein Gott," jammerte Nannei, die vor dem Korbe auf den Dielen kauerte, mit Tränen in den Augen, „geh, so sei doch g'scheid! Geh, da schau her! Geh, so trink doch grad ein bißerl! Schau, tust mir ja sonst verhungern, du Dschapei du!"

„Wart," sagte die alte Baslerin, welche schon die ganze Zeit über mit aufgestemmten Armen an Nanneis Seite stand, jetzt will i ch die G'schicht' einmal probieren!"

Sie ging auf den Tisch zu und tauchte den mit langer Zunge benetzten Zeigefinger in das der Schublade entnommene Salzfaß. Als sie zurückkehrte, setzte auch sie sich vor dem Korb auf den Stubenboden und nahm die Flasche aus Nanneis Händen. Sie lockerte den Leinenpfropf, wickelte das vorgezogene Ende des milchgetränkten Gewebes um den gesäuerten Finger und steckte den mitsamt dem Flaschenkopfe in die von Nannei geöffnete Schnauze des Lammes.

Und sieh, das Dschapei schnappte begierig zu, reckte

und dehnte sich in sichtlicher Behaglichkeit, legte die Kehle in den Schoß der alten Baslerin und sog in langen, durstigen Zügen die Milch aus der Flasche. Und während es so lag und trank, blinzelte es wohl ab und zu nach dem faltigen Gesicht der Alten empor, zumeist aber hingen seine sanften, blaugrauen Augen an Nanneis Antlitz.

Es war auch eine Freude, in dieses jugendfrische, muntere Gesicht zu schauen. Es sah sich an wie ein rotbackiger Apfel, auf dem noch der duftige Tau der kaum erlangten Reife liegt. Diese vollen Lippen wußten nur kindlich keusch zu lächeln, diese großen, braunen Augen blickten sanft und harmlos, klar und leuchtend; sie hatten die den Glanz der Augen trübende Träne noch nicht kennen gelernt, sie kannten nur die Kinderträne; nie noch hatten sie geweint aus wirklichem, das Herz zerreißenden Leide — denn damals, als die Leute den Vater nach Hause gebracht hatten, zerrissen und zerschunden von den Zacken und Schroffen der Sigerethwand, über die er als Treiber bei einer Gemsjagd herniedergestürzt, da war das Nannei noch ein Kind gewesen, das mit dem Köpfchen kaum an die Tischplatte reichte, das den Tod des Vaters nicht zu fassen wußte, das eben weinte, weil es die Mutter weinen sah.

Und die Enge ihres elterlichen Hauses, die Armut ihres Lebens, das für Mutter und Tochter mit knapper Mühe nur das sättigende Brot zu bieten wußte — diese

Dinge störten Nanneis Laune nicht; sie kannte das nicht anders, sie war es so gewohnt von Jugend auf, war zufriedenen Herzens und wünschte sich nichts anderes und besseres. Das kleine Häuschen mit der winzigen Küche und den zwei engen Stübchen schien ihr das traulichste Heim. Was brauchte sie auch mehr als einen Raum, in dem sie an der Seite ihrer Mutter schaffen, essen und schlafen konnte? Und nun waren ja überhaupt die Tage der gröbsten Sorgen vorüber. Nun war sie groß, nun konnte sie arbeiten, für zwei oder drei. Schon im verwichenen Sommer war sie Hüterdirne auf der Regenalm gewesen; da hatte sie keinen Pfennig von ihrem Lohn gebraucht — im Gegenteil, sie hatte von den Trinkgeldern der die Alm besuchenden Sommergäste noch ein Hübsches hinzugespart. Der hungrige Winter hatte freilich von diesem Gelde gezehrt; dennoch mußten ihr — das hatte sie lange schon ausgerechnet — bis sie wieder zu Berge zog, an zwanzig Mark verbleiben. Das war ja schon der Anfang zu einem Vermögen! Und was sollte erst der kommende Sommer bringen! Da sie sich droben auf der Regenalm so schicklich angestellt und so tüchtig gehalten, hatte sie jetzt der Bauer trotz ihrer siebzehn Jahre schon als richtige Sennerin eingedingt. Während sie selbst dann droben schaffte und ihren Lohn sparte, saß die Mutter herunten im Stübchen und strickte und strickte immer zu — das deckte ihre winzigen Bedürfnisse, darüber hinaus

fiel sogar ab und zu noch ein Nickelstück in die Sparkasse — viel war es freilich nicht, aber „Regnet's net, so tröpfelt's doch!“ pflegte die alte Baslerin zu sagen. Nannei wußte in Gedanken schon gar nicht mehr, wohin mit all dem grausam vielen Geld. Und nun hatte sie auch schon ein Lamm — das sollte ein Schaf werden und gute, schwere Wolle geben, die von der Mutter gesponnen und für die Bauern und Burschen zu Wadenstrümpfen verstrickt werden konnte, zwei Mark achzig Pfennig das Paar — und wer weiß — wenn ihr droben auf der Alm kein Unglück widerfuhr, wenn ihr kein Stücklein abstürzte, und keines einer Seuche erlag, wenn sie im Herbste heimwärts zog mit ihren Kühen, jede recht kugelrund und von glänzenden Haaren — wer weiß — das wäre ja nicht der erste Fall — vielleicht schenkte ihr dann der Almbauer in seiner Freude, und ihrer Wachsamkeit zum Dank, eine Kalbin — eine weiße, mit braunen Backen und einem dünnen, braunen Strich über den Rücken hin wäre ihr am liebsten gewesen — aus der wurde eine Kuh; und die Milch, welche sie gab, konnte man zur Hälfte in der Wirtschaft brauchen, zur Hälfte verkaufen; und die Kühe vermehren sich — dazu sind sie doch eigentlich auf der Welt — da kam also mit der Zeit eine zweite, eine dritte, und immer so zu — und mit dem Inhalt der Sparbüchse ließ sich an das kleine Haus ein kleiner Stall anbauen, und — — o Gott, o Gott!

Der Nannei wurde bei solchen Gedanken ganz wirblig im Kopfe: sie wandte das Gesicht, als ob es der Blick des fleißig an der Flasche zullenden Dschapei wäre, der diese hochmütigen Gedanken in ihr erweckte. Ein Schauer überlief ihren Nacken, und sie hob eine Hand — es war eine braunrote, schwielige Hand — um von der runden Stirne die blonden Haarbüschel hinwegzustreichen, die sich unter den dicken, das Haupt umschlingenden Zöpfen hervorgestohlen hatten.

„Geh, Nannei," sagte mit einemmal die alte Baslerin, „das Tierl kommt ohne deiner auch zu sei'm Sach. Geh zu, geh 'nunter zum Almbauer, hol' dein' Ostersegen!"

Von Nanneis Zügen schwand der nachdenkliche Ausdruck; sie lachte und zeigte dabei ihre weißen, regelmäßigen Zähne. „Gelt, Mutterl, blangt's dich halt schon ein bißl nach deine Schunkenknödel? Aber hast recht," sie strich dem Dschapei mit der Hand über Hals und Kopf, dann sprang sie auf und schüttelte die Röcke, „jetzt tummel' ich mich recht, daß ich bald wieder daheim bin! Und nachher paß auf . . . die sollen dir aber schmecken, Mutterl!"

Da war sie auch schon draußen zur Tür, und rüstigen Schrittes wanderte sie über die schneebedeckten Wiesen der Fahrstraße zu.

Die Männerleute, die ihr begegneten, grüßten mit freundlichen Worten und blinzelnden Augen; und wenn

es ledige Burschen waren, blieben sie stehen, wandten die Hälse und blickten der schmucken Erscheinung nach, welche unbekümmert um die ihr folgenden Blicke dahinschritt, im dunkelblauen Röckchen mit der weißen Schürze, im schwarzen Wamse mit dem roten, grünumränderten Latz, mit dem schmucklosen Hütchen über den blonden Flechten. Was aber half ihnen das Hälsedrehen und Nachgucken? Nannei dachte kaum, daß ihr diese Ehre gelten sollte -- der liebe Herrgott, die Mutter und das kindliche Erinnern an ihren toten Vater füllten ihr junges Herz bis in das letzte Winkelchen aus. Da drinnen hatte bislang nichts anderes Platz — nun höchstens noch ihr kleines Dschapei.

Die Weiberleute, die ihren Weg kreuzten, dankten wohl auf Nanneis Gruß; hintnach aber zuckten sie die Achseln und verzogen die Mäuler über die Arme da, die kein Ringlein am Finger, nicht das winzigste Kettlein am Hals, nicht einmal Silberknöpfchen in den Ohren, ja nicht einmal ein Stämmchen Adlerflaum auf dem Hute trug.

Als Nannei eine Stunde später, das Körbchen mit ihrem Ostersegen auf den Armen, daheim die Stube betrat, saß die alte Baslerin wieder im Herrgottswinkel vor dem offenen Gebetbuch, das klappernde Strickzeug in Händen; das Dschapei aber lag ruhig in seinem Heu und ließ den Kopf mit geschlossenen Augen über den Rand

des Korbes heraushängen; ab und zu runzelte es die Stirne und zuckte mit den kärglich behaarten Ohrlappen — zwei deutliche Zeichen von Wohlbefinden.





2.

Der Ostermontag hatte richtiges Frühlingswetter gebracht. Die Bäume und Dächer troffen von dampfendem Tauwasser, die Wege wurden braun und kotig, auf den Wiesen hoben sich schon einzelne fahlgelbe Flecken aus dem rissigen Schnee, und die winterlichen Berge nahmen jene blaugraue Färbung an, die das beste Zeichen des nahenden Lenzes ist.

Und so ging das weiter, Tag um Tag. Wohl füllten die wallenden Nebel das Tal, aber die Sonne kam zu Kräften und trieb sie hinauf bis zu den Kuppen der höchsten Berge. Bald lagen die weiten Fluren ledig ihrer weißen Bürde — und wie eine Schnecke bei jäher Berührung die Fühler schrumpfen läßt und sich zurückzieht ins Gehäuse, so schrumpfte mählich und mählich der

Schnee die steilen Hänge hinan und zog sich zurück in sein kaltes Felsenhaus.

Da stachen die ersten frischen Gräser aus dem feuchten Grund, aus allen Zweigen sprangen die winzigen, lichtgrünen Knospen, und in der Nähe dichter Hecken und bestrüppter Straßenraine füllte ein zarter Veilchenduft die sonnigen Lüfte.

Inzwischen ging in dem kleinen Baslerhäuschen, das dicht an jenem Wege lag, der von Königssee nach Ilsank leitet, alles den gewohnten, stillen Gang.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend saß die alte Baslerin im Herrgottswinkel und ließ die Nadeln klappern, aus denen die grünen und grauen Strümpfe hervorwuchsen, kurz oder lang, eng oder weit, wie es die Wadenverhältnisse der Besteller verlangten.

Nannei führte die Wirtschaft. Das machte ihr freilich wenig Mühe, denn die Brennsuppe am Morgen, die „Nudeln mit Kraut", oder die „Kaasnocken" oder der „Schmarren" des Mittags, und die Wassersuppe am Abend, diese Dinge kochten sich rasch, und das wenige Geschirr war auch bald wieder gesäubert. Daneben aber gab es noch mancherlei Arbeit, besonders mit der „Nahterei". Da galt es, die enggewordenen Spenser und Janker weiter zu machen, da mußten an den verwachsenen Röcken die Querfalten ausgelassen, oder wenn solch ein Mittel nicht mehr fruchtete, mußten neue, breitere Säume

angenäht werden, um diese Kleidungsstücke wieder zu schicklicher Länge zu bringen. Sogar die Bergschuhe, die der letzte Sommer tüchtig mitgenommen hatte, flickte sich Nannei selbst zurecht — sie schnitzte sich sogar mit eigenen Händen die für die Almenarbeit nötigen „Holzpatschen". Die Dinger fielen zwar auch darnach aus, es waren die reinen Flöße — aber sie waren billig, und das gab bei Nannei vor der Schönheit und Bequemlichkeit den Ausschlag.

Ein paarmal in der Woche ging sie dahin und dorthin zur Taglohnarbeit. Besonders gerne wurde sie vom Oberförster zum Unkrautjäten in die Kulturgärten gerufen; denn während die anderen Arbeiterinnen hier mit groben Händen zugriffen und ihre Arbeit nur so „überhops" taten, mühte sich Nannei mit immergleicher Sorgfalt und Achtsamkeit, und nie geschah es, daß sie mit dem Unkraut auch eines der kleinen Baumpflänzchen aus der Erde riß.

Jede freie Stunde aber widmete sie der Erziehung und Pflege ihres Dschapei, nachdem sie die Ernährungsmühe schon am Ostermontag der Mutter abgenommen hatte. Und das Dschapei gedieh und wuchs auch unter dieser steten Fürsorge, daß es für Nannei eine Freude war. Bald lernte es seiner Herrin auf einen Lockruf durch die ganze Breite der Stube entgegentrippeln, bald fing es an, dem Mädchen aus eigenem Antrieb nachzulaufen,

hinaus in die Kammer, darin die zwei Betten mit den wurmstichigen Gestellen standen, von der Kammer wieder in die Stube und von da in die Küche. Es begann auch schon Verstand zu bekommen — denn wenn es nicht pünktlich zur gewohnten Stunde seine Nahrung erhielt, mahnte es mit lautem, weinerlichem Schmählen seine Pflegerin an ihre Pflicht. Freilich — Verstand, das ist ein wenig viel gesagt — es war das so eine eigene Sache mit diesem Verstand; es war der richtige Dschapei-Verstand.

Nicht nur einmal geschah es, daß sich das ungeschickte Dschapei an den heißen Eisenplatten des geheizten Ofens die Schnauze oder die Ohrlappen verbraunte; eines Tages sogar zog es mit dem Maul das blaugefärbte Linnen vom Tisch und verbrühte sich am siedheißen Inhalt der niederstürzenden Suppenschüssel den halben Rücken; die Stubenschwelle überschritt es zumeist in dem Moment, in dem ein Windzug die Türe zuwarf; wenn es versuchte, der Nannei über die Bodenstiege nachzuklettern, fiel es gewiß herunter oder klemmte doch wenigstens einen der Füße in die Bretterklumsen. Und als es erst hinausdurfte in den Hof, auf die Straße, auf die Wiesen — o du lieber Himmel! Da stand es lange Stunden auf einem Fleck und starrte mit verwunderten Augen hinein in die schöne Gotteswelt; in solch einer Stellung wär' es einmal auf der Straße fast überfahren worden; von allen Hunden der Nachbarschaft ward es abgerauft

und gebissen; um ein Gras, ein eben erst aufgeschossenes Kräutchen zu holen, zwängte es den Kopf in die Lücken der Zäune und würgte sich, da es zumeist nicht wieder zurückkonnte, an den unnachgiebigen Stäben halb zu Tode; einmal auch stürzte es in einen Tümpel und wäre jämmerlich ertrunken, wenn es nicht die Hände der gelegen kommenden Nannei noch zur rechten Zeit ans Trockene gezogen hätten.

„O du Dschapei, du Dschapei du!“

Das zu rufen, hatte Nannei an jeglichem Tage dutzendfachen Grund — und so kam es, daß dem Tiere

zum bleibenden Namen wurde, was ihm erst nur als Schelt- und Schmeichelwort gegolten hatte: Dschapei!

Woche um Woche verging. Die ersten Junitage brachten einen anhaltend warmen Regen, der die Fluren im Tal noch grüner und satter färbte und auch die hoch gelegenen Bäume der Berge zu sichtlichem Leben weckte.

Eines Freitags kehrte Nannei, die am frühen Morgen in Taglohn gegangen war, lange vor Feierabend nach Hause. Im Hofraum kam ihr das Dschapei entgegen gelaufen und schnupperte an ihrer Tasche, in welcher das Mädchen sonst immer ein Rinkelchen Brot, ein Stückchen Zucker oder ein Bröckchen Viehsalz für den weißwolligen Liebling mit heimgebracht hatte.

„Uijegerl,“ rief Nannei, „mein Gott, Dschapei, heut hab' ich ganz vergessen auf dich, vor lauter Freud'!“ Dabei faßte sie das Tierchen bei den Vorderfüßen und zog es an ihre Brust empor. „Dschapei, ja denk dir nur grad, morgen geht's auf d' Alm! Du, da paß auf! Da wirst aber spannen! Du, da is schön! Da kannst 'nunter schauen ins Tal, weitmächtig weit, und in d' Höh' an die Felsen! Du, da gibt's Hirschen und Gamsln, ja, aber da mußt fein obachtgeben, daß dich keins erwischt mit seinen spitzigen Hackeln . . .“

„Nannei!“ scholl aus dem Häuschen die Stimme der alten Baslerin.

„Ja, ja, ich komm' schon!“ rief das Mädchen, und

als es hurtig der Türe zuschritt, hüpfte das Dschapei in possierlichen Sprüngen hinter ihm her, als ob es die Freude seiner jungen Herrin verstünde und teilte.

In der Stube wiederholte das Mädchen die Neuigkeit in etwas kürzeren, fast gedrückten Worten: „Mutterl, morgen wird auf'trieben. Vierzehn Tag' bleiben wir ...“ sie meinte sich und die Kühe, „im Wimbachtal auf der Griesalm, und nachher geht's 'nauf am Trischübl. Morgen in der Früh um fünf Uhr muß ich drunten sein beim Almbauer.“

Ein tiefer, schnaubender Seufzer bildete die ganze Antwort der alten Baslerin.

Auf der Tischplatte war ein kleiner Wasserfleck — da mochte wohl ein Trinkglas gestanden sein — und den erweiterte Nannei mit dem Finger zu einer strahlenden Sonne. Nach einer Weile sagte sie: „Vierzehn Stück' krieg' ich mit, die andern achtzehne kommen in der nächsten Woch' mit der Resei und ihrem Bruder 'nauf ins Gotzental.“

„Viel is', viel ... das heißt, für eins allein!“ erwiderte die Alte mit sorglicher Miene. „Aber mein, jetzt is nix mehr z'machen. Jetzt geh halt und richt' deine sieben Zwetschgen z'samm', damit doch zeitig schlafen kommst. Der zieht sich schon recht ... der Weg da 'nauf!“

„Es is net so arg ... fünf Stund' ... da macht man's leicht.“

Langsam kehrte sich Nannei vom Tisch und schritt der Kammer zu.

Wieder seufzte die alte Baslerin, tiefer und lauter noch als zuvor, dann schüttelte sie den grauen Kopf und klapperte weiter mit den Nadeln.

In banger Sorge hatte sie all die Wochen her dem Tag entgegengesehen, an welchem Nannei zu Berge ziehen sollte. Doch war die Ursache dieser Sorge nicht der Umstand, daß sie nun für lange Monate ihre Nannei missen und verlassen und allein in dem stillen Häuschen verbleiben sollte — das mußte so sein, das ging nun einmal nicht anders. Die alte Baslerin war ein kluges, durch ein hartes Leben verstandsam gemachtes Weiberleut; sie wußte sich rasch und schnell mit der Notwendigkeit abzufinden. Aber . . .

Ja, dieses „aber“!

Schon damals am Ostersonntag war es noch ans Licht gekommen, was hinter jener plötzlichen und ungewöhnlich großen Freigiebigkeit des Almbauern eigentlich steckte. Der pure Geiz!

„Du Mutterl,“ hatte Nannei gesagt, als sie den Korb mit dem Ostersegen auf den Tisch niederstellte, „jetzt hat grad der Almbauer so mit mir g'redt. Weißt, er hat g'meint, droben im Gries und am Trischübl, da wär 's Hüten leicht, weil doch 's Vieh net weit auskann, von wegen die Wänd' . . . es is ja die ganz' Almgegend

umundum eing'schlossen . . . ja, und da hat er g'meint, es tät's am End' auch, wann er mich allein 'naufschicket, ohne Hüterdirn. Zwanzig Mark tät' er mir noch auf mein' Lohn zulegen, hat er g'sagt, und da könnt' er noch 'was dabei ersparen, und ich käm' auch besser weg. Grad ein bißl mehr Arbeit hätt' ich . . . aber ich bin ja jung und stark und hab' ein' guten Willen!"

Da hatte die Alte gepoltert und gezankt: „Nix da! Nix! Da wird nix draus! Das wär' mir 's Wahre! Du . . . und allein! Nix da! Gleich packst mir jetzt die ganze Wirtschaft wieder z'samm' . . . die lumpigen zehn Mark und die altbachenen Wecken und den schmeckenden Schunken und dein bockbeinigs Lampl . . . und alles tragst mir 'nunter zu dem Siebeng'scheiden und sagst ihm, er soll sein Pfifferling b'halten . . . und sagst ihm, daß du ohne Hüterdirn net almen gehst! Nie! Gar nie net! Das is nix! Das taugt nix! Du kannst es net machen! Du bist z'jung und z'schwach . . . viel, viel, viel z'schwach . . . und . . ."

„Das wird sich aber jetzt hart machen, Mutterl," hatte Nannei verlegen erwidert, „ich hab' halt an den schönen Verdienst 'denkt und hab' halt dem Bauer zug'sagt . . . auf Handschlag und Angeld." Bei diesen Worten hatte sie aus der Tasche einen Preußentaler hervorgeholt und ihn auf zitternder Hand der Mutter entgegengehalten.

„Jesses na! Jetzt is schön!“ hatte die Mutter geschrien, hatte den Taler gepackt und auf den Tisch geworfen, daß er klingend hoch aufsprang. „Ja was hast denn jetzt da g'macht! Ja wie hast dir denn so 'was unterstehen können! Bin denn ich nimmer dein' Mutter? Bin denn ich gar nix mehr? Net einmal fragen tut man mich mehr . . . bei so was!“ Und mit beiden Händen war sie sich in die grauen Haare gefahren, ganz verzweifelt.

„Mein Gott, Mutterl,“ hatte Nannei gejammert, die hellen Tränen im Auge, „schau, wenn ich mir hätt' denken können, daß . . . meiner Lebtag' hätt' ich net zug'sagt. Aber geh, sei nur grad wieder gut, schau, gleich lauf' ich 'nunter zum Almbauer und . . .“

„Es hilft dir nix! Der weiß schon, was er tut. Angeld is Angeld.“

„Aber so sag' mir nur grad, warum 's dir denn gar so unrecht is, daß ich allein da 'nauf geh'?“

„Weil du's net machen kannst . . . mit der Arbeit und . . . du bist z'jung und z'schwach.“

„Ah na, Mutterl! Ich versteh' mich aufs Halten von die Küh' und aufs Milchen und Kaasen besser schier als eine, die droben alt worden is am Berg.“

„Und so allein da droben . . . weiß Gott, was ei'm da passieren und zustoßen kann.“

„Geh! Wer wird denn gleich an so 'was denken!

Da droben ist mir unser Herrgott näher als da herunten, und mein liebes Vaterl selig is mir auch net weit. Die zwei miteinander werden mich schon b'hüten und schützen."

„Ich will's hoffen, ja, hoffen!" hatte die alte Baslerin geseufzt und hatte damit die Sache beruhen lassen, weil sie nicht mehr zu ändern war.

Aber die Sorge, die in ihr wach geworden, nagte ihr all die Tage her an der Seele, und um so unermüdlicher, als sie von dem, was eigentlich ihre Sorge war, nicht sprechen konnte. Sie durfte davon nicht zu Nannei reden, um ihres Kindes Herz und Gedanken nicht gerade auf das zu leiten, was sie von ihm ferne wissen wollte. Das war so eine eigene Sache! Sie kannte das



sie hatte das an sich selbst erfahren; sie war ja auch da droben gewesen — ganz allein, und —

Freilich, im letzten Sommer hatte sie Nannei sorglos zu Berge ziehen sehen; da war Nannei noch „das" Nannei, noch ein halbes Kind gewesen. Und die Sennerin, zu der sie als Hüterdirne kam, war eine alte, gottesfürchtige Person, zwar herzensgut, aber so häßlich, daß die almfahrenden Burschen in weitem Bogen ihre Hütte umgingen. Seit dem Winter aber war Nannei im Mund der Leute „die" Nannei geworden — und nun sollte sie da hinauf, so ganz allein! In dieser stillen, majestätischen Einsamkeit, die nur von der Natur und ihrem scheuen Getier belebt ist, schwillt dem einsamen Menschen das Herz, wie zu lenzender Zeit die Keime schwellen; da oben, wo die Natur nur herrscht, muß auch der Mensch wider Willen oder Wissen ihrem Zwang und Drang sich unterwerfen; da gährt und treibt es im jungen Busen, da steigt aus der jungen Seele ein Wünschen und Sehnen, von dem doch kein Menschenmund ihr jemals noch gesprochen — es kommt, man weiß nicht woher und weiß nicht, wohin es zielt, bis — ja, bis!

Die alte Baslerin kannte das; sie war ja auch da droben gewesen und hatte da droben ihren Muckei gefunden — Gott hab' ihn selig, den Armen — aber ihr war es zum Glück geraten, da ihr Muckei ein braver und ehrlicher Bursch gewesen. Freilich, ein kurzes Glück,

aber doch ein Glück! Noch in jetziger Zeit wurden der alten Baslerin die Augen helle, wenn sie daran dachte. Aber so, wie ihr Muckei war, so sind sie nicht alle; die Burschen von heutzutage schon gar nicht! Und dem, der da gerade des Weges kommt, wenn das Herz offen steht, dem kann man nicht in die Seele schauen, nur ins Auge, und das ist ein schwindelvoller Guckkasten, das Männerauge! Die alte Baslerin kannte das — aus hundert Geschichten, die sie zeit ihres Lebens rings um sich her geschehen sah.

„Ach ja!“

Unzähligemale im Tage huschten diese zwei Wörtchen, stets begleitet von einem drückenden Seufzer, über ihre welken Lippen. Und als sie in der Nacht vom Freitag auf den Samstag neben Nannei im Bette lag, die sorglos schlummerte, vielleicht in fröhlichen Träumen, da warf sie sich ruhelos in den Kissen hin und her.

Einmal erwachte Nannei und fragte mit verschlafener Stimme: „Mutterl, was hast denn?“

„Kein' Schlaf hab' ich.“

Nannei gab keine Antwort; sie schlummerte schon wieder.

Als das erste fahle Zwielicht des werdenden Tages hereinblickte durch das kleine Fensterchen, hatte die alte Baslerin noch kein Auge geschlossen. Lautlos erhob sie sich, um für heute selbst die Brennsuppe zu kochen, damit der Nannei die Ruhe bis zur letzten Minute gegönnt wäre.

Ein halbes Stündlein später trug sie die dampfende Schüssel zum Tisch und weckte das Mädchen.

Schweigend nahmen sie den bescheidenen Imbiß; und als die Schüssel geleert war, als Nannei den Löffel am Tischtuchzipfel säuberte, sagte die alte Baslerin:

„So, jetzt geh halt . . . in Gottesnamen!“

Nannei machte das Dschapei munter und knüpfte ihm an einem dünnen Riemen ein kleines Glöckchen um den Hals. Dann belud sie ihren Rücken mit der Kraxe, auf welche ein hoher, schmaler Korb gebunden war, der ihr Arbeitsgewand, das nötigste Kleingeschirr und alle sonstigen Dinge barg, die sie da droben nicht missen konnte und wollte: das Nähzeug, ein paar Heiligenbildchen, den Weihbrunnkessel und die Flasche mit dem Weihwasser, ein Kruzifix, ein Büschel geweihter Palmzweige und mancherlei, was sich im Anschluß an das eben aufgeführte nicht gut nennen läßt, wie Kamm und Seife.

Als sie so gerüstet stand, faßte die alte Baslerin ihre Tochter am Arm und führte sie der Türe zu. Dort tauchte sie die zitternden Finger in das Weihwasserschüsselchen und besprengte Nanneis Antlitz.

„So, und jetzt b'hüt dich Gott! Und gelt, vergiß mir 's Beten net!“

Es war wohl nicht allein das blasse Frühlicht, was Nanneis Antlitz so bleich erscheinen ließ. „B'hüt dich halt Gott, Mutterl! Gelt, halt' dich recht gut und plag' dich

net z'viel! B'hüt dich Gott! B'hüt dich Gott!" Sie löste ihre Hand und trat hinaus in den Hof.

Die alte Baslerin hörte den tiefen Seufzer nicht, der die Brust ihres Kindes schwellte; sie hatte sich auf die Flursteine niedergekniet, hatte mit beiden Armen Dschapeis Hals umschlungen und flüsterte dem Tier unter stillen Tränen ins Ohr: „Gelt, Dschapei, gib mir halt obacht auf mein' Nannei!" Mühsam richtete sie sich wieder auf. Noch einmal schüttelten sie sich die Hände, dann schritt das Mädchen dahin über die graue Wiese, auf der das Morgenlicht den Glanz der Tauperlen noch nicht geweckt hatte. Als Nannei ein letztesmal zurückblickte, winkte ihr die Mutter mit beiden Händen zu und rief: „Ich such' dich schon einmal heim da droben, wann's meine Füß' derleiden."

Nannei nickte stumm; die Lippen waren ihr wie zusammengewachsen. Als aber im Weiterschreiten bei einer Senkung des Weges das elterliche Häuschen ihren Blicken entschwand, brach sie in lautes Schluchzen aus. Sie wußte nur, was sie verließ. Wer ihr doch sagen möchte, welch einem Geschick sie entgegen ging? Was sollte die kommende Zeit ihr bringen? Gutes? Böses? Nannei ward sich dieser Gedanken zwar nicht bewußt, aber sie lagen in ihrem Innern und waren die Quellen ihrer plötzlichen Tränen.

„Ja, gelt, du kannst lustig sein!" rief sie dem Dscha-

pei zu, welches gar fröhlich im tauigen Gras umher sprang und immer wieder den Hals schüttelte, als ob ihm das Klingeln und Bimmeln seines Glöckchens eine besondere Freude wäre.

Ein Seufzer noch, dann trocknete sich das Mädchen Augen und Wangen und wanderte rüstig dahin.





3.

Als Nannei den Hof des Almbauern erreichte, fand sie schon alles zur Almfahrt bereit; brüllend und die Flanken mit dem Schweife peitschend standen die Kühe in der Umfriedung vor dem Stall, und ihre Glocken klangen zu weichem Akkord ineinander.

Eine zeitlang wurde noch hin und hergeredet, die Bäuerin gab der jungen Sennerin ein Schock guter Lehren mit auf den Weg, dann setzte sich der Zug in Bewegung und wand sich langsam die Straße dahin, von Unterstein über die Schönauer Wiesen gegen den Schapbacher Forst und Ilsank zu.

Voraus ging der Bauer, den schweren Bergstock mit überhängenden Armen quer auf den Rücken pressend. Das war der richtige Hochlandsbauer, hochaufgeschossen, eckig und sehnig, mit einem harten und strengen Gesicht. Ihm folgte der weißhaarige Spitz, der ab und zu die kleine Herde bellend umkreiste und es durchaus nicht leiden wollte, daß sich die eine oder andere der vierzehn Kühe grasend am Wegrain verhielt. Nannei, welche ihren Pfleglingen, hinter denen sie gemächlichen Schrittes einherging, die frischgrünen Leckerbissen gerne gönnte, drohte dem zänkischen Spitz des öfteren mit dem langen, dünnen Haßelnußstab, den ihr der Bauer beim Auszug gereicht hatte. Zu dem Zwecke jedoch, zu dem sie diesen Stab erhalten: die Kühe zu raschem und gleichmäßigen Marsche anzutreiben — dazu nützte sie ihn niemals, da genügte ihr im Notfall ein gutmütig mahnendes Wort oder ein leichter Klaps der freien Hand. Recht viele Sorge machte ihr das Dschapei. Gleich zu Anfang des Marsches war es von einer Kuh getreten worden, so daß es dem Mädchen eine Zeitlang nur mühsam nachzuhinken vermochte. An einer Quelle kühlte Nannei dem Tierchen die schmerzende Stelle mit frischem Wasser; da ward es besser. Als aber das Dschapei den blessierten Fuß erst wieder richtig gebrauchen konnte, sprang es bald rechts bald links vom Wege — und während die kleine Karawane den Schapbacher Forst durchzog, verriet es ein um

das anderemal die Lust, gradaus hinein zu laufen in den weiten, weiten Wald. In jeden Busch mußte es gucken und durch jede Staude schlüpfen — dabei blieb es auch einmal mit dem Halsriemen an einem Äste hängen. Und ewig und ewig verhielt es sich und schaute mit neugierigen Augen rings um sich her.

Es war für Nanneis Mühe nur gut, daß hinter ihr noch einer nachkam, der das Dschapei immer wieder vorwärts trieb, wenn es dem Ruf des Mädchens nicht folgen wollte.

Das war der alte Wofei, der auf einem kleinen Handwägelchen das Almgerät hinter sich herzog: den kupfernen Käsekessel, das blankgescheuerte Butterfaß, die Milchkübel und Milchgeschirre und was zur Arbeit da droben sonst noch nötig ist.

Wofei — oder richtig genannt, Wolfgang Haberecker — mochte gut seine sechzig Jahre zählen. Es war eine verwitterte, in sich geduckte Gestalt, deren landübliches Gewand fast bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit abgetragen erschien. Unter dem schäbigen Hute quollen dicke Büschel weißgrauer Haare hervor; ein struppiger Bart verhüllte das Gesicht fast bis zu den trüben, halb schon erloschenen Augen; mitten aus diesem Barte hob sich eine graue, bucklige Naie. Wofei hatte eine gewisse schnuffelnde Art, den Mund zu verziehen, wobei das dickfleischige Nasenende bald nach der rechten, bald nach der linken Seite wackelte.

Als ein Bursche, nahe den Dreißigern, war er von irgend woher an den Königssee gekommen und hatte hier an die zwanzig Sommer als Holzknecht in den Bergen gearbeitet. Man sah ihn während dieser Zeit nur am Sonntag, wenn er im Wirtshaus den Lohn der Woche verzehrte, vertanzte und verspielte. Während der Wintermonate, in denen die Berge für den menschlichen Fuß verschlossen sind, pflegte er sich ins flachere Land hinaus zur Mithilfe an Weg- und Bahnbauten zu verdingen. Mit dem Frühling kehrte er zurück und nahm die Holzaxt wieder auf den Rücken. So ging das fort, bis ihm endlich für die rauhe Art solch eines Lebens die Kraft zu schwinden begann.

Und das kam ganz plötzlich — vor fünfzehn Jahren etwa. Da fiel er mit einemmal so in sich zusammen, wie — eine Bäuerin würde sagen: „wie eine Dampfnudl, die halb fertig aus der Pfann kommt.“ Er hielt die Berge nicht mehr aus; für ein, zwei Tage wohl, aber nicht mehr auf die Dauer — und so mietete er sich zu Unterstein in eine baufällige Hütte ein, die von einer Beschaffenheit war, daß sich selbst die Ratten und Mäuse darin nicht mehr behaglich fühlten. Zu allen Arbeiten, für die seine Kraft noch ausreichte, ließ er sich verwenden, als Träger, als Karrenzieher, als Botengänger, als Brotlieferant für die Almerinnen. Was er hiemit über sein dringlichstes Lebensbedürfnis verdiente, vertrank er in Schnaps. Dabei

verdummte er allmählich, und wenn er betrunken war — und das war er fast zu allen Stunden — führte er wirre Reden, an denen die Leute viel zu lachen fanden, besonders, wenn er in seiner konfusen Art über die Weiberleute loszog. Ja, ein Weiberfeind war er immer gewesen, der Wosei. Auch in seinen früheren Jahren hatte man niemals bemerkt, daß er sich je mit einem Mädchen



eingelassen hätte – nicht einmal auf dem Tanzboden; er tanzte immer allein, wobei er mit den Füßen stampfte und die Hände auf Sohlen und Schenkel schlug, daß es nur so hallte und klatschte; ab und zu im Tanze warf er auch den einen Fuß empor an die niedere Decke, an der man überall die Spuren seiner Schuhnägel sah; und zu all dem schnackelte und fauchte er wie ein Spielhahn.

Diese Zeit war nun freilich für den Wofei schon lange vorüber. Nun war er froh, wenn er schön langsam mit hängenden Knien den einen Fuß vor den andern brachte.

So mußte auch heute der Bauer ein um das anderemal zurückrufen, daß sich der Wofei tummeln möchte. Der Alte machte dann immer ein paar Dutzend hastigere Schritte, worauf er wieder in seinen trägen, schleppenden Gang verfiel. Der Nannei war es nur lieb, wenn er zurückblieb, einmal wegen des Dschapei und dann — Wofei war das Widerspiel einer duftenden Blume; auf zehn Schritte in der Runde um ihn war die Luft von Schnapsgeruch erfüllt. Dazu hatte Nannei auch sonst noch einen tiefen Widerwillen gegen diesen Menschen; er starrte sie immer so eigenartig an, wenn er in Unterstein oder am See ihren Weg kreuzte, und sprach dabei mit Worten auf sie ein, in denen sie keinen Sinn zu finden wußte.

Zwei gute Stunden hatte der Marsch schon gedauert. Ilsank lag den Wandernden lange im Rücken, und die Wasser der Wimbachklamm rauschten bereits hinter ihnen. Die Sonne war schon emporgestiegen über die Berge, aber die laubreichen Bäume, unter denen der Zug sich dahinwand, gaben noch genügenden Schatten. Von dem Bergbach einher, der zur rechten Seite des Weges über weiße Steine dem Tal entgegenhüpft, blies ein leichter, kühlender

Luftzug quer über die Straße, strich lispelnd durch das Laub des ansteigenden Waldes und fuhr leise pfeifend empor an den schroffen Wänden des Schüttaipls.

„Grüß Gott!“ hörte Nannei plötzlich den Bauer an der Spitze des Zuges sagen.

„Grüß Gott auch!“ klang eine laute, kräftige Stimme zur Antwort.

Nannei reckte den Kopf; doch sie sah niemand des Weges kommen und gewahrte vor sich außer Bäumen und fernen Bergen nur den Futterstadel, von dessen langgestreckten Raufen das Hochwild im Winter seine Nahrung holt.

„Grüß dich Gott, schöns Deandl!“ scholl es seitlich vom Wege her — und im Schatten der Wildscheune sah Nannei einen feiertäglich gekleideten Burschen im Grase liegen.

Errötend gab sie den Gruß zurück und schritt vorüber.

Schön? War sie denn schön? Zum erstenmal hatte ihr das einer nun so geradeweg ins Gesicht gesagt, und dazu noch einer, den sie zeit ihres Lebens nicht gesehen hatte. Das war doch eine Keckheit!

Da löste sich eine rotbraune Kuh aus der Herde und stieg vom Weg hinweg dem Bache zu. Nannei eilte ihr nach — und die Begegnung von soeben war vergessen.

Das Dschapei aber schien an dem Wegelagerer ein

größeres Interesse zu nehmen — und dieses Interesse schien ein gegenseitiges zu sein; denn der Bursche richtete sich in sitzender Stellung auf, lockte das Tier, das ihn mit schiefgehaltenem Kopf und stillen Augen betrachtete, durch leise Zungenschläge zu sich heran, griff in die Joppentasche und hielt ihm auf den gestreckten Fingern ein Häuflein Salz entgegen. Das Dschapei kam hurtig näher getrippelt und löffelte mit gieriger Zunge die Salzkörner von dieser sonnverbräunten, fremden Hand.

„Gelt, das schmeckt dir! No, wart nur, kriegst schon noch mehrer, wenn's einmal an der Zeit is!" murmelte der Bursche, wischte die feuchtgewordene Hand an das Gras, drückte den Hut mit der weißgesprenkelten Weihenfeder über das braune Kraushaar und sprang auf.

Das Dschapei hüpfte auf den Weg zurück, sah noch einmal empor zu dem fremden Gesicht mit dem herausfordernd aufgedrehten Schnurrbart und den verwegen blitzenden Augen — und als ihm der Bursche, die Riemen des leeren Bergsackes mit den Daumen höher auf die Schultern rückend, langausgreifenden Schrittes folgte, eilte es in hohen, bockenden Sätzen die schmale, grasdurchwachsene Straße dahin bis an Nanneis Seite, wo es rückwärts blickend mit gespreizten Füßen wieder stehen blieb.

Dieses Gebahren des Tieres veranlaßte auch Nannei, den Kopf zu wenden, und da sah sie jenen Burschen raschen Ganges dahergeschritten kommen. Er holte sie

ein, nickte ihr lächelnd zu und sagte: „Hast 'leicht 'was dagegen, schöns Deandl du, wann ich gleichen Schritt halt' mit dir?"

„Ah na, der Weg is ja frei für ein' jeden!" gab Nannei leichthin zur Antwort.

„Da hast recht, aber weißt, ich mein' halt, lieb verplauscht, da wird er ei'm dengerst kürzer."

„Da wird er dir schon lang bleiben müssen, der Weg. Lieb plauschen, das is gar arg schwer für den, der's net versteht. Ich hab's halt nie net g'lernt."

„Mußt halt ein bißl Zutrauen haben zu mir," lachte der Bursche, während er seinen Ellbogen an den Arm des Mädchens drückte, „da kannst es nachher schon lernen."

Mit scheuem Blick wich Nannei zur Seite. „Ich dank' dir recht schön für dein' guten Willen," sagte sie, „aber weißt, für eine solchene Schul' hab' ich halt so ein' viel schwachen Kopf."

„Schau, schau, stolz bist aber gar net! Und dir tät' mans' doch verzeihen, dir mit deim G'sichtl! B'scheidenheit is schon recht . . . aber weißt, das is auch nix, wann man so gar g'ring von ei'm selber denkt. Siehst, da hab' ich schon ein' bessern Glauben von — — Geh weiter!" Die beiden letzten Worte galten dem Dschapei, das dem Burschen, an seiner Seite hertrippelnd, mit erhobener Nase die Joppentasche beschnupperte. Nun ward es von einer hartknochigen Hand recht unsanft beiseite geschoben; das

Dschapei, das nach dem vertrauenerweckenden Beginn seiner Freundschaft mit dem Burschen eine solche Abfertigung wohl nicht erwartet hatte, blieb ganz verdutzt auf dem Wege stehen und sah mit großen Augen zu dem launischen Freund empor; dann schüttelte es den Kopf, machte ein paar Sprünge und schmiegte sich an die Röcke des Mädchens, das dem Tier im Weiterschreiten mit freundlicher Hand den Rücken tätschelte.

„Wohin willst denn?“ fragte Nannei den Burschen; sie wollte durch diese Frage nicht das Ziel seines Weges erfahren, sondern nur, wielange sein Weg ihn noch an ihrer Seite hielte.

„No, ich hab' heut noch ein' saubern Marsch vor mir: 'nauf am Trischübl, von da am Fundensee 'nüber und übers Steinerne Meer 'nunter nach Saalfelden.“

„Du,“ sagte Nannei hastig, „da wirst aber net viel ausrichten, wenn noch lang so stad dahergehst neben mir. Da kommst g'wiß in d'Nacht 'nein. Das is ja ein Weg von zehn, zwölf Stund'.“

„Macht nix! Du bist es schon wert, daß man sich verhalt'! Und wenn's auch jetzt ein bißl langsam geht, dafür gehts nachher um so g'schwinder. Was ein anderer mit Müh und Plag' in zehn, zwölf Stund' macht, das mach' ich in achte und neune. Weißt, Schmalz mußt halt haben in die Füß'.“

Einen flüchtigen Blick warf Nannei über die hohe,

geschmeidige Gestalt des Burschen. Dann fragte sie, da sie aus Schicklichkeit doch etwas reden mußte: „Bist ein Holzknecht?“

„Na, das G'schäft is mir z'pechig.“

„Bist ein Senn?“

„Na, das is mir z'milchig.“

„Du hast aber ein' heiklen Gusto. Was bist denn nachher sonst so b'sonders?“

„Ich hab' mir ein G'schäft ausg'sucht, bei dem ein guts Auskommen is . . . und gar net plagen mußt dich dabei: ich bin der einzig' Sohn von ei'm Bauern, der seine sechzig Küh' im Stall hat.“ Der Bursche schien sich zu wundern, daß seine Mitteilung auf Nannei so wenig Eindruck machte.

„So so!“ das war ihre ganze Antwort.

„Ja, ich bin der Suttner Korbini von Saalfelden.“

„So so? Von über der Grenz' her bist? Und wie hast g'sagt, daß du heißt? Korbini?“ kicherte Nannei. „Das is aber ein seltsamer Nam'! Steht denn der im Kalender?“

„No freilich! Aber weißt, ein g'spaßiger Heiliger is der schon, auf den ich 'tauft bin, der heilige Korbinian. Das muß schon ein guter Kerl g'wesen sein, der! Hat sich bei lebendigem Leib d'Haut 'runterziehen lassen! Jetzt da bin ich schon anders!“

„Na hörst, wie kann man denn so reden von ei'm

heiligen Märtyrer? Du mußt schon ein recht christlicher Mensch sein!"

„No weißt, am Sonntag halt auf ein paar Stund'."

„So 'was z'sagen, da tät' ich mich doch schamen!" zürnte Nannei mit offener Entrüstung.

Korbini lachte und zog aus der Joppentasche eine kleine Pfeife hervor, die er aus einem in den linken Hosenträger eingeknüpften Katzenbalge mit Tabak zu füllen begann.

„Geh weiter, Scheckin, geh zu, was bleibst denn allweil stehn!" rief Nannei, während sie einer braun und weiß gefleckten Kuh die Hand mit leichtem Schlag auf den breiten Rücken klatschte.

„Du, ich mein' allweil," sagte Korbini, „mit dir und mit der Scheckin is net ganz richtig. Die tut ja ganz verliebt zu dir. Allbot schaut s' um, ob denn noch da bist."

„Ja, die hängt gar arg an mir!" lachte Nannei. „Schon im letzten Sommer, wo ich als Hüterin droben am Regen war, schon da hab' ich s' kein' Schritt von meiner Seiten 'bracht. Is schon wahr, da is mit der Sennerin allweil d' Eifersucht g'wesen. Und wie ich nachher heuer selber Sennerin worden bin, hab' ich mei'm Almbauer so lang zug'setzt, bis er mir s' mit'geben hat, d' Scheckin."

„Und da treibst auf d' Griesalm jetzt? Und 'leicht in vierzehn Tag' am Trischübl?"

„Ja."

„Freilich, wo andershin geht ja der Weg net. Und was ich fragen will ... kriegst nachher später'naus Schaf' auch auf d'Alm 'nauf?"

„Na! Grad das einzige Lamperl hab' ich mit."

„So!" brummte Korbini, während er das Dschapei mit einem wägenden Blick betrachtete. Dann zog er die Augenbrauen hoch und sagte: „Is der alte Krackler dahint' dein Hüter?"



„Na, ich bin ganz allein auf der Alm."

„So? Ganz allein? So so!" stieß Korbini über die paffenden Lippen, während er seine Pfeife in Brand steckte, und maß mit schielenden Blicken die Gestalt des Mädchens. „Bist eine junge Sennerin und wirst ein bißl hart z'recht kommen da droben ... so ganz allein. Was meinst, wann ich dich diemal b'suchen tät' und tät' dir helfen ... weißt, milchen und kaasen."

„Ich dank' dir schön ... brauchst dich aber net strapezieren wegen meiner."

„No, bei dei'm Alter is der Schnabel schon recht schön ausg'wachsen! Deine stolzen Reden nach möcht' man schier glauben, du wärst dem Bauern da vorn sein' Tochter ... wenn gleich kein Federl net am Hut hast."

„Ah na, ich bin grad 's Basler-Nannei von der Schönau. Weißt, es kann halt net jeder Mensch so hochgeboren sein wie du. Es muß arme Leut' auch geben, sonst hätten ja die reichen Bauern kein', der ihnen d' Stiefel putzt."

„Ja, ja! Aber schau ... 'neinpassen tätst ganz gut in ein' Bauernhof. Könntst einmal eine richtige Bäuerin abgeben ... du mit dei'm süßen G'sichterl du! Ja, ich sag' dir's ... schau, halt' dich nur gleich an mich! Mein Weib kriegt's einmal schön bei mir ... so ein Hof und so ein Vieh! Und was erst an mir kriegst ... das kannst dir gar net denken, du Schneckerl, du liebs!"

Der Unwille über den Inhalt dieser Worte und über die leichtfertige, verletzende Art, in der sie gesprochen waren, machte Nannei bis in den Hals erröten. „Recht viel halten mußt net von dir," sagte sie, die Blicke zu Boden senkend, „sonst tätst net so am Kuhweg mit dir hausieren. Hättst dir übrigens schon auch eine andere 'raussuchen können für deine dalketen G'spaß'! Du kecker Mensch du!"

Korbini lachte. „Warum bist so sauber! Da muß ja jeder Mensch keck werden! Aber weißt ... im sonstigen bin ich ganz ein guter, handsamer Bursch. No, wirst es ja merken. Ich mein' allweil, daß mir im heurigen Sommer d' Steiner am Trischübl mehr als ein Paar Schuh verschleifen."

„Wär' schad drum! Da mußt dir schon heut den Weg richtig anschaun, ob er dir net dengerst z'grob und z'weit is."

„Ah na!"

„Und um die Zeit wär' mir auch leid, die versaumst dabei, für nix und wieder nix!"

„Für nix? Meinst? Aber wirst schon noch anders denken, bis mich einmal von der richtigen Seiten kennst. G'legenheit zum Bekanntschaftmachen will ich dir schon oft g'nug geben. Weißt, im Sommer, wo's daheim am Hof net gar so viel Arbeit gibt, da bin ich allweil so auf die Füß', allweil so am Berg umeinander. Mein Vater, der dickkopfete Geiznickel . . ."

„Jetzt, so hab' ich auch noch nie ein Kind von sei'm Vater reden hören," zürnte Nannei. „So eine Red', mein' ich, müßt' ei'm im Hals stecken bleiben!"

„No ja, er is halt so! Er könnt' mir den Hof schon lang übergeben, alt g'nug bin ich dazu. Aber der kann sich nimmer g'nug hausen im Leben. Und nachher, weißt, er will halt gar net begreifen, daß ein g'wachsener Mensch 'was braucht und auch sein' G'spaß und sein Vergnügen haben möcht'. Wenn's dem Vater nachging', könnt' ich mir am Sonntag 's Wirtshaus von weitem anschauen. Drum such' ich mir unter der Woch' halt selber ein bißl 'was z'samm' für'n Sonntag. Und schwer wird mir's gar net . . . ich kenn' mich aus in die Berg'."

„Machst 'leicht ein' Führer?"

„Ah nah! Das passet mir grad, daß ich mich mit dene notigen Stadtleut' abgeben müßt'! Da gibt's schon noch andere Sachen. In der Ramsau drin und 'naus gegen Bertlsgaden zu, da rauchen die Bauern und Burschen halt gern ein' guten Tabak. Wer den bei uns drent in Saalfelden kauft und da herent verhandelt, der macht ein' guten Schnitt. Und wann mir beim Hin- und Hersteigen grad ein Gamserl über'n Weg springt, nimm ich's mit. Aber net derwischen mußt dich lassen . . . von so ei'm grünen Grenzpatscher oder von so ei'm schnuffligen Jaager. Schlau mußt halt sein und Kurasch mußt haben, Kurasch wie der Teufel! Und da kann ich aufwarten!" Korbini schnalzte mit der Zunge und warf sich in die Brust. Seinem Blick und seiner Miene konnte man's ansehen, daß er mit dieser Eröffnung einen großen Eindruck auf das Mädchen gemacht zu haben wähnte.

Nannei aber streifte das Gesicht des Burschen mit scheuem Blick, und während sie so weit von seiner Seite trat, als es die Breite des Weges gestattete, sagte sie leise: „Du bist aber einer!"

Korbini lachte. „Ja, Deandl, wann grad für dein Hütl ein' recht schönen Gamsbart haben möchst, da darfst mir bloß ein guts Wörtl geben und ein Busserl als Zuwag' . . . du . . . du . . . dich könnt' man ja grad fressen!" Und an Nannei dicht herantretend, kniff er seine braunen, plumpen Finger in ihre rotblühende Wange.

„Laß mir mein' Ruh, du!" stieß Nannei mit zornbebender Stimme hervor, während sie mit erhobenem Arm die Hand des Burschen von sich abzuwehren suchte.

„Geh, was bist denn so g'schamig?" lachte Korbini und haschte mit beiden Händen die Finger des Mädchens.

Schon öffnete Nannei die Lippen, um den Almbauer anzurufen, als der Bursche plötzlich von ihr abließ, lauschend stehen blieb und die funkelnden Augen nach einem dichten Gebüsch richtete, an dem sie soeben vorübergewandert waren. Er näherte sich dem Wegrain einige Schritte, nahm die Pfeife vom Mund, bückte sich und spähte durch die Lucken des Laubwerks. Kopfschüttelnd richtete er sich wieder auf, schob die zerbissene Pfeifenspitze zwischen die Zähne und folgte hastigen Ganges dem Mädchen. „Hab' g'meint, ich hätt' was g'hört," sagte er, als er wieder an Nanneis Seite trat. „Wird wohl ein Reh g'wesen sein. Gibt ihrer ja g'nug da im Wimbachtal."

Korbinis Gebaren hatte auch die Aufmerksamkeit des Dschapei auf jenes Gebüsch gelenkt — und während der Bursche und das Mädchen hinter einer Biegung des Weges verschwanden, stand es noch immer und musterte die Kräuter des Wegrains. Nun gewahrte es ein Büschel fettgrünen Grases und begann davon zu äsen, wobei das Glöcklein an seinem Halse leise tönte. Da plötzlich raschelte das Laub im Dickicht — das Dschapei schrak zusammen und machte einen langen Seitensprung. Vor ihm,

die hohen Kräuter kaum überragend, stand ein braun und gelb gefleckter Teckel, der das Dschapei mit ernsten Augen betrachtete und dazu ein gedämpftes Knurren hören ließ.

„Bella!“ klang mahnend aus dem Gebüsch eine weiche, halblaute Stimme.

Hurtig wandte der Teckel den langen, spitzen Kopf und blickte schweifwedelnd zu dem jungen Jäger auf, der sich mit beiden Armen durch die dichten Zweige einen Weg ins Freie bahnte.

Sein Erscheinen mochte dem Dschapei wieder Vertrauen einflößen. Es trippelte neugierig um ein paar Schrittlein näher und kaute an den Gräsern, die es noch im Maule hielt.

Das war auch eine vertrauenerweckende Erscheinung, die schlanke, nicht übergroße Gestalt des jungen Jägers, der kaum das zwanzigste Jahr überschritten haben konnte. Seine kurze Lederhose war nicht allzu schwarz mehr, und die graue Joppe zeigte sich an vielen Stellen mit geringer Kunst, doch mit vielem Aufwand von schwarzem Zwirn geflickt und gestoppt. Um die Schultern, an denen die gelbliche Färbung der Joppe verriet, daß dem Jäger so manch eine gewichtige Waidmannslast schon tüchtig warm gemacht hatte, hing ihm die spiegelblanke Büchse und das Fernrohr in einem plumpen, abgegriffenen Lederfutteral. Das wenig gebräunte Gesicht war von feinen, fast frauenhaften Zügen und wurde durch die drei lichten Pocken-



narben auf der rechten Wange durchaus nicht verunziert. Auf der Oberlippe des bleichen Mundes deutete nur ein weißer Schimmer den werdenden Schnurrbart an, und unter hellglänzenden Wimpern hervor schauten zwei große, wasserblaue Augen mit sanftem Ernst in die Welt.

Während der Jäger einen langen forschenden Blick über den Weg dahingleiten ließ, schob er sich über dem leicht gekräuselten Blondhaar den von den Zweigen verrückten Hut zurecht, über dessen schmalen Rand ein Gemsbart nickte, dem Sonne und Regen schon längst den schwarzen Glanz in ein fahles Braun verwandelt hatten.

Nun kehrten seine Blicke zurück und blieben an dem Dschapei haften. Als er sich dem Tiere mit lockenden Händen näherte, glaubte auch der Teckel zur Eröffnung einer Freundschaft in seiner Art ermächtigt zu sein und eilte mit fröhlichem Gebell und spielenden Sprüngen auf das Dschapei zu. Dieses aber, das bei seinen früheren Hundebekanntschaften gar schlimme Erfahrungen gemacht hatte, mißverstand die freundliche Absicht und suchte unter ängstlichem Schmählen das Weite. Mit verblüfften Augen sah ihm der Teckel nach, und da es um die Wegecke verschwand, wandte er langsam, wie zu stummer Frage, den Kopf nach seinem Herrn.

Doch der Jäger achtete des Hundes nicht; er blickte dem tieferen Wege zu, über welchen Wofei stöhnend und ächzend den Almkarren einherzog.

„Grüß Gott!“

Dieser Gruß war für Wofei genügende Veranlassung, die Karrendeichsel sinken zu lassen und seine Schnapsflasche aus der Joppe zu ziehen.

„Geht's nach der Griesalm?“

Wofei nickte nur und bohrte den Flaschenmund durch eine Lücke des struppigen Bartes. Als er nach langem, glucksendem Zug die dürre Hand wieder sinken ließ, fragte der Jäger:

„Wer is denn das junge Deandl da vorn?“

„D'Sennerin.“

„Jetzt das hätt' ich mir selber denken können!“

„Warum fragst nachher?“ knurrte Wofei, während er mit einem Übermaß von Sorgsamkeit die Flasche verkorkte und wieder verwahrte. „G'fallt's dir, gelt?“ stieß er dann unter einem blöden, wiehernden Gelächter hervor. „G'fallt mir auch! Aber ich kann 's net leiden, d' Weiberleut' . . . pfui Teufel . . . da is nix, gar nix! G'sagt hab' ich's ihr . . . aber sie hat's ihm verraten, weißt . . . mit dem is kein guts Essen net! Na! mit dem net!“

„Meinst 'leicht den Burschen, der da vorn mit ihr geht?“

„Bursch? Was Bursch? Da is nix Bursch! Da is gar! Aus und gar! Was hast g'sagt? Ah so? Na, na, na . . . weiß nix . . . kenn' ich net, kenn' ich net! Da gibt's nix! Wer kann so 'was sagen? Bin ich ein Stein?

Kennst ein' Stein? Keiner bleibt, keiner! Alle 'nunter... alle 'nunter . . . alle, alle, alle . . ." Wofei reckte den zitternden Kopf auf magerem Halse aus den Schultern und lauschte gegen die Erde.

„Jetzt is schön! Du hast ja in aller Früh schon z'viel?"

„Jesus, Mar' und Joseph!" stöhnte Wofei; dann hob er mit jähem Ruck den Kopf und starrte mit rollenden Augen rings um sich her, bis seine wirren Blicke an dem Jäger haften blieben.

„Was hast denn, Alter?"

„Nix hab' ich, nix, nix! Jesses, jesses, jesses!" In die wankenden Knie sinkend, tastete Wofei nach der Karrendeichsel, schob ihre Handhabe hinter den Rücken, zog an und schleppte keuchend das ächzende Gefährte auf dem rauhen Weg dahin.

Kopfschüttelnd blickte ihm der Jäger nach, bis die vorspringenden Büsche den Alten verdeckten. Dann winkte er den Teckel hinter seine Füße, verließ den Weg, übersprang mit Hilfe des langen Bergstockes den rauschenden Wimbach und schritt durch das schmale Tal dem lichten Waldgelände zu, das sich in leichter Hebung hinanzieht bis zum Fuß der steil aufragenden Stanglahner-Wände. Hier angelangt, ließ sich der Jäger im Schatten einer moosbehangenen Fichte nieder. Von hier aus konnte er das Tal übersehen bis zu jener Stelle, an welcher der Almenweg

quer hinwegführt über das von den gewaltigen Schneewasserstürzen des Frühjahrs breit angeschwemmte Kiesgeröll.

Achtsam lehnte er die Büchse an den Stamm der Fichte — und während der Teckel an einer Wildpretfährte schnupperte, die hart an der Felswand über den Sand führte, richtete der Jäger sein Fernrohr nach jener offenen Wegstelle, welche die Almfahrenden mit jedem Augenblick passieren mußten.

Nun kamen sie: zuerst der Bauer mit dem weißen Spitz, dann die Kühe, einzeln und paarweis, dann ...

Der Jäger konnte das Glas nicht ruhig halten; seine Hände zitterten. Er mußte die Schulter an den Baumstamm lehnen und die Knie aufziehen, um die Ellbogen darauf zu stützen. Nun wär' es wohl mit dem Halten zur Not gegangen; aber er mußte wieder absetzen, da der warme Hauch seines Mundes das Glas beschlagen hatte. Die Säuberung nahm eine geraume Weile in Anspruch. Als er dann das Fernrohr aufs neue vor sein Auge heben konnte, sah er den Gegenstand seiner Neugierde den jenseits der Furt gelegenen Büschen schon ziemlich nahe.

Nun klang ein leiser Ruf des Zornes von den Lippen des Jägers — er gewahrte durch das Glas, wie der Bursche da drüben den Arm der jungen Dirne faßte, wie er sein Gesicht ihrer Wange näherte, und wie das Mädchen mit beiden Fäusten den Frechen von ihrer Seite stieß.

„Wart nur, Halunk!" murmelte der Jäger und ließ

das Fernrohr sinken. „Wir zwei kommen dengerst noch z'samm'!" Und regungslos über das weite sonnige Tal hinwegstarrend, sprach er flüsternd vor sich hin: „So ein jungs Deandl! Und so bildsauber!"

Da ließ sich plötzlich aus den Lüften über ihm ein sausender Flügelschlag vernehmen, und ein mächtiger Schatten huschte über den Moosgrund.

Wohl hatte der Jäger mit Blitzesschnelle die Büchse gehoben — und doch zu spät. Als sein Auge den königlichen Vogel erspähte, war dieser lange schon aus dem Bereich der Kugel und schwebte dahin durch die Länge des Tales, kleiner und kleiner werdend, bis er in weiter Ferne hinter dem wild zerrissenen Grat der Palsenhörner als ein winziger Punkt dem Auge des Jägers entschwand.





4.

Für das Dschapei kamen gute Zeiten. Wenigstens hätte man das nach dem stillfriedlichen Verlauf der zwei ersten Wochen seines Almaufenthaltes glauben mögen.

Rings um die Griesalmhütte lag das herrlichste Weideland, und da hatte das Dschapei vom lieben Morgen bis zum späten Abend keine andere Müh und Sorge, als auf den weiten Grasflächen umherzutrippeln, sich die saftigeren Kräutchen zwischen dem zäheren Berggras herauszuknappern und, wenn es vom Äsen sich ermüdet fühlte, zu schläfriger Rast den Schatten eines dichten Latschenbusches aufzusuchen.

Wenn die Sonne sank, und die Nacht einhergezogen kam über die unwegbaren Schroffen des Watzmann, trollte das Dschapei der Hütte zu und suchte in der Almstube seine gewohnte Liegerstatt zu Füßen von Nanneis Kreister.

Auch seine junge Herrin war mit der Art und Weise zufrieden, in der ihr jeder Tag verlief. In der ersten Zeit war es ihr freilich schwer geworden, mit all der vielen, vielen Arbeit zurecht zu kommen, da sie mit der Beaufsichtigung und mit dem Eintreiben ihrer vierzehn Pfleglinge manche Stunde versäumen mußte. Doch lernten die Tiere bald ihre Stimme kennen — und als Nannei merkte, daß sich die Scheckin niemals allzuweit von der Hütte zu entfernen pflegte, nahm sie der braunen Leitkuh die große Glocke ab und hängte sie der Scheckin um den fetten Hals.

Nun brauchte sie vor Einbruch der Dämmerung nicht mehr hinauszulaufen in das Gries und nicht mehr emporzuklimmen in die wirren Latschenfelder — sie trat nur vor ihre Hütte, trommelte mit einem Stecken auf die Sohle eines ihrer Holzschuhe und rief dazu mit schallender Stimme in die abendliche Luft hinaus:

„Hoi, hoi! Küh' da! Hoi hoi!"

Schon immer bei ihrem ersten Ruf erklang die Glocke der Scheckin, das Geläut der anderen Schellen mischte sich dazu, näher und näher tönend, bis alle vierzehn

Tiere brüllend und eifersüchtig sich drängend die junge Sennerin umringten.

So hatte Nannei schon in der zweiten Woche ein behaglicheres Arbeiten. Freilich verschlimmerte sich die Sache wieder auf kurze Zeit, als sie in den ersten Tagen des Juli den Umzug nach dem eine Wegstunde höher gelegenen Trischübel vollführte, nach jenem kleinen Almtal, welches eingesenkt liegt zwischen die Hundstodgruppe und das Tabakmandl, einen kahlfelsigen Vorberg des Großen Watzmann.

Gleich an dem Morgen, der dem Umzug folgte, pilgerte Nannei in Begleitung ihres Dschapei über die grobsteinigen, von dichtem Latschengestrüpp überwucherten Rauhenköpfe nach jener Schlucht, aus welcher die Sigerethwand emporsteigt zu steiler und gewaltiger Höhe.

Als Nannei die Schlucht betrat, vernahm sie ein Sausen und Prasseln von stürzenden Steinen; da oben mußte wohl eine Gemse flüchtig geworden sein.

Eine Weile starrte Nannei mit feuchten Augen an den drohenden Felsen empor, dann schritt sie hinweg über die Breite der Schlucht, kniete nieder auf das rauhe Geröll, und den Kopf an die kalte Steinwand lehnend, faltete sie die Hände zu langem und brünstigem Gebet für die arme Seele ihres Vaters, der an dieser Stelle sein Leben hatte lassen müssen.

Inzwischen kletterte das Dschapei über die brüchigen

Felsen empor, soweit das eben anging, und zupfte von den Grasbüscheln, die über einzelne Wandvorsprünge herniederhingen.

Wer kann es wissen — vielleicht hatte das rauchende Blut des Gestürzten gerade den mageren Wasen gedüngt, dem jene Gräser entsproßten.

Als Nannei sich erhob, zu einem leise gesprochenen Amen das Gesicht und die Brust bekreuzend, fühlte sie sich leichter im Herzen, das ihr auf dem Herwege gar schwer und traurig gewesen war — und wohlgemuter kehrte sie zurück zu ihrer Arbeit.'

Die Tage vergingen, einer fast wie der andere.

Kam die Feierstunde, und war nicht gerade schlechtes Wetter, so setzte sich Nannei auf die kleine Holzbank zur Seite der Hüttentür und besserte ihr Gewand, eine volkstümliche Weise halblaut vor sich hinsummend; oder sie schäkerte in kindlichem Frohsinn mit ihrem Dschapei; oder sie lehnte, die Hände hinter dem Nacken verschlungen, den Kopf an die verwitterte Hüttenwand und starrte in stillen Gedanken stundenlang empor zum felsumgrenzten Himmel an dem die Nacht das Blau erstickte, an dem die lieblichen Sterne sacht erglühten. Da kam der Abendwind vom Tal heraufgezogen, strich summend über die Steine und flatterte geheimnisvoll durch die mageren Zweige der Krüppelföhren; da klang von den ragenden Wänden hernieder ein rätselhaftes Brummen, ein ge-

dämpftes Knattern, wohl auch der schrille Pfiff einer Gemse und der häßlich krächzende Schrei der kreisenden Aasvögel; da tönte ferneher der späte Ruf eines Spechtes, leis in der Ferne wieder verschwebend — — und da erwachte in Nanneis Busen ein seltsames Bangen, und in ihrem Herzen erwuchs die Sehnsucht nach menschlichem Verkehr.

Zumeist wohl verschlief das Mädchen in der Nacht solch eine Stimmung wieder; manchmal aber hielt sie dennoch an durch Tage und Tage — und Nannei empfand es dann als eine gewisse Beruhigung, wenigstens einen Menschen in ihrer nächsten Nähe zu wissen, wenngleich sich derselbe kein Bröselchen um sie bekümmerte.

Etwa fünfhundert Gänge von ihrer Hütte stand auf einem höher gelegenen Hügel das aus Brettern und Balken gefügte Jägerhäuschen, in welchem zur Zeit ein alter, mürrischer Jagdgehilfe stationierte, der abwechselnd vom Zipperlein und Hexenschuß geplagt wurde und mit jedem Tag seine Pensionierung erwartete, um die er längst schon nachgesucht hatte!

In den vierzehn Tagen, welche Nannei nun schon auf dem Trischübl zugebracht, hatte sie von dem unfreundlichen Alten kaum einen verständlichen Gruß erhalten, geschweige denn, daß er einmal in ihrer Hütte zugesprochen hätte.

Sie wunderte sich also nicht wenig, als sie eines Mittags schwere Tritte gegen ihre Schwelle poltern hörte.

Was mochte der Alte nur wollen? Und das mußte er wohl sein — wer anders hätte auch kommen können?

„Jetzt paß auf, Dschapei,“ rief sie ihrem Liebling zu, der sich an der Kante der Herdbank die eine Schulter scheuerte, „jetzt kriegen wir gar ein' seltenen B'such.“

„Hat's dich 'leicht verdrossen, Deandl, daß ich net schon lang einmal 'kommen bin?“ klang von draußen her eine laute, lachende Stimme.

Nannei erschrak und wandte blitzschnell das Gesicht der Türe zu.

Korbini stand vor ihr.

„No also, grüß dich Gott, schöns Deandl du!“ sagte er, dem Mädchen die Hand entgegenstreckend. „Wie hat sich denn dein' Zeit ang'lassen da heroben auf der Alm?“

„Ich dank' dir schön ... bis heut bin ich recht z'frieden g'wesen!“ erwiderte Nannei, die dargereichte Hand übersehend, mit gerunzelter Stirne, und schaffte emsig weiter an der Säuberung ihrer Milchgeschirre.

„Uijeh, nijeh, du bist ja 'leicht daheroben noch stolzer 'worden?“ spottete Korbini, schritt auf die Herdbank zu und um sich Platz zu machen, puffte er mit dem Knie das Dschapei beiseite.

Dieses machte ein paar erschreckte Sprünge, sah den Burschen an, schüttelte den Kopf und hüpfte mit klunkerndem Schweif zur Türe hinaus.

Wie war's da draußen so schön, in der warmen,

lachenden Sonne! Lauschend blickte das Dschapei in der Runde umher, und als es vom Rauhenkopf die Glocke der Scheckin herniedertönen hörte, sprang es in munteren Sätzen dem Steige zu, der in vielen Windungen da hinaufführt über die klotzigen Felsen. Äsend verließ es bald den Weg, zwängte sich hier durch ein dichtes Gestrüpp, sprang dort über eine schmale Steinkluft und fand sich plötzlich vor dem jähen Absturz des Rothleitengrabens. Wie es nun hier mit verwunderten Augen hinabstarrte in das tiefliegende Griestal, sah es auf dem Pfad, der von da unten zum Trischübl emporleitet, einen Menschen einhergestiegen kommen, dessen Gewand und Mütze von der Farbe der dunkelgrünen Latschenbüsche war. Weiße Metallknöpfe blitzten auf seiner Brust, und über der Schulter hatte er eine Büchse hängen gleich einem Jäger.

Lange jedoch konnte diese Erscheinung Dschapeis Interesse nicht in Anspruch nehmen, und so trollte es am Rande des Abgrundes dahin, hüpfte wieder seitwärts über die moosbewachsenen Steine und hüpfte so fort und fort, bis sich der Felsgrund vor ihm in eine Mulde von der Gestalt eines riesigen Kessels versenkte. Das war die Hundstodgrube. So weit hatte sich das Tier bei seinen früheren Äsungsgängen noch nicht gewagt. Nun stand es und schaute sinnenden Auges umher in der herrlichen Runde. Zu seiner Rechten spannte sich in weitem Bogen das rotsteinige Leitengeschröff um ein Dritteil des Kessels;

zu seiner Linken baute sich, gegen Norden die Sigereth-wände bildend, in ernsten, massigen Formen der Gejaidberg empor, auf dessen schwindelnder Höhe in den Freinächten der wilde Jäger mit seinem johlenden Trosse stundenlange Rast zu halten pflegt. Vor hundert und aberhundert Jahren einmal hatte ein Hochlandsschütze das Wagstück unternommen, in solch einer Nacht den Gejaidberg zu besteigen. Er ist nie wieder zum Vorschein gekommen; nur seinen Schweißhund fanden die suchenden Leute des anderen Tags tot auf dem Gipfel der Felsgruppe liegen, die sich zwischen dem Gejaidberg und der Rothleiten, dicht vor dem steilen Schneiber erhebt, und die seit jener Zeit auch den Namen Hundstod führt.

Noch immer stand das Tier und starrte staunend umher; da vernahm es plötzlich hoch über sich ein seltsames Rauschen. Es warf den Kopf in die Höhe und sah ein dunkles, großes Etwas in den Lüften kreisen.

Was war das?

Das Dschapei wußte es nicht — und doch überkam das Tier eine so bange Furcht, daß ihm die Haut zu schaudern und die Füße zu zittern begannen. Doch nur eine kurze Weile dauerte diese Starre, dann sprang das Dschapei mit jähem Satz empor und stürmte in rasender Flucht den Hang hinunter. Drunten sah es in einiger Ferne ein großes Latschengebüsch, dem es nun in überstürztem Lauf entgegensteuerte. Schon stieß es mit der

Nase fast an die schutzbietenden Zweige, da vernahm es dicht hinter sich ein sauchendes Sausen, fühlte auf seinem Rücken einen heftigen Schlag und einen brennenden Riß — und flog, vom Schwung des überhastigen Laufes vorwärts getrieben, kopfüber in die Latschen, deren wirres Geäst ihm die Wolle in dicken Flocken vom Leibe schürfte. Wie es lag, so blieb es liegen, regungslos, mit gläsernen Augen, hängender Zunge und fiebernden Flanken. Und während der Räuber, der sich um seine Beute betrogen sah, mit rauschendem Gefieder durch die Luft entschwebte, sickerte dem wunden Tier das warme Blut nieder durch das rot sich färbende Fell.

So verharrte das Dschapei eine geraume Zeit, bis es den Mut und die Kraft fand, sich aus dem Busch herauszuwinden. Mit schmerzender Mühe zog es den Rücken auf und suchte mit der Zunge die wunde Stelle zu erreichen. Dann schlich es langsam in heimwärtsführender Richtung der Höhe zu, mit ängstlichen Augen immer emporspähend in die Lüfte und ab und zu sein Fell beleckend, von welchem in kleinen Zwischenräumen dicke Blutstropfen niederfielen auf Moos und Gestein.

Nun kam es auf einen betretenen Pfad, der am Rande einer tiefen Schlucht dahinführte. Das war der Weg, auf welchem Nannei vor vierzehn Tagen die Sigerethwand besucht hatte — und das Dschapei schien den Steig auch wieder zu erkennen, denn es schlug nun eine raschere Gangart an.

Da näherten sich hastige Tritte, und an der höher liegenden Biegung des Pfades erschien Korbini, den Bergstock in den Händen. Als er des Tieres ansichtig wurde, stutzte er. Dann näherte er sich langsam, und halblaut klang es von seinen Lippen: „Du kommst mir grad recht! Wart nur, die soll sich ärgern heut, die hochnasige Dingin!“

Wie damals vor dem Futterstadel im Wimbachtal, so griff er auch jetzt wieder in die Joppentasche, und mit der Zunge schnalzend bot er dem Dschapei eine Handvoll Salz.

Dachte das Tier an den Puff, den es vor einer Stunde von Korbini erhalten? Oder war ihm von dem eben Erlebten ein ängstliches Mißtrauen verblieben? Statt der lockenden Hand des Burschen entgegenzutrippeln, wich es scheu vor derselben zurück und wich um so mehr zurück, jemehr Korbini ihm folgte.

Darüber verlor der Bursche schließlich die Geduld. „Wart, dich will ich gleich zahm haben!“ stieß er zwischen den schmalen Lippen hervor, warf das Salz über den Weg hinaus, ergriff den Bergstock mit beiden Händen und erhob ihn zum wuchtigen Schlag.

Wohl sprang das Dschapei, die Gefahr erkennend, im rechten Augenblick auf die Seite, so daß der niedersausende Stock ihm kaum mehr die Wolle streifte; aber es verlor bei diesem Sprung mit dem einen Hinterfuß den Boden, nun bröckelte auch noch das Erdreich unter ihm hinweg, und als Korbini herbeisprang, um das Tier zu fassen, glitt es schon hinunter über den moosentblößten Felsrand und stürzte der Tiefe zu. Prasselnd schlug es in einen Latschenbusch, der in halber Wandhöhe seine knorrigen Äste aus einer Steinschrunde reckte — da zappelte und rappelte das unvernünftige Tier mit den Füßen, bis es zwischen den nachgebenden Zweigen hindurchrutschte — fühlte sich wieder gehalten und baumelte, mit dem Glockenriemen an einem Storren hängend, am Halse geschnürt und gedrosselt, freien Leibes in der Luft — nun

riß der Riemen, und dumpfen Knalles schmetterte das Dschapei auf die scharfkantigen Steine des tiefen Schluchtengrundes.

Eine Weile war Stille, dann klang von oben her eine lachende Stimme: „Schaf, dumms! Da hast es jetzt!“ — und Schritte wurden hörbar, die sich entfernten und verhallten.

Nun wieder Stille; nichts rührte sich in der Runde; nur die Zweige jenes Latschenbusches schwankten noch ein wenig, und seine dicken Nadeln zitterten noch leise.

Drunten im Dämmerschein des schmalen Schachtes lag das Dschapei, regungslos dahingestreckt auf das blutbeträufte Geröll; seine Augen waren geschlossen, und zwischen den geöffneten Zähnen hing ihm die zerbissene Zunge hervor. Eine lange, lange Zeit verstrich — dann schlug es die Lider auf, und ein heftiges Zittern rann über seine Glieder. Es suchte den Kopf zu erheben, ließ ihn kraftlos wieder auf die Steine sinken, und wieder schlossen sich seine Augen.

Stunde um Stunde verging; schon begannen die Schatten sich zu dehnen, und langsam verblaßte das Himmelsblau.

Nun erklang von irgendwo in der Nähe das Geläut der Almenglocken; doch kaum, daß es hörbar geworden, klang es schon wieder ferner und verhallte hinter den talwärts gestuften Felsen.

Auch in die Tiefe des Schachtes waren diese Töne gedrungen, und lauschend hielt das Dschapei den Kopf erhoben. Als das Geläut verstummte, warf das gemarterte Tier mit Röcheln und Ächzen den Hals umher, reckte und streckte die schmerzenden Glieder, und suchte mit verzweifelter Kraft sich aufzurichten. Wohl gelang es ihm, den Rücken zu erheben, doch die Vorderfüße versagten den Dienst. Stöhnend sank es auf die Seite und wälzte sich über das Geröll. Dann hob es sich von neuem halb empor, stemmte mit aller Gewalt die Hinterfüße in die Steine und schob und stieß sich vom Platz, dabei nur doppelte Qualen sich bereitend und Brust und Kehle blutig schindend, bis es, von Schmerz und Blutverlust entkräftet, regungslos darniedersank auf den rauhen Grund.

Dunkler und dunkler ward es in den Lüften; die Nacht kam leise gezogen und deckte ihren taukühlen Mantel über das arme Tier.

Ein Wiesel durchhuschte im Finstern die Schlucht und sprang vor dem Dschapei erschreckt auf die Seite. Aus irgend einem Felsenloch flatterte ein Nachtvogel hervor und strich mit wimmerndem Ruf dem Tale zu. An den umliegenden Wänden rollten und polterten die manchmal fallenden Steine — und ab und zu, bald ferner, bald auch näher, klang das kurze, heisere Bellen eines beutesuchenden Fuchses.

Die Nacht in den Bergen ist gar seltsam belebt, und

stille wird es erst da droben, wenn der Glanz der Sterne beim werdenden Morgen zu schwinden beginnt, wenn die Nachttiere schon wieder in ihren Schlupfen liegen, und die Tiere des Tages im Schlaf noch die Augen geschlossen halten.

Grau färbte sich der Himmel, und zwischen den Kuppen der östlichen Berge erwachten schon die ersten fahlen Lichter; sie zogen höher und höher, wurden voller und leuchtender, und bald erglühten alle Spitzen und Felsenhörner im roten Frühglanz des erstandenen Tages.

Auch in die Schlucht hinunter senkte sich das wachsende Licht — und da lag das Dschapei auf der Seite, regungslos, gestreckten Halses, und starrte mit weitoffenen Augen über das Geröll hinweg.



Horch! was war das? Ja — das war Nanneis Stimme! „Dschapei! Dschapei!“ So klang es in nicht allzuweiter Ferne von den Felsen — eine Weile herrschte Schweigen, dann erschallte wieder, jetzt näher schon, der langgezogene Ruf des Mädchens: „Dscha . . a . . a . . apei!“

Das Tier vernahm seinen Namen und erkannte die Stimme. Es wollte den Kopf erheben; doch das gelang ihm nicht; nur den einen Ohrlappen konnte es rühren und zucken, während es mit mattem Schlag den dickwolligen Schweif gegen die Steine klopfte.

„Dscha . . a . . a . . apei!“ klang Nanneis Stimme jetzt in nächster Nähe.

Droben auf dem Steig hallte ein Schritt — aber das konnte Nannei nicht sein — das war ein fester, kräftiger Männerschritt. Jetzt aber kamen auch Tritte von der andern Seite her, leichte, flüchtige Tritte.

„Grüß Gott, Sennerin!“ hörte das Dschapei droben auf dem Pfad eine weiche, freundliche, doch ihm fremd klingende Stimme sagen.

„Grüß Gott auch!“

Ja, das — das war Nannei!

„Sennerin, suchst 'was?“

„O mein Gott, ja! Mein Dschapei geht mir ab, mein Lamperl, so ein liebs Viecherl. Mein' ganze Freud' hab' ich dran g'habt, und jetzt kann ich's nimmer finden. Am End' haben sie's mir gar g'stohlen, so schlechte Menschen!

Und das Lampl is alles g'wesen, was ich g'habt hab'! Jetzt hab' ich gar nix mehr!"

„Aber Deandl! Was weinst denn jetzt! Schau, das hat sich halt verlaufen ... oder es is wo 'neing'stiegen und traut sich nimmer 'raus. Geh, schau, mußt net weinen, das wird sich doch wieder finden lassen! Und weißt, wann nix dagegen hättst, nachher tät' ich dir ganz gern suchen helfen."

„Ja! Bist ein guter Mensch, du! Wer bist denn?"

„Jagdg'hilf' in der Ramsau bin ich und seit gestern auf d'Nacht bin ich da 'rauf kommen am Trischübl. Weißt, der alte G'hilf' — — No, no, Bella! Was hast denn? Sei doch z'frieden! — — Ja, weißt, der alte G'hilf', der is jetzt pansaniert worden, der zieht nach Bertlsgaden 'nein, und drum hab' ich vom Schüttaipl, wo ich bis jetzt mein' Bezirk g'habt hab', weg müssen und da her. Ich hab' gestern am Abend schon in deiner Hütten zug'sprochen, bist aber net daheim g'wesen."

„Mein Gott, wie's so spät am Nachmittag zu'gangen is, und hab' mein Dschapei nimmer g'sehen, da hab' ich gleich 's Suchen ang'fangt und hab' g'sucht bis in d' Nacht 'nein. G'funden hab' ich's aber net ... ich hab' g'meint, ich muß mir d' Augen ausweinen aus'm Kopf ... so gern hab' ich's g'habt!"

„Aber geh, so fang' doch jetzt net wieder an! Schau, jetzt suchen wir miteinander. Paß nur auf, wir finden's

schon! Wo hast denn — — Aber Bella! So hör' doch einmal auf! Da gibt's nix für dein' Nasen, du Schnuflerin du!"

„Ein netts Hundl!"

„Ja, aber grad so viel hitzig tut's allweil!"

„Geh, Bella, komm, geh ein bißl her zu mir, komm!"

„Jetzt da schau! Sonst geht's zu kei'm Menschen, und mit dir macht's gleich Bekanntschaft. Aber jetzt komm, jetzt suchen wir dein Dschapei. Und . . . wie heißt denn eigentlich, Deandl?"

„Nannei."

„Nannei? So hat mein Mutterl auch g'heißen."

„Hat s' g'heißen? Lebt s' 'leicht nimmer!"

„Na! Im letzten Fruhjahr is g'storben, unser Herrgott hab' s' selig."

„Ah, geh . . ."

„Ja . . ."

„Und wie heißt denn nachher du?"

„Hindammer Festei." *

„Festei? Das is aber ein seltner Nam' . . . aber ein schöner Nam', ja! Festei!"

„Jetzt schau nur grad, was mein' Bella hat! Die zieht an wie auf der Schweißfährten! No, so lauf halt ein bißl zu, du Dapperl du! Wirst es gleich sehen, daß nix da is! — Also, jetzt sag', Nannei, wo hast denn schon überall g'sucht?"

* Sylvester.

„Gestern am Abend hab' ich da 'naufzu am Tabakmandl g'sucht, wo's allweil gar viel gern droben g'wesen is, und . . ."

„Ja was is denn? Jetzt is gut! Da! Da schau! Da is Schweiß! Bella! Herrrrrein! Bella, Bella, Bella! Schön daher! So is schön, Bellele, sooooo! Da such', schön such', Bellele, schön such'! Was hast denn? Was schaust jetzt da! Da drunten is nix . . ."

Und das Dschapei, welches nur unter schmerzender Mühe das eine Auge nach der Höhe richten konnte, sah am Rande der Schlucht ein Gesicht erscheinen und jählings wieder verschwinden.

„Jesses! Nannei! Da drunten liegt dein Lampl!"

„Heilige Muttergottes!" klang Nanneis laut aufschluchzende Stimme, und ihr Antlitz neigte sich über den Felsrand. „Dschapei! Mein armes Viecherl! Dschapei! Dschapei! Lebst denn noch? Dschapei! Du! Du, Festei . . ." und Nanneis Kopf verschwand, „ich hab's g'sehen . . . es lebt noch . . . g'rührt hat sich's . . . g'rührt . . ."

„So komm, Deandl komm! Von da aus können wir net 'nunter, wir müssen unten 'rum."

Die Stimmen verklangen unter enteilenden Schritten und wurden nach einer kurzen Weile wieder vernehmbar, von einer tiefer gelegenen Stelle her, an welcher ein Abstieg leichter zu bewirken war.

„Bella, komm, du darfst voraus!“ hörte das Dschapei den Jäger sagen.

Mit ungeduldigem Winseln hüpfte der Teckel über die Steinabsätze hernieder, eilte in langen Sprüngen auf das Dschapei zu, stutzte, beäugte das Tier mit witternd vorgestreckter Nase und ließ ein lautes Geheul vernehmen. Nun umkreiste er ein paarmal das Lamm, näherte sich langsam dem Kopf desselben und beleckte ihm schüchtern den Backen und die Kehle.

Inzwischen war Festei dem Mädchen beim Niederstieg behilflich gewesen; er hatte, um sich selbst die Mühe zu erleichtern, Büchse und Bergstock am Rande der Schlucht zurückgelassen.

„O mein Gott, o mein Gott, arms Dschapei! Ja was hast denn g'macht? Was hast mir denn ang'stellt?“ rief Nannei unter Schluchzen, indem sie sich niederließ auf das Geröll; und achtsam hob sie mit beiden Händen den Kopf des Lammes in ihren Schoß.

Festei kniete an ihrer Seite auf den steinigen Grund, und während der Mund des Mädchens überfloß von jammernden, mitleidsvollen und schmeichelnden Worten, untersuchte er die Glieder des gestürzten Tieres. Die Wunde am Rücken erkannte er sofort für den Fangriß eines Adlers, und darauf gründete er die Vermutung, als wäre das Dschapei entweder von dem gefiederten Räuber da herunter gestoßen worden, oder selbst in die Tiefe

gestürzt, sei es in unbedachter Flucht, sei es in einem Taumel, welcher das Tier bei dem starken Blutverlust überkam.

Als Festei die Füße des Lammes einer genaueren Besichtigung unterzog, nahm sein Antlitz eine recht trübe Miene an. „O mein, Deandl," sagte er zögernd, „da schaut's schlecht aus! Das Bißl da am Buckel, das machet noch lang nix ... aber die Füß', die Füß'! Mein Gott, wie schauen die aus! Da, der eine is völlig 'brochen, grad oberm Knie, den ganzen Huf hat's versprengt, und am andern Fuß is d' Schulter aus'prellt! Und wie is alles verschwollen wie fürchtig verschwollen! O mein, Deandl, da wird nimmer viel z'helfen sein! Da wird wohl nix Besseres bleiben, als ..." Er brachte das Wort, das er sagen wollte, nicht über die Lippen, als er in Nanneis bekümmertes Antlitz sah, auf dem die dicken Tränen über die geröteten Wangen rannen.

„Mein Gott, mein Gott, mein' ganze Freud' is das Tierl g'wesen! Mein' ganze Freud'!"

„Ja — — weißt 'was ... probieren wir's!" sagte Festei nach einer Weile. „Ich hab' meiner Bella einmal den Fuß eing'richt', und is wieder ganz gut 'worden! Probieren kost' ja nix! Probieren wir's halt!"

„Ja! ja!"

„So komm, Deandl, komm, steh auf! Ich nimm nachher 's Lampl und trag's 'nunter in d' Hütten."

Nannei erhob sich, mit den Händen die Augen trocknend, und schaute zu, wie Festei das Lamm, welches alles willig mit sich geschehen ließ, auf seine Arme hob. Und als der Jäger den ersten Schritt dem Aufstieg entgegentat, ging das Mädchen voraus, während der Teckel freudig bellend an seinem Herrn emporsprang.

„Steig nur zu, Nannei, steig nur zu!“ sagte Festei, als das Mädchen vor den aufwärtssteigenden Steinen Halt machte.

Nannei blickte errötend zu Boden. „Steig du voraus!“ bat sie mit schüchterner Stimme.

Da huschte auch über Festeis Wangen ein leichtes Rot, und abgewandten Gesichtes schritt er an dem Mädchen vorüber, um den steilen, unbequemen Pfad emporzusteigen, achtsam seine Last vor jedem Stoße bewahrend.

Nannei folgte ihm, und als sie beide droben am Rande der Schlucht wieder Seite an Seite standen, sagte der Jäger: „Geh, Deandl, sei so gut und heb' mir mein G'wehr auf und häng' mir's um d' Achsel 'rum!“

„Na, na, Festei, das trag' ich dir schon, und dein' Bergstock auch. Geh nur zu, Festei!“

So schritt er voran, das Mädchen hinter ihm her, die Büchse des Jägers auf dem Rücken, seinen Bergstock über die Schulter geschlagen.



5.

Das war in den nächsten Stunden ein Hasten und Sorgen in Nanneis Hütte! Festei war zum Jägerhäuschen hinaufgeeilt und hatte ein Schächtelchen mit Harzsalbe gebracht, sowie ein Päckchen alten mürben Leinenzeuges, das er sich zum Gewehrputzen mit auf den Berg genommen. Unterdessen hatte Nannei ihrem Liebling zur Seite des Herdes aus weichem Heu ein Lager aufgeschüttet und noch dazu ihre eigene Wolldecke darüber gebreitet. Auch hatte sie ein Feuer angeschürt und ein Geschirr mit Milch hinzugesetzt.

Nun begann die Kur.

Festei rieb dem Dschapei fürs erste die Nüstern mit Enzian und flößte ihm einen Trunk frischen Wassers ein, der das Tier sichtlich erquickte. Dann kauerten sie alle beide, der Jäger und das Mädchen, vor dem Lager des Patienten, und während Festei dem Dschapei an den verletzten Stellen das Fell schor und die mit lauer Milch gereinigten Wunden teils vernähte, teils nur verpflasterte, mußte Nannei den gebrochenen Fuß, den zersprengten Huf und die geprellte Schulter mit kaltem Wasser behandeln, damit sich die Geschwulst um einiges legen möchte.

Als Festei mit seiner ersten Aufgabe zu Ende war, hieß er Nannei eifrig in ihren Bemühungen fortfahren. Er schnitt nun aus einem kliebigen Spanholzscheite dünne, biegsame Schindeln, die er mit einem scharfkantigen Glasscherben glättete. Dann stach er aus dem geschlagenen Lehmboden der Hütte mit seinem Weidmesser zwei große Brocken heraus, zerbröselte sie und verrührte den so gewonnenen Lehmsand mit Wasser zu einem dicken Brei, in den er zerriebene Heusplitter und kurzgefaserte Linnenfäden mischte.

„Was ich fragen will, Nannei ... hast ein' Spagat oder sonst 'was zum Binden?"

„Ja, Festei, geh nur 'nein in mein Schlafkammerl; unterm Kreister steht mein' Schachtel, da ist ein Wuckerl Strickgarn drin und ein Böpperln Zwirn."

Festei holte das nötige Bindmaterial herbei und

trug dann alles Zubereitete vor das Lager des Patienten. „So, jetzt laß nur gut sein, Nannei," sagte er, sich zu Boden setzend, „jetzt mußt du's halten, 's Lamperl, derweil ich den Fuß einricht'! Und wann siehst, daß ihm die G'schicht' weh tut, nachher mußt net gleich auseinander sein ... weißt, es geht halt net anders ... ich muß ihm ein bißl weh tun, wann ich ihm helfen will."

„Ich will mich schon z'samm' nehmen, Festei, ja, g'wiß!" beteuerte Nannei und befolgte die Anordnungen, die ihr der Jäger gab.

„Hast es fest?"

„Ja, Festei, ja!"

„No also!" murmelte der Jäger mit schwerem Seufzer, faßte mit der einen Hand die Schulter, mit der anderen das Kniegelenk des gebrochenen Fußes und fing gemach, doch kräftig zu ziehen an. „Soooodala!" sagte er, als der Knochen mit hörbarem Knack in die Bruchstelle klappte, und mit fröhlichen Blicken nickte er dem Mädchen zu, dem die Tränen in den Augen standen.

Das Dschapei hatte sich bei dieser Prozedur ganz unerwartet tapfer gehalten; kaum daß es den Hals ein wenig gereckt und ein bißchen mit den unverletzten Füßen gerappelt hatte. Ob es wohl begriff, daß alles, was um sein Lager her vorging, zu seiner Rettung und Heilung geschah?

Nun wurde der eingerichtete Fuß geschindelt, mit

dem Lehmbrei dick verstrichen, mit Linnenstreifen vielfach umwunden und schließlich fest mit doppeltgenommenem Garn verknüpft. Dann kam die Reihe an den zersprengten Huf. Die Splitter wurden ausgelöst, die Wunde wurde gewaschen, verpflastert und mit weichem Verband umgeben. Auch mit der ausgerenkten Schulter des anderen Fußes kam Festei bald zurecht. Er drückte und schob und zog, bis das Gelenk sich wieder richtig bewegen ließ. Ein Verband war hier nicht nötig, nur eine Fortsetzung der kalten Umschläge. Nach alledem wurden dem Dschapei noch die Hinterfüße gefesselt, um es zu ruhigem Liegenbleiben zu zwingen.

„So, weiter können wir zwei nix mehr helfen, jetzt muß sich alles andere von selber machen," sagte Festei, sich erhebend. Er warf einen raschen Blick auf die plumpe, silberne Uhr, die er aus einem kleinen Täschchen des Hosengurtes hervorzog. „Sapperlot, halb zehne schon! No also, jetzt paß auf, Nannei! Jetzt laßt du 's Lamperl eine halbe Stund' so liegen, damit's ein bißl verschaufen kann! Nachher gibst ihm ein bißl laaflete Milli ... aber ja net z'viel! Und wenn's das nimmt, nachher gibst ihm auf Mittag wieder ein bißl 'was!"

„Ja, schon, aber ..." sagte Nannei, mit traulichen Augen zu dem Gesicht des Jägers aufblickend, „gehst denn jetzt fort?"

„Ja freilich, Deandl, ich muß doch mein' Grenz-

gang machen. Weißt, im Dienst, da darf ich nix versaumen."

„Na, na, um Gottes willen net! Das möcht' ich selber net haben!" fiel das Mädchen eifrig ein. „Aber ich hab' nur grad g'meint, ob net 'was essen möchst. Hast dich doch so viel 'plagt!"

„Es is net so arg, Nannei, und was g'schehen is, is gern g'schehen. Aber jetzt kann ich nimmer bleiben ... am Abend 'leicht, wann mich einladst, ja! Und somit b'hüt dich Gott, Deandl ... und wann dem armen Viecherl wieder besser wird, g'wiß, das sollt' mich freuen, weil gar so dran hängst. B'hüt dich Gott also, b'hüt dich Gott!"

Nannei fand kein Wort der Erwiderung; schweigend reichte sie dem Jäger die Hand.

Mit kräftigem Druck umspannte Festei diese Finger, tauchte zu einem langen Blick sein Auge in das ihre, und mit einem leisen „Gott b'hüt dich, Deandl!" wandte er sich ab und verließ hastigen Schrittes die Hütte.

Langsam folgte Nannei, trat unter die Tür und sah ihm nach, bis eine Senkung des Weges seine schlanke Gestalt verdeckte. Eine Weile blieb sie noch sinnend stehen, dann strich sie die kleinen Zaushärchen aus der Stirn und ging an ihre Arbeit. Und merkwürdig! Sie hatte doch bis zum Abend über Hals und Kopf zu tun, nachdem sie den halben Vormittag versäumt, und dazu nahm ihr

noch die Speisung und Pflege des Dschapei manche Stunde weg — es hätte ihr also wohl die Zeit wie im Flug vergehen sollen! Und dennoch ward ihr der Tag so unerträglich lange, so lange, wie kein Tag noch auf den Bergen ihr geworden war.

Als dann der Abend näher rückte, überkam sie ein seltsames Gefühl von Unruh und Bangigkeit, und es wollte ihr keine Mühe mehr schicklich und recht von der Hand gehen. Ein um das anderemal mußte sie in der Arbeit innehalten, die glühenden Wangen kühlen oder die Hände auf den jungen, schwellenden Busen pressen. Nannei meinte, das wäre Angst — Angst, daß Festei sie schelten möchte, da sie ja wohl irgend etwas in der Pflege des Dschapei versäumt oder versehen haben könnte.

Während sie noch darüber nachsann, inwieweit ihre Verrichtungen mit Festeis Ratschlägen übereinstimmten, ließ sie plötzlich das glücklicherweise schon geleerte blecherne Milchgefäß, das sie just in die Kammer tragen wollte, mit leisem Schrei zu Boden fallen und eilte fliegenden Schrittes der Hüttentüre zu. Sie hatte einen Juhschrei gehört — und nun klang es von neuem über die Höhe des Berges hernieder, erst mit langgezogenem Diskantton, dann sinkend und verschwebend: „Juuuuh — huhu — huhu!"

Da stemmte Nannei die Arme in die Hüften, hob sich auf die Fußspitzen und schmetterte einen jauchzenden Jodler hinaus in die dämmernde Luft.

Mit langen Sätzen kam der Teckel einhergesprungen, hüpfte freudig bellend an Nanneis Schürze empor und gab nicht Ruhe, ehe nicht das Mädchen zu ihm sich niederbeugte und ihm liebkosend den Rücken streichelte.



„Du wirst mein' Bella noch schön verhätscheln!" sagte Festei, als er näher kam.

„Da kannst recht haben!" lachte Nannei und schlug in die Hand des Jägers ein. „Aber sag', wie hat's dir denn 'gangen den ganzen Tag?"

„Gut! Dank' dir schön! Und schau, da hab' ich dir 'was mit'bracht . . . 's erste, das ich heuer g'funden hab' . . ."

Er nahm den Hut ab, löste aus der grünen Schnur ein kleines Edelweiß und bot es dem Mädchen hin. „'s erste, Nannei, 's erste, und das bringt Glück, sagen d' Leut'."

„Ja, und das muß wahr sein, ich g'spür's völlig in mir, so eine Freud' hab' ich!" sagte Nannei, während sie die Blume in Empfang nahm und sorgsam in ihr Mieder steckte. „Wo hast es denn 'brockt?"

„Droben über der Sigerethwand."

„Jesses na!" fuhr das Mädchen erblassend auf. „Is dir doch nix passiert dabei!"

„Aber geh, wie soll mir denn da 'was passieren?"

„Gott sei Dank! Aber weißt, d' Sigerethwand, den Nam' wann ich hör', da gibt's mir allweil ein' Stich. Denk dir, Festei, da is mein arms Vaterl abg'fallen, wie er beim Gamsjagern ein' Treiber g'macht hat, ja!"

Mit teilnahmsvollen Augen blickte Festei in das bekümmerte Gesicht des Mädchens. Dann fragte er leise: „Gelt, dein Vater is der Basler-Muckei g'wesen?"

Nannei nickte.

„Ja, ich hab' schon öfters reden hören davon. Aber komm, Nannei, jetzt müssen wir nach dei'm Dschapei schauen. Was macht's denn? Hat's g'nommen, was du ihm 'geben hast?" Als der Jäger bei diesen Worten in die Hütte trat, ging Nannei an seiner Seite und erstattete mit übereifrigem Wortschwall den gewünschten Bericht. Ein um das anderemal nickte Festei befriedigt vor

sich hin, und als er vor dem Dschapei kniete und alle Pflaster und Verbände einer genauen Besichtigung unterzogen hatte, sah er freundlich lächelnd zu dem Mädchen auf. „Gar net schlecht steht's, Deandl! Ich mein' allweil, dein Lampl macht sich wieder, ja! 's wär' aber auch kein Wunder bei so einer Pfleg', da müßt' ja ein Maustoter wieder kreuzg'sund werden!"

Nanneis Antlitz strahlte, als sie diese Worte vernahm. Erstens einmal wegen ihres Dschapei, und dann — so meinte sie jetzt — dann hatte sie ja doch wohl recht gehabt, wenn sie das seltsame Gefühl, von dem sie tagsüber verfolgt worden war, als Angst, von Festei gescholten zu werden, erklärt hatte. Der Beweis war ja da: er hatte sie belobt — und alle Unruh und Bangigkeit war nun dahin, und der helle Frohmut lachte in ihrem Herzen.

„Aber jetzt setz' dich nur grad einmal nieder, Festei," sagte sie, während sie dem Jäger eine Bank am Herde zurecht rückte, „da, komm, da setz' dich her! So, und jetzt koch' ich dir ein' Schmarren ... du, da paß auf, so ein' guten hast noch gar nie net 'gessen!" Und sie stand schon am Herde, Pfanne und Löffel in Händen.

„Ja, Deandl, der wird mir schmecken wie noch nie keiner net!" beteuerte Festei, indem er Nannei bei ihren Hantierungen mit leuchtenden Augen verfolgte.

„Hast denn gar so ein' fürchtigen Hunger?"

„Natürlich, und was für ein'!"

So plauderten sie lustig weiter, während Nannei rührte, schürte und kochte, daß nur das Schmalz so prasselte und die Dampfwolken dickwallend sich emporkräuselten vom offenen Herde zur berußten Stubendecke.

Festei erzählte von seinem Dienst, der ihm über alles ging. „Ja," sagte er, „wann ich kein Jaager net sein könnt', möcht' ich gleich lieber gar net auf der Welt sein! So 'was Schöns gibt's ja gar nimmer! Aber weißt, es is net grad weg'm Schießen und Jaagern, ah na . . . aber wann so draußen bist, in die Berg', und du schaust so umeinander, und du hörst so alles, da ein Tierl und dort ein Vögerl, und nachher der Himmel und die Felsen, und drunten nachher die Bäum' und 's Tal, wo d' Sonn' dreinscheint, daß nur die Bacherln grad so blitzen . . . ja, ich sag' dir, da geht dir grad 's Herz auseinander, und du mußt Juh schreien, ob d' willst oder net!"

Dann kam er wieder auf die Jagd zu sprechen und erzählte schnurrige Geschichten, in denen zumeist die Klugheit seines Hundes eine große Rolle spielte. „Ja, schau nur her, du Kalfakter!" rief er bei solch einem Berichte dem Teckel zu, der mit dem Dschapei friedlich das Lager teilte.

Nannei erzählte von ihrer Mutter, von ihrem elterlichen Häuschen, von ihrem Dschapei und wie sie in dessen Besitz gekommen, von ihren Kühen, und hier besonders

von der Scheckin, die „so viel g'scheit is, ja g'scheiter schier als der g'scheiteste Mensch."

Nun war der Schmarren fertig. Nannei legte neben dem Jäger ein berußtes Brettchen auf die Bank und stellte die rauchende Pfanne darauf. Dann setzte sie sich auf die andere Seite, und zwei Löffel kreuzweis in den Schmarren steckend, sagte sie: „So, jetzt iß, Festei, jetzt iß nur solang, bis d' nimmer kannst!"

Mit sorglicher Miene hing sie an dem Gesicht des Jägers, als er den ersten Löffelvoll zum Munde hob. Bedächtig legte Festei den Kopf auf die Seite, kaute, schluckte und schnalzte mit der Zunge. „Aaah, der is gut, der is aber gut! So ein' hab' ich freilich noch nie net 'gessen!"

„Nachher is recht, Festei, greif nur fest zu!" lachte Nannei und faßte nun auch selbst den Löffel.

Solange sie aßen, sprachen sie kein Wort. Wenn Nannei mit dem Löffel in die Pfanne fuhr, stocherte sie eine Weile darin umher, als suchte sie sich einen recht schönen Bissen aus; doch tat sie das nur, um bei diesem Manöver unbemerkt die besseren, röschen Bröckchen auf Festeis Seite hinüber zu schieben. Der aber rührte fast vor jedem neuen Bissen den Schmarren durcheinander, um die guten Bröckchen wieder in Nanneis Pfannenhälfte zu bringen. So kam es, daß schließlich alle beide satt waren, während das Beste noch in der Pfanne lag. Da

konnte jetzt der Teckel seine Freude daran haben; der schlapperte und schmatzte den Schmarrenrest in sich hinein — das war nur so ein Hui!

Festei zog sein Pfeifchen hervor, dessen Porzellankopf das Konterfei eines Hirsches aufgemalt zeigte, der freilich mehr einem gehörnten Kalbe glich als dem schlankfüßigen König der Hochlandswälder. Nannei reichte dem Jäger einen Span, den sie an den glühenden Herdkohlen entzündet hatte; dann steckte sie, um die Stube dürftig zu erleuchten, eine an der Wand befestigte Kienfackel in Brand und machte sich über die Säuberung des Geschirres. Dazu plauderte sie von den mannigfachen Sorgen ihres Almhaushaltes und kam wieder auf die Angst zu sprechen, die sie am verwichenen Abend um ihr Dschapei ausgestanden hatte.

„Ja, weißt," sagte sie, „ganz g'wiß hab' ich schon g'meint, es is mir g'stohlen worden. Da is gestern z' Mittag einer dag'wesen, so ein sauberer Herr, aus Saalfelden is er her ... aber kaum daß er da war, is ein Grenzer kommen, der meine Küh' hat aufischreiben wollen ... und da hat er sich nachher 'druckt, der ander', grad als ob er kein guts G'wissen net g'habt hätt'. Und weißt, wie er 'kommen is, hat er sein' Joppen so umg'hängt g'habt über d' Achseln, und die hat er da übers Bankl g'legt, so lang er g'sessen is. Ja, und wie er nachher fort war, hab' ich so zufällig hing'schaut am Boden ...



ich sag' dir, da is alles verstreut g'wesen mit Salz, und das kann nur aus seiner Joppen g'fallen sein. Und weswegen hätt' er so viel Salz bei ihm, wann er net d' Schaf' damit locken möcht' . . . zum Stehlen!"

„Ja, ja! Man hört so wie so in der letzten Zeit allweil davon reden. Drüben am Fundensee, da sind seit acht Tag' vielleicht drei oder vier Schaf' abgängig."

„Ah geh! Die arme Sennerin! Die wird sich sorgen! Und am End' hat's gar der da g'stohlen, der schlechte Kerl da!"

„Kann schon sein! Kennst ihn 'leicht?"

„Kennen? Ja . . . und na! Weißt, ich hab' ihn halt zweimal g'sehen jetzt! 's erstemal, da hat er mich ang'sprochen, wie wir auf'trieben haben . . ."

„Gelt, drunten im Wimbachtal, beim Futterstadl?" unterbrach Festei das Mädchen mit hastigem Wort. „So, so . . . der is? Der?"

„Woher weißt denn du das?" fragte Nannei verwundert.

„No, weil ich's halt g'sehen hab'! Ich bin drin in die Buschen g'standen, und da bist nachher mit ihm vorbei'gangen an mir. Ich hab' dich fein gleich wieder 'kennt."

„Mich? Ja hast denn du mich schon einmal g'sehen g'habt!"

„No freilich! Weißt, im Fruhjahr hab' ich Botschaft 'nübertragen müssen zum Königsseer Oberförster, und

wie ich da 'nein bin zur Haustür, bist grad 'rauskommen."

„Schau, und mir bist gar net aufg'fallen."

„Du mir schon!"

„Is war! Geh?"

„Ja! Und weißt, wie ich dich drunten im Wimbach g'sehen hab' . . . und den andern . . . da hab' ich mich fein recht g'ärgert."

„Ja was d' sagst! G'ärgert hast dich! Ja warum denn?"

„No, weißt . . . ich hab' halt . . . mir is . . . no, der Kerl halt!"

„Gelt, Festei, hast es 'leicht g'sehen oder g'hört, was das für ein kecker, unverschämter Mensch g'wesen is."

„Ja, ja! Aber weißt, wie schon weiter weg g'wesen bist, da hab' ich ganz gut g'merkt, daß er dir z'wider is. Aber im Anfang, wie ich ihn so reden hab' hören . . . weißt, so viel gern wär' ich 'nausgangen am Weg, aber ich hab' g'meint, ich könnt' am End' dir selber ung'legen kommen . . . weil er halt gar so scharmierlich g'wesen is zu dir, hat's grad ausg'schaut, als ob er dein Schatz wär'."

„Aber Festei!" fuhr Nannei auf, und die Tränen schossen ihr in die Augen. „Wie kannst denn so 'was sagen! Geh, das ist net schön von dir!"

„Jesses na, Deandl," stammelte Festei, „schau, es war net so g'meint, g'wiß net!"

„Um Gottes Willen! So einer mein Schatz! Na! Da hätt' ich mir..." Nannei unterbrach sich und strich mit beiden Händen seufzend über ihre Wangen, während sie mit leiser Stimme weiter sprach: „Und ... ich hab' überhaupt kein' Schatz net! Was tät denn ich schön mit ei'm Schatz . . . ich bin ja noch viel z'jung . . . viel z'jung!"

Scheu verlegen blickte sie zu dem Jäger auf, sah zwei blaue Augen den ihren entgegenleuchten — und die Blicke der beiden hielten sich gefesselt, lange, lange, wie zwei Hände sich verschlungen halten zu herzinnigem Gruß.

Da ward es der Nannei siedheiß im Gesicht, und unter ihrem Mieder begann ein seltsames Pochen sich zu rühren. „Ich weiß net . . ." sagte sie endlich tief atmend und wischte mit der Schürze langsam über die Stirne, „daherin hat's aber schon eine damische Hitz'."

„Ja, Deandl, mir is selber so . . . so . . ." gab Festei kleinlaut zur Antwort. „Aber wart, ich mach' ein bißl auf!" er erhob sich und öffnete die Hüttentüre; die frische Nachtluft strich mit kräftigem Hauch in die Stube und machte die Flamme der Kienfackel hell auflodern.

„Aaah, das is ein Lüfterl, ein guts!" beteuerte Nannei und sog die kühle Luft zwischen die weißen Zähne. Dann lud sie die gesäuberten Geschirre auf ihren Arm, trug sie zur Rahme und stellte jedes einzelne ordentlich an seinen gehörigen Platz.

Festei saß wieder auf der Herdbank und kaute an seiner Pfeifenspitze. „Sag', Nannei," fuhr er nach einer Weile plötzlich auf, „is er heut am End' wieder so keck g'wesen . . . der?"

„Ah na! Weißt, heut hat er gar kein' Zeit net g'habt dazu. Kaum daß er ein bißl g'sessen is, hat er durchs Fenster schon den Grenzer daherkommen sehen, und da hat er sich g'schwind verzogen. Aber er käm' schon bald wieder, hat er g'sagt, bald wieder, ja!"

„So? hat er g'sagt? So?" Der Jäger machte zwei Fäuste. „Dem will ich 's Wiederkommen schon verlegen! Dem schon!"

„Jesses na, Festei, ich bitt' dich . . ." rief Nannei erblassend.

„Und wenn er doch einmal zusprechen sollt' bei dir, nachher sag' ihm nur, daß mit mir kein Spassen net is . . . in mei'm Bezirk da, wo ich d'Aufsicht hab' . . . da gibt's keine Schaf' zum stehlen . . . und . . ."

„Aber geh, Festei, was machst denn jetzt für G'schichten! Wirst doch net mit dem anbinden? Das is gar ein wilder Kerl, der!"

„Mir is er net z'wild, mir net, na!"

„Mein Gott," stammelte das Mädchen, „schau, ganz d' Red' hat's mir jetzt verschlagen. Heilige Mutter Gottes . . . wenn's da 'was absetzen tät' . . . ich kann's gar net denken."

„So, Deandl, so? So meinst es?“ sprudelte es in herben Worten von dem Munde des Jägers. „Hast am End' Angst für ihn?“

„Für den? Angst? Ah na, aber es könnt' ja ...“ Dem Mädchen versagten die Worte; errötend wandte sie sich zum Herd und gewahrte nicht mehr, wie auf Festeis Antlitz die Miene des Grolles in ein glückliches Lächeln sich wandelte. „Geh, schau,“ sagte sie, während sie sich vor dem Schmerzenslager des Dschapei auf einen kleinen Schemel niederließ und dem Lamm die Ohren kraute, was der Teckel gar eifersüchtig vermerkte, „schau, was reden wir denn allweil für solchene Sachen und von so ei'm Menschen da! Geh, erzähl mir lieber von dei'm Mutterl! An was is' denn g'storben?“

„Ein' eigentliche Krankheit kann ich dir gar net angeben ... weißt, sie ist halt g'storben, so nach und nach! Sie war halt schon recht alt, und viel Prast und Kümmernis hat s' auch leiden müssen im Leben. Da is ihr 's Sterben fast eine Wohltat g'wesen ... aber mir, weißt, mir is' schon recht hart an'kommen. In der ersten Zeit hab' ich schier net g'meint, daß ich's verwinden könnt'! 's einzige Kind bin ich g'wesen ... und no, du weißt es schon, wie's is ... hast ja selber ein Mutterl, das dich gern hat, und an dem wieder hängst mit der ganzen Seel'. So hat's halt auch für mich nix anders 'geben als mein Mutterl und mein Mutterl und wieder mein

Mutterl. Und grad so war's bei ihr, ich bin halt ihr Alles g'wesen!"

„Ja, ich kann mir's denken," flüsterte Nannei feuchten Auges vor sich hin.

„Wie ich noch ein kleiner Bub war, und hab' s' oft so sitzen und weinen sehen ... weißt, der Vater is halt net g'wesen, wie er hätt' sein sollen ... d' Mutter, ja, die hat ihn gar arg gern g'habt ... er is zwar in der ersten Zeit auch ganz gut zu ihr g'wesen, aber eigentlich hat er s' doch bloß g'nommen, weil s' ein bißl 'was g'habt hat. Aber was hat's ihm g'holfen? 's Wirtschaften hat er net verstanden, und wie's allweil abwärts und abwärts 'gangen is mit seiner Hauserei, hat er's Trinken ang'fangt, hat Streit und Hader heim'bracht vom Wirtshaus, bis er einmal ... grad vor vier Wochen sinds sieben Jahr' g'wesen ... da is er heim in der Nacht, ein bißl z'viel hat er g'habt, und wie er am Steg über d' Achen is, da is er halt 'neben 'naus 'treten ... no, und da war's halt gar nachher ... unser Herrgott hab' ihn selig ... ich hab' ihn halt doch gern g'habt!"

„O du lieber Himmel!" glitt es leise von Nanneis Lippen; die lichten Tränen rannen ihr über die Wangen und tropften nieder auf ihre Schürze.

„Aber wann ich hundert Jahr' alt werd' ... den selbigen Morgen vergiß ich nimmer, wo ihn d' Leut' 'bracht haben. D' Mutter ... weißt, das is gar net

zum sagen ... grad mit alle zwei Händ' hab' ich s' heben müssen, damit s' net selber eine Sünd' an ihr verübt hat ... und ganze Wochen darnach hab' ich ihr net von der Seiten dürfen. Da is nachher noch dazu'kommen, daß unser Anwesen nimmer zum halten war ... vielleicht



kennst es: drunten in Taubensee steht's, man heißt's ‚beim Bannholzer' ... der Flodermüller von Schwarzeck hat's selbigsmal eing'steigert. No; es is uns überm Vater seine Schulden 'naus noch ganz ein netts Geldl 'blieben ... aber was heißt das ... wann kein Glück net hast und kein Fried' und kein' Heimat! Da bin ich nachher Jaager worden, 's einzig' Gute bei der ganzen traurigen G'schicht', und bin mit mei'm Mutterl nach Ramsau in

d' Loschie zogen. Und von dem Tag an hat mein Mutterl 's Sterben ang'fangt . . . und im letzten Fruhjahr hab' ich s' eingraben müssen." Festei schwieg und starrte mit trüben Augen in die verglimmenden Kohlen.

„Und so bist jetzt ganz allein auf der Welt!"

„Ja, ganz allein, und kannst mir's glauben, Nannei, das ist gar ein bitters Wörtl . . . allein! Weißt, wann ich so draußen bin in meine Berg', da merk' ich's wohl net so. Aber in der Nacht, in der Jagdhütten, wann ich da so lieg' . . . ich kann dir's gar net sagen! Kein' Heimat hab' ich, wo ich sagen könnt', da g'hör' ich her, und hab' kein' Menschen net, der an mich denkt, und der sich sorgen tät' um mein Glück und um mein Leben, und der mir gut is, so recht von Herzen gut, so wie ich's brauchet! Ja . . . mein Hund! Mein' Hund hab' ich . . . der is mir noch gut! Gelt, Bella, komm, da komm her zu mir!"

Grinsend und schweifwedelnd kam der Teckel herbeigetänzelt und sprang auf Festeis Knie, der ihm die Arme um den Hals schlang und unter tiefen Atemzügen das Gesicht an die Schnauze des treuen Tieres drückte.

Nannei saß auf ihrem Schemel, so bleich, daß selbst der rote Lichtschein der dem Erlöschen nahen Kienfackel diese Blässe nicht zu verschleiern vermochte. Die Hände, die in ihrem Schoße lagen, zitterten. Mehrmals rührten sich ihre Lippen, als wollte sie sprechen — und einmal klang auch ein hauchender Laut von ihrem Munde.

Der Jäger hob den Kopf.

„Hast 'was g'sagt, Nannei?" fragte er, und seine Stimme bebte.

Das Mädchen schüttelte stumm den Kopf, und vor sich niederblickend, schürfte sie mit der Sohlenkante des einen Schuhes den Lehmboden auf.

Da ließ der Jäger den Hund zur Erde springen und erhob sich. „Es is Zeit, Nannei," sagte er, „mußt ja morgen bei der ersten Tagslichten wieder 'raus. Ich hab' dich so wie so schon viel z'lang aufg'halten. Morgen komm' ich schon in der Fruh und schau' nach dei'm Lamperl, wie's d'Nacht überdauert hat. Hoffentlich gut!"

„Ja, hoffentlich gut!"

„Und . . . ja . . . somit gut' Nacht!"

„Gut' Nacht!" sagte Nannei und legte ihre Rechte in die Hand des Jägers.

Winselnd bohrte der Teckel seine Schnauze zwischen den Pfosten und die angelehnte Türe, und als sie dem Drucke nachgab und leise knarrend sich öffnete, sprang er mit lautem Bellen über die Schwelle.

„Schau, der macht mir gar die Tür' auf!" sagte Festei und versuchte zu lächeln. „Also, b'hüt dich Gott . . . und gelt, schlaf recht gut!"

Noch einmal schüttelte er die Hand des Mädchens und verließ dann raschen Ganges die Hütte.

Nannei folgte dem Jäger bis zur Schwelle — nach-

blicken konnte sie ihm nicht, die Nacht war zu dunkel — aber sie lauschte seinen Schritten, die nun verklangen, da Festei eine Mulde durchschreiten mußte; jetzt wurden sie wieder hörbar, und mit hallender Stimme rief das Mädchen durch die Finsternis:

„Gut' Nacht, Festei! Gut' Nacht!"

Und von der Höhe rief es entgegen: „Gut' Nacht! Und wann . . . und — — — gut' Nacht!"

Noch eine Weile waren die sich entfernenden Schritte zu hören, dann polterte am Jägerhäuschen die Tür, und alles war stille.





6.

Tage und Tage vergingen.

An jedem Morgen, ehe Festei seinen Reviergang antrat, kam er in Nanneis Hütte, um zu fragen, wie das Dschapei die Nacht verbracht hätte; und an jeglichem Abend, wenn er heimkehrte von seinen mühsamen Wegen, kam er, um nachzusehen, wie weit die Besserung tagsüber vorgeschritten wäre.

Und in all diesen Stunden vom Erwachen bis zum Scheiden der Sonne empfand das Mädchen immer und immer wieder jene „g'spassige Angst," welche jählings verschwand, wenn Festei den Fuß auf die Schwelle setzte. Zu ihrem eigenen Verwundern verblieb ihr auch dieses

seltsame Gefühl, als das Dschapei nach Tagen schon so weit in der Besserung war, daß Nannei um den Zustand ihres Lieblings auch ganz gewiß keine Angst mehr zu haben brauchte.

Wie am Abend nach Dschapeis Rettung, so hatte die junge Sennerin auch am folgenden Abend ihren Imbiß mit dem Jäger geteilt. Für die Folge aber hatte Festei das nicht mehr zugegeben. „Weißt, Nannei," hatte er gesagt, „das geht halt doch net, daß ich Abend für Abend von dei'm Mehl iß. Und dein Almbauer, der machet ein schöns G'sicht, wann er erfahret, daß ich mitzehr' an sei'm Butter und Schmalz. Aber wann dir's recht is, daß ich so am Abend da bin und ein bißl plausch' mit dir, und wann schon so gut sein willst und diemal kochen für mich . . ."

„Diemal nur? Ah na, jeden Abend, so oft magst!" hatte ihn Nannei mit raschen Worten unterbrochen.

„No also, schau," hatte Festei mit freudigem Lächeln erwidert, „da stell' ich dir mein Mehlsackl 'runter und mein Salz und d' Schachtel mit mei'm Schmalz, und da kochst nachher davon, und ich kann mit gutem G'wissen bei dir essen."

So war es auch geschehen — und wenn immer Nannei des Abends am Herde stand und zum Schmarren oder zu den Nocken den Teig anrührte, gab Festei sorglich acht, daß sie auch wirklich ganz zu gleichen Teilen

von seinem wie von ihrem Vorrat nahm und nicht etwa sich selbst zu Schaden brächte.

War die Pfanne geleert, so saßen sie plaudernd Seite an Seite, oder wenn Nannei noch zu schaffen hatte, sah ihr Festei zu, sein Pfeifchen rauchend, meist schweigend — den beiden war's ja schon genug, wenn eines das andere in seiner Nähe wußte — und mehr als ihre Lippen, sprachen in solchen Stunden ihre Augen, die auch bei weitem mehr zu sagen wagten, als der Mund sich zu sprechen getraute.

Eines Tages — es war der fünfundzwanzigste Juli — hörte Nannei lange vor der Zeit der Dämmerung Festeis wohlbekannten Schritt, und als sie hurtig auf die Schwelle sprang, stand der Jäger schon vor ihr, mit hochgeröteten Wangen, mit zitternden Lippen, mit naß in die Stirne hängenden Haaren und mit Augen, die vor Erregung blitzten.

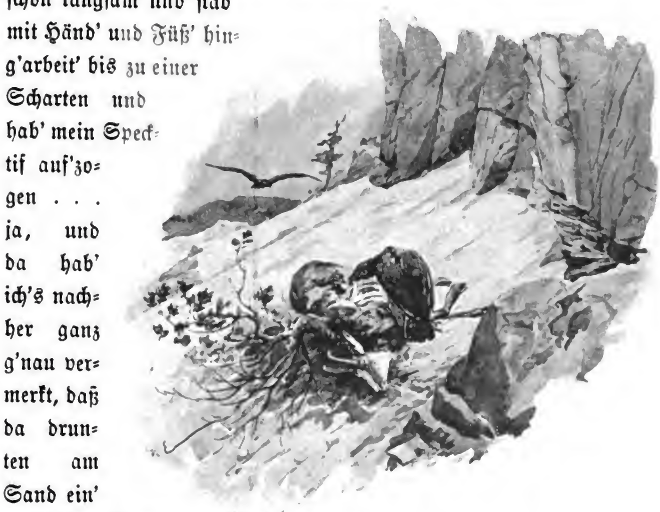
„Um Gottes Willen," stammelte das Mädchen, „Festei, was ist denn?"

„Nannei, denk dir," sprudelte es von den Lippen des Jägers, „zwei Adler hab' ich ausg'macht! Mein Gott! Da wenn ich ein' derwischen tät' . . . wär' das ein Glück!"

„Wär' das ein Glück!" seufzte Nannei erleichtert auf und schlug die Hände zusammen.

„Ja, weißt, wie ich vor zwei Stund' übern Grat

vom Schneiber 'nüberg'stiegen bin, da hab' ich s' g'sehen, alle zwei, drunten unter die Wänd' . . . da sind s' allweil umeinanderg'strichen über'm Sand. Mit ei'm Ruck bin ich schon dag'legen auf die Steiner und hab' mich schön langsam und stad mit Händ' und Füß' hing'arbeit' bis zu einer Scharten und hab' mein Specktif auf'zogen . . . ja, und da hab' ich's nachher ganz g'nau vermerkt, daß da drunten am Sand ein' abg'fallene Gamsgais liegt, halbert schon von die Adler verhackt und zerrissen. Da hab' ich aber nachher gleich auf- und z'samm'packt und bin davon, hint' 'nunter am Schneiber und durch'n Sigerethgraben . . . ich sag' dir's, so bin ich meiner Lebtag noch nie net g'rennt!"



„Mein Gott, geh, komm nur grad ein bißl 'rein in d' Hütten," jammerte Nannei, „und setz' dich nieder, Festei, geh, bist ja ganz verlechznet, und kaum ein' Schnaufer hast!"

„Na, Deandl, na, jetzt kann ich mich net verhalten! Jetzt muß ich nur g'schwind 'nunter in d' Ramsau und muß mir beim Oberförster 's Legeisen holen, und in der Nacht muß ich wieder 'rauf, weil 's Eisen vor der Tagslichten schon liegen muß." Tief Atem schöpfend, faßte der Jäger die Hand des Mädchens. „Nannei . . . um eins is mir's recht unlieb, daß ich morgen in der Fruh net da bin. Weißt, ich hätt' dir halt so gar viel gern Glück g'wunschen . . . zu dei'm Namenstag."

Nannei errötete bis unter die Haare. „Schau, das freut mich schon recht. Aber woher weißt es denn, daß morgen . . ."

„No, ich hab' halt nachg'schlagen in mei'm Jagdkalender, bis ich ihn g'funden hab', den heiligen Annentag. Mußt halt nachher heut schon anhören, was ich dir alles wünsch' . . . natürlich G'sundheit vor allem, und daß auch dein Mutterl g'sund bleibt, und daß dei'm Vieh nix g'schieht . . . und nachher, ja . . . alles Gute halt, alles Gute weißt!"

„Ich dank' dir schön, Festei, ich dank' dir schön!" beteuerte Nannei herzinnigen Tones, indem sie mit beidenn Händen die braune Rechte des Jägers schüttelte. „Ich kann dir's gar net sagen . . . denn schau, was ei'm so

gut g'wunschen is, das muß ja unser Herrgott erfüllen! Ich dank' dir schön! G'wiß wahr! Und schau, weil's in der Stund', wo ei'm aus gutem Herzen 'was g'wunschen wird, gar ein' starken Kraft hat, wann ei'm 'was 'dagegen wünschen tust . . . schau, so wünsch' ich dir jetzt gleich, daß d' morgen alle zwei Adler miteinander fangst!"

„Na, Nannei, na, z'viel darf man net verlangen, sonst b'schert ei'm unser Herrgott gar nix! Ich wär' ja schon z'frieden mit ei'm einzigen . . . weißt, das wär' halt doch wieder ein bißl 'was, von der Freud' ganz abg'sehen! An so ei'm Vogel kannst ja alles verkaufen, den Schnabel und die Klauen zum Fassen an d' Uhrketten hin, und d' Federn und den ganzen Flaum auf'n Hut, und nachher das hohe Schußgeld! Das alles in allem machet g'wiß hundertfünfzig Markln aus!"

„Ja wann ihn nur kriegen tätst! Mar' und Joseph! Wann ihn nur kriegen tätst! Schau, so viel Freud' hätt' ich . . ."

„No, und ich erst! Aber weißt, da heißt's jetzt bloß zur richtigen Zeit beim Zeug' sein! B'hüt dich Gott also, Nannei, b'hüt dich Gott! Ich muß nur grad schauen, daß ich vor der Nacht noch 'nunter komm' in d'Ramsau, daß mir net der Oberförster am End' schon im Bett liegt. B'hüt dich Gott also, b'hüt dich Gott!"

„B'hüt dich Gott, Festei; Und Weidmanns Heil für morgen! Weidmanns Heil!"

„Ich dank' dir schön!"

Ein Händedruck, und hastigen Schrittes eilte der Jäger davon, an der Senkung des Weges noch einmal zurückwinkend mit der Hand und mit lächelndem Nicken.

„Mein Gott, mein Gott, wann er ihn nur kriegen tät!" seufzte Nannei, als sie in die Hüttenstube zurückkehrte und sich an die Arbeit machte.

Vielleicht konnte sie diese Freude vom lieben Herrgott erbeten — so dachte sie, während sie emsig schaffte und werkte — und mit raunenden Lippen sprach sie ein Vaterunser um das andere vor sich hin. Dann fiel ihr ein, daß wohl auch die Mithilfe eines Heiligen der Sache förderlich sein möchte. Da sie aber von St. Hubertus keine Kunde hatte, kam ihr lange kein Heiliger in den Sinn, „der bei so 'was gut sein könnt'." Schließlich dachte sie an den heiligen Antonius. Der ist zwar gewöhnlich nur fürs Finden gut — wer da beim emsigen Suchen eines verlorenen Gegenstandes recht andächtig vor sich hinbetet:

„O heiliger Antoni, du kreuzbraver Mann,
Ich bitt' dich herzinniglich, führ mich dran!"

— der sucht gewiß nicht vergebens!

Aber der Gewinn an solch einem Adler wäre am Ende doch auch nur gefundenes Geld, dachte Nannei — und so kam ihr der heilige Antonius nicht mehr aus den Gedanken. Mit vielem Scharfsinn änderte sie das bekannte

Sprüchlein für den vorliegenden Fall, und da klang es denn mit leisen Worten immerzu von ihren Lippen:

„O heiliger Antoni, du kreuzbraver Mann,
Schau doch, daß der Festei den Adler kriegen kann!"

Mit diesem Sprüchlein ging sie zur Ruhe, dieses Sprüchlein nahm sie mit hinein in Schlaf und Traum — und da sah sie hunderte von Adlern in Haushöhe durch die Lüfte kreisen, daß die Sonne von ihnen ganz verfinstert ward, und Festei stand und schoß und schoß immer in die Höhe, daß die getroffenen Vögel nur so niederprasselten und rings um ihn her sich anhäuften, höher und höher, den Jäger schier begrabend. ‚Hör' auf, Festei, hör' auf!' rief sie dem Festei mahnend zu. ‚Nannei, ich erstick', ich erstick'!' klang es hilfeheischend entgegen. ‚Ich komm' schon, Festei!' schrie das Mädchen und suchte sich über den Berg der im Todeskampfe zuckenden Vögel hinweg zu arbeiten. Schon griff sie nach Festeis Schulter, da fühlte sie sich plötzlich grob und schmerzend am rechten Arme gepackt, und ‚Öha! Ich bin auch noch da!' gellte ihr eine Stimme schneidend ins Ohr. Sie wandte die Augen und sah in Korbinis höhnisch verzerrtes Gesicht. Aufkreischend haschte sie mit der freien Hand nach Festeis Joppe, krampfte die Finger darein und hielt sich fest und lachte nur, als ihr Korbini mit wütendem Ruck den rechten Arm aus der Schulter riß, und — — und da erwachte sie und fand sich auf dem Kreister in ihrer Schlafkammer,

durch deren kleines Fenster schon die helle Sonne guckte. Den rechten Arm konnte sie nur mit Mühe rühren, er schmerzte sie empfindlich — sie hatte wohl die ganze Nacht mit dem Kopfe darauf gelegen.

Rasch ermunterte sie sich und sprang vom Lager. Ihr erstes war, daß sie ihr krankes Dschapei begrüßte. Mit fürsorglicher Achtsamkeit legte sie das geduldige Tier auf die andere Seite und plauderte zu ihm noch eine Weile in kindlicher Weise. Dann ging sie, frische Luft zu schöpfen — und erblaßte vor freudigem Schreck, als sie an die Holzklinke der Hüttentür einen großen Strauß frischblühender Alpenrosen angebunden fand. Mit zitternden Händen löste sie die Schnur und drückte das Gesicht in die Blumen. Es war ihr ein Bedürfnis, die Freude, die in ihrem Herzen lachte, einem lebenden Wesen mitzuteilen, und wenn das auch nur ihr Dschapei wäre. So eilte sie zurück in die Stube und rief dem Tiere jubelnd zu: „Ja schau nur, Dschapei, schau nur, schau, was ich kriegt hab'! Jetzt hat er halt doch an mich 'denkt! Und in der Nacht! Ja, der Festei! Ich sag's halt, der Festei! Das ist halt einer!"

Sie holte ein blechernes Trinkgeschirr, füllte dasselbe mit Wasser, gab die Blumen darein und stellte sie an das Fensterchen.

Und hundertmal bei der Arbeit, welche sie nun begann, wandte sie ihre Blicke den Blumen zu.

Sie hatte viel zu schaffen; denn neben der alltäglichen Mühe mußte sie heute die Butterballen und Käslaibe, den Almgewinn der letzten Woche, zurecht legen, da sie gegen Mittag den Knecht des Almbauern erwartete, der die ganze Zeit her an jedem Sonnabend gekommen war, um „abzutragen".

So verging ihr der Vormittag rascher als gewöhnlich, und später als sonst kam sie heute an den Herd, um ihr einfaches Mittagsmahl zu kochen. Recht sehr verwunderte sie sich über das lange Ausbleiben des Knechtes.

Als sie einmal vor die Hütte trat, um auf den talwärtsführenden Steig hinunterzuspähen, schlug der Hall eines fernen Schusses an ihr Ohr.

Am Ende hat doch der heilige Antonius geholfen, dachte Nannei klopfenden Herzens; denn der Richtung des Halles nach zu schließen, mußte der Schuß in der Gegend des Schneiders gefallen sein.

Als sie dann wieder bei ihrer Arbeit stand, so eine Stunde später, hörte sie plötzlich vor der Hütte das Klirren eines Bergstocks und das Klappern schwerer Schuhe. Sie eilte über die Schwelle und sah auf etwa zwanzig Schritte vor sich den alten Wofei stehen, die Kraxe über dem Rücken; murmelnd und mit den Händen fuchtelnd, spähte er hinüber nach der Höhe des Gejaidberges.

„Ja Wofei, wie kommst denn du daher?" rief Nannei den Alten an, der beim Klang ihrer Stimme

mit wackelndem Kopf sich aufrichtete und ein stotterndes Gelächter hören ließ.

Müden und langsamen Ganges schlurfte er über die Steine daher und starrte dem Mädchen mit gläsernen Augen entgegen, „Schön Wetter ... schön Wetter gelt? Gut ... geht's dir gut ... da heroben?“

„Ja, ja, ich dank' dir schön, ganz gut! Und wie geht's denn dir allweil?“

„Mir net ... mir net ... da heroben! Ich kann's net leiden ... lauter Steiner ... lauter Steiner ...“

„Was tust denn nachher heroben? Was willst denn?“

„Abtragen ... weißt, abtragen ... abtragen.“

„Du? Und abtragen? Ja warum kommt denn der Knecht net?“

„Arbeit ... weißt, Arbeit ... Arbeit, hat er g'sagt, der Bauer ... jetzt gehst! Ich? Na ... nie net! Da net! Ich kann's net dermachen ... d' Steiner ... weißt, d' Steiner! So? Gar is ... gar is nachher, aus und gar ... kein Verdienst mehr, gar nix, kein Geld ... no also, da mußt halt ... da mußt!“ Er hatte in die Riemen der Kraxe gegriffen, um sie vom Rücken zu laden; doch wäre er wohl kaum damit zu stande gekommen, wenn ihm Nannei nicht ihre hilfbereite Hand geliehen hätte.

„So, setz dich nur daher aufs Bankl und tu dich ausrasten. Ich bring' dir gleich 'was z'essen,“ sagte sie

und nahm die Kraxe mit hinein in die Hüttenstube. Als sie am Herde stand, um die Pfanne mit den reichlichen Schmarrenresten, die sie für den Knecht warm gehalten hatte, von den Kohlen zu nehmen, ging hinter ihr die Türe. „Was is denn? Warum bleibst denn net draußen?“ sprach sie mit leisem Unwillen den Alten an, der in scheuer, gedrückter Haltung vor ihr stand. „Draußen in der Sonn' is ja viel schöner, als daherin in der dumpfigen Stuben.“

„Na . . . draußen net . . .“ stotterte Wofei und schlich der Herdbank zu, „was siehst denn draußen . . . grad allweil den Berg . . . den Berg da! Herin bei dir, da g'fallt's mir besser . . . schöne Sennerin . . .“ Mit blödem Kichern duckte er den Kopf zwischen die Schultern. „So schön . . . ja, so schön bist . . . grad so, wie die ander' . . . mein' schier, du bist's! Ja! Stolz halt . . . gelt stolz? Weißt, jeder is halt net wie der ander' . . . hihihihi!“

„Jetzt wann noch lang so ung'schickt daherredst, nachher darfst mir net herin bleiben!“ zürnte Nannei und schob dem Alten die Pfanne auf die Bank. „Da, iß lieber und sei stad!“

„Recht hast . . . recht! Nix reden! Gar nix! Na, gar nix! Weiß nix davon . . . keiner kann's wissen! Was d' net tust, da kannst nix sagen! Dumm wär' ich, dumm . . . hihihihi!“ Kichernd krümmte Wofei den

Rücken, zog die Pfanne näher zu sich heran, griff mit allen Fingern in die Speise und schob davon ganze Hände voll unter den borstigen Schnurrbart.

„No, die Pfann' will ich heut ordentlich fegen!" dachte Nannei, mit Grausen von dem widerlichen Anblick sich abwendend.

Mit aller Sorgfalt — und doch in möglichster Eile, um nur ja den abscheulichen Menschen recht bald wieder los zu werden — begann sie die Kraxe mit den bereitgelegten Vorräten zu beladen. Als sie damit zu Ende war, schnürte sie die Last mit einer starken Leine an das Holzgestell und prüfte die Festigkeit ihres Werkes durch heftiges Rütteln.

Da plötzlich fuhr sie lauschend auf — — was war das aber auch ein fröhlicher Juhschrei, der von der Höhe der Rauhenköpfe hernieder in die Hütte hallte.

„Jesses, da kommt er!" jubelte Nannei und eilte der Türe zu.

Hinter ihr aber klang ein klirrendes Poltern — Wofei hatte die Pfanne zu Boden geworfen — und da stand er schon vor ihr; die Augen aufgetrieben wie von verzehrender Angst, umklammerte er mit beiden Händen ihren Arm und wimmerte, am ganzen Leibe schlotternd:

„Na, na . . . ich bitt' dich, sag's ihm net . . . ich bitt', ich bitt' . . . sag's ihm net, daß ich wieder dag'wesen

bin . . . g'wiß wahr, ich komm' nimmer! Nur sag's ihm net!"

„Laß mich aus, du wilder Kerl du!" rief Nannei, welcher ganz unheimlich zu Mute ward, und mit Gewalt suchte sie ihren Arm aus Wofeis krallenden Händen zu winden.

„Sag's ihm net! Sag's ihm net!"

„Was hast denn, du Narr? Der tut dir ja nix!"

„Ja! Ja! G'schlagen hat er mich . . . 's letztemal, ja, g'schlagen . . . und so g'schlagen, daß . . . ich bitt' dich, sag's ihm net! Ich versprich dir's . . . g'wiß nimmer . . ."

Mit Ringen und Zerren war es Nannei gelungen, sich aus Wofeis Händen zu befreien, und als der Alte unter angstvollem Wimmern wieder nach ihrem Arm haschte, stieß ihn das Mädchen mit beiden Fäusten von sich und sprang über die Schwelle.

Hastigen Fußes um die Ecke biegend, eilte Nannei dem Steige zu, auf welchem der Jäger kommen mußte — und da bannte sie ein Anblick, dessen Freude das unheimliche Gedenken an den eben erlebten Auftritt in ihrem Herzen gänzlich erlöschen machte. Sie hätte jubeln mögen und brachte kein Wort über die Lippen, sie stand nur mit zitternd gefalteten Händen und blickte zum Steig empor, über welchen Festei achtsamen Schrittes niederstieg, entblößten Hauptes, die Büchse vor der Brust, mit er-

hobenen Händen quer über dem Nacken den Bergstock tragend, an dessen Enden zwei mächtige Adler hingen. Dem Jäger sprang mit fröhlichem Gebell der Teckel voran, und ab und zu im Sprunge sich wendend, knurrte er mit wichtigtuendem Gebahren zu den zwei riesigen Vögeln auf, deren kraftlos niederhängende Schwingen die moosigen Steine streiften.

Nun stand er vor ihr — auf seinen Lippen lag ein glückliches Lächeln, die Wangen strahlten, und aus seinen Augen leuchtete ein freudiger Weidmannsstolz. In beiden Händen den Bergstock mit seiner gefiederten Last hoch emporhebend über das Haupt, lachte Festei: „Nannei, Nannei, was sagst jetzt! Gelt, da schaust!"

„No also, no also," stammelte das Mädchen, noch kaum eines deutlichen Wortes mächtig, „schau, jetzt hat er halt doch g'holfen, der liebe Herrgott . . . und der heilige Antonius . . . weißt gestern hab' ich 'bet' dafür den ganzen Nachmittag und bis in d' Nacht 'nein."

„Is wahr? Is wahr? Und schau, da kann's auch bloß dein Beten g'wesen sein, das g'holfen hat," rief der Jäger, und der feste Glaube an diese Worte sprach aus seinen Blicken, „weißt, sonst wär's ja gar net zum denken, daß ich so ein fürchtigs Glück g'habt hätt'! So 'was gibt's ja doch kein zweitsmal nimmer!"

„Ja geh, so verzähl doch!"

„Ja, Nannei, alles, alles! Aber komm, jetzt gehn



Dem Jäger sprang mit fröhlichem Gebell der Teckel voran . . .

wir z'erst in d' Hütten 'nein!" Bei diesen Worten senkte er den Bergstock und ließ die beiden Adler auf die Erde gleiten.

„Geh, Festei, laß mich ein' tragen!"

„Ja, Deandl, ja, nimm dir nur ein' . . . da hast ein'!" Und als das Mädchen dennoch ein wenig schüchtern zugriff, lachte er: „Brauchst dich net z'fürchten . . . der beißt jetzt nimmer!"

Da hob sie den Adler, den ihr Festei gereicht, mit beiden Händen hoch empor und sprach den toten Vogel schmollend an: „Am End' bist es gar du g'wesen, der mein arms Dschapei so zug'richt' hat, du schlechter Kerl du! Ja, da sei nur froh, daß schon tot bist, sonst tät' ich dir jetzt gleich den Hals umdrehen, du Sapperlot du!"

Lachend zog Festei seinen Hut aus der Joppentasche und stülpte ihn keck über's Haar. Dann hob er den zweiten Adler von der Erde, und so gingen sie Seite an Seite der Hütte zu, in welcher der Teckel rastend schon bei dem Dschapei auf der Decke lag.

Als Nannei durch das Fenster in die Stube guckte, war kein Wofei und keine Kraxe mehr zu sehen. „Mir scheint, er hat sich aus'm Staub g'macht!" lachte sie.

„Was!" brauste der Jäger auf. „Is er leicht bei dir dag'wesen?" Festei dachte bei diesen heftigen Worten an die frischen Spuren eines Männertrittes, die er auf dem Sandgefäll unter dem Hundstod wahrgenommen.

„Ja wen meinst denn du?“ fragte Nannei, verwundert über diesen Ton.

„Den von Saalfelden!“

„Ah na, Gott sei Dank, den hab' ich mit kei'm Aug net g'sehen! Aber weißt, der Wofei is dag'wesen . . .“

„Der Wofei?“

„Ja! Mußt ihn doch g'sehen haben selbigsmal, wie wir auf'trieben haben? Der Alte, weißt!“

„Ah ja!“

„No, und der is heut dag'wesen, zum abtragen, weil der Knecht ein' andre Arbeit hat. Und aufg'führt hat er sich wieder . . . ganz verruckt! Weißt, was er g'sagt hat! Du hättst ihn g'schlagen, weil ich dir 'was verraten hätt' von ihm!“

„Ich! Den g'schlagen! Hab' ihn ja nur ein einzigsmal g'sehen, und da hab' ich kaum zwanzig Wörtln g'redt mit ihm.“

„Ja, weißt, bei dem is halt nimmer ganz richtig.“ Nannei rieb mit dem Finger ihre Stirne.

„Kannst schon recht haben! Das hab' ich selbigsmal schon g'merkt!“ lachte Festei.

Nun traten sie in die Stube, Nannei voraus. Kaum sah das Dschapei den Vogel in ihrer Hand, als es anfing, mit den Füßen zu strampeln und ängstlich den Kopf hin und her zu werfen. Nannei ließ den Adler zu Boden fallen, eilte auf ihren Liebling zu und beruhigte ihn mit

schmeichelnden Worten. Als sie sich wieder erhob, sah sie den Jäger auf der Erde vor den beiden Adlern knien, und sah, wie er aus der Brust eines jeden die längste, schönste und wolligste Flaumfeder zog.

Nun sprang er auf die Füße, legte die beiden weißen Federbäumchen sorgsam aneinander und reichte sie lächelnd dem Mädchen hin. „Da, Nannei, nimm! Die g'hören dein, die zwei! Schöner kann ich dir s' net geben, weil die Adler keine schöneren haben!“

Nannei erschrack; mit beiden Händen schob sie das Geschenk zurück, während es von ihren Lippen sprudelte: „Na, Festei, na, na, na, g'wiß net! Schau, freuen tut's mich schon, wann mir ein Federl schenkst ... aber g'wiß net weg'm Hochmut, daß ich auch eins auf'm Hütl hab' ... na, bloß weil's von dir is und von deine Adler. Aber schau, ich bin ja lang schon z'frieden, wann mir 's kleinste schenkst und 's schlechteste, das an gar kein Menschen net verkaufen kannst. Aber die zwei net, na, g'wiß net! Das wär ja schier sündhaftig von mir! Zwei solchene Stammerln! Schau, da kriegst ja g'wiß zwanzig Mark dafür!“

„Und wann ich tausend krieget, und hunderttausend und noch viel mehr ... die zwei sollst du haben und sonst kein' Menschenseel'!“

„Na, Festei, na, na!“

„Nannei, schau, wann du s' net nimmst, g'wiß wahr,

nachher kannst mich schon verzürnen, und kein Wörtl red' ich mehr mit dir!“

„Jesses na! Da muß ich s' freilich nehmen!“ stammelte Nannei und griff mit hastigen Fingern nach dem rührsamen Flaum — und als sie die selten schöne Hutzier nun in Händen hier, brach ihr doch die helle Freude aus den Blicken.

Im Übermaß der Freude vergaß sie völlig, Festei ein Wort des Dankes zu sagen. Der aber dachte gar nicht an Dank; mit glücklichen Augen sah er zu, wie Nannei eilends ihr Hütchen holte, wie sie mit zitternden Händen den Flaum hinter die grünen Schnüre schob, wie sie den geschmückten Hut auf die blonden Zöpfe drückte und schmunzelnd in einem winzigen Spiegel sich besah.

„No, da wann ich 'nunterkomm' ins Tal,“ plauderte das Mädchen überfröhlichen Tones vor sich hin, „da muß ja jetzt die reichste Bauerntochter ein' völligen Neid auf mich kriegen! Und d' Leut'! Mein! Die werden reden! Und 'leicht sagen s' gar, ich hätt' schon ein' Schatz, der mir die Federln g'schenkt hat, und — —“ Sie verstummte mitten im Wort, und dunkel schoß ihr daß Blut in die Wangen. „Ich bin aber doch schon ein recht hoffärtigs Ding!“ sagte sie leise und schritt mit gesenkten Blicken in die Kammer, um den jetzt so kostbaren Hut zu verwahren.

Als sie in die Stube zurückkehrte, schritt sie dem Herde

zu mit den hastigen Worten: „Gelt Festei, jetzt wirst ein' rechten Hunger haben! Aber wart nur, jetzt kriegst nachher gleich 'was, und ganz 'was Guts . . . ja, und heut koch' ich dir d' Nocken im Hafen . . . weißt, aus der Pfann hat der Wofei mit alle zwei Händ' 'gessen, der Schmierbartl!"

Festei war merkwürdig schweigsam geworden — und Nannei würde die Geschichte des Adlerfanges wohl kaum so bald erfahren haben, hätte sie den Jäger nicht mit bittenden Worten an sein Versprechen gemahnt.

„Das war fein ein tüchtiger Marsch, heut in der Nacht, da 'nunter und wieder 'rauf," so begann er. „Aber ich hab' mir 'denkt, was am Spiel is, und so hab' ich's z'wegen 'bracht, daß ich um zwei in der Fruh schon droben war am Sand unter'm Schneider. No, das Gams, das hab ich bald g'funden g'habt, und wie am Himmel d' erste Lichten auf'zogen is, hab' ich 's Eisen g'legt . . . puh, das war dir fein kein' saubere Arbeit! No, und nachher bin ich fort, 'nüber ins G'jaid. Da hab' ich mir ein schöns Platzl ausg'sucht, wo der Schatten bleibt, wann d' Sonn' in d' Höh' kommt, und hab' mich nieders'legt, damit ich mich tüchtig ausschlafen könnt'. Wie ich aufwach' und schau' auf d' Uhr, da is' schon auf zwei z'Mittag zu'gangen. Jetzt hat's mich nimmer g'litten, es hat mich schon 'nüber 'trieben . . . ja, und wie ich in d' Näh' vom Eisen komm', hab' ich schon ein fürchtigs

Reißen und Fludern g'hört. Und wie ich so 'naus schau durch d'Latschen am Sand ... ich hab' g'meint, d' Freud bringt mich um ... da is der Adler schon dring'hängt im Eisen mit alle zwei Fäng'! Den hab' ich dir aber so g'schwind beim Krawattl g'habt! Und wie ich grad no damit umhantier', daß ich ihn 'rausnimm aus'm Eisen, schau' ich so im Zufall gegen d' Höh ... ich hab' schiergar g'meint, 's ganze Blut steht mir ab ... da streicht der ander' schon daher über d' Rothleitenschneid'. Mit ei'm Satz war ich drin in die Latschen, hab' mein' Bella zwischen d' Füß' g'nommen, damit s' kein' Mucks er net tut, hab' stad mein' Büchsen herg'richt' ... und da war der Adler schon da, hat sich ein bißl verhalten in der Höh', und nachher is er aber schon 'reing'fallen aufs Gams, ich hab' g'meint, er derhaut sich selber. Da kracht's aber schon bei mir, grad hing'rissen hat's ihn am Sand, ein paar Rackler noch hat er 'tan, nachher is er dag'legen, mausstot. No, und da hast es jetzt, Deandl, da liegen s', alle zwei!"

„Das war freilich ein Glück!" lachte Nannei. „Ich sag's ja, der heilige Antonius, über den geht halt nix!"

Nun aßen sie miteinander; dann steckte Festei sein Pfeifchen an, Nannei tat den Rest ihrer Arbeit, und dazu plauderten und lachten sie, bis es Nacht geworden war.

Plötzlich hob der Jäger lauschend den Kopf — und auch der Teckel mußte ein verdächtiges Geräusch ver-

nommen haben, denn knurrend fuhr er vom Lager auf und sprang mit lautem Bellen der geschlossenen Türe zu.

„Was is denn da draußen?" murmelte Festei, öffnete die Türe, den Hund zurückdrängend, umschritt die Hütte und horchte hinaus in die Nacht.

Da war alles stille; ab und zu nur tönte die Glocke einer der Kühe, die um die Hütte her im Grase lagen.

Festei aber dachte an die frischen Fußspuren, die er unter dem Hundstod im Sande wahrgenommen hatte.

Er kehrte in die Stube zurück, und da fragte ihn Nannei: „Was war's denn?"

„Mein, wird 'leicht ein Hirsch g'wesen sein, der vorbeig'wechselt is. Aber es is grad gut, daß ich auf-g'standen bin . . . weißt, es is schon spät in der Zeit . . . und 's Schlafen tut uns all zwei recht not!"

„Aber geh, es is ja noch gar net so spät. So bleib doch grad noch ein bißl!"

„Ah nah!"

Er hängte die Büchse um die Schulter und schob die gekreuzten Fänge der beiden Adler wieder über den Bergstock.

„Machst aber ein rechts G'sicht auf einmal!" schmollte das Mädchen. „Was hast denn? Ich hab' dir doch nix 'tan?"

„Na, Deandl, na! G'wiß net! Aber schau . . . weißt, ich bin halt recht müd . . . ja, recht müd!"

„Da will ich dich nachher freilich nimmer verhalten, so lieb mir's g'wesen wär', wann noch ein bißl 'plauscht hättst mit mir!"

So nahmen sie mit festem Händedruck und einem herzlichen „Gut' Nacht!" von einander Abschied — und wieder blieb Nannei auf der Schwelle stehen, bis sie droben im Jägerhäuschen die Türe poltern hörte.

Eine geraume Weile verging — dann öffnete sich diese Türe wieder, vorsichtig und leise — und lautlosen Schrittes stieg Festei durch die Nacht hernieder, bis er nahe der Sennhütte zwischen zwei Steinklötzen in gedeckter Stellung sich niederließ.

Durch das Fensterchen der Almhütte schimmerte noch ein mattes Licht, das aber bald erlosch.

In tiefer Stille verrannen dem Jäger die Stunden.

Dann plötzlich — es mochte Mitternacht schon vorüber sein — begannen ihm die Hände zu zittern, und ein kalter Schauer lief ihm über den Nacken. Es war ihm, als hätte er ein Geräusch vernommen wie das Knirschen eines Schuhes auf lockerem Kies. Er bohrte die Augen durch die Finsternis und gewahrte, im Dunkel eben noch erkenntlich, eine hohe männliche Gestalt, die sich lautlos an der Hüttenwand entlang tastete, in der Richtung nach der Türe. Fester spannte der Jäger die Finger um seine Büchse, sprang auf und rief:

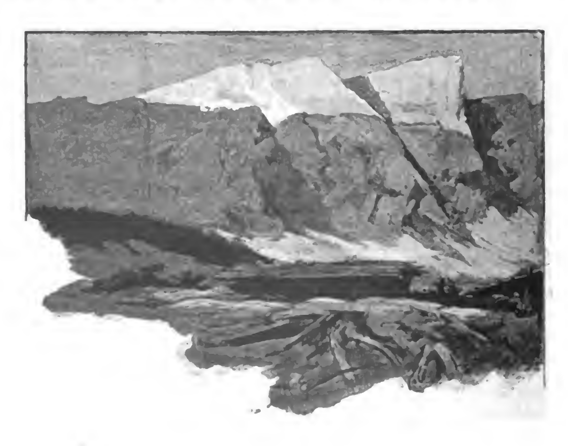
„Wer da?"

Keine Antwort kam. Die schwarze Gestalt stand regungslos eingedrückt in den finsteren Schatten des vorspringenden Daches.

Einige Schritte tat Festei der Hütte zu, und wieder rief er: „Reden! Oder — —“

Da löste die Gestalt sich aus dem Schatten, huschte in langen Sprüngen an der Hüttenwand dahin, verschwand um die Ecke, und nach einer Weile hörte Festei die flüchtigen Tritte des Enteilenden auf dem talwärtsführenden Pfad verklingen.

Eine Verfolgung wäre zwecklos gewesen. So schritt der Jäger seinem Posten wieder zu, und hier verharrte er, bis auf den Bergspitzen das Frührot erwachte.





7.

Das war der erste Morgen, an welchem Festei nicht in die Sennhütte kam — um nach Dschapeis Befinden sich zu erkundigen. Immer wieder trat Nannei über die Schwelle und blickte hinauf nach dem Jägerhäuschen; da droben aber blieb die Türe geschlossen.

Schließlich dachte das Mädchen, daß Festei wohl schon vor Tageslicht mit seiner Jagdbeute hinuntergestiegen wäre ins Tal. Damit traf sie auch das Richtige. Freilich — so meinte sie — mit einem Wörtchen wenigstens hätte er von dieser Absicht zu ihr sprechen sollen;

dann hätte sie jetzt nicht den ganzen Tag in Zweifel und Sorgen hinpassen und immer fürchten müssen, daß — daß ihr Dschapei bei dieser Vernachlässigung zu Schaden käme. Sie nahm sich ernstlich vor, mit Festei zu schmollen, und dachte sich schon die zürnenden Worte aus, mit denen sie ihn empfangen wollte. Als aber bei Anbruch der Dämmerung der Jäger raschen Ganges über den Steig einhergewandert kam, entflog ihr dieser Vorsatz in alle Winde.

„Grüß dich Gott, Nannei! Is heut wer dag'wesen bei dir?" Das waren Festeis erste Worte.

„Na, kein Mensch net!" sagte Nannei und sah mit sorglichen Blicken in Festeis Antlitz, dessen Wangen blaß, dessen Augen dunkel umrändert waren. „Schaust net gut aus! Fehlt dir 'leicht 'was?"

„Ah na! Müd bin ich halt, ein bißl müd!" erwiderte der Jäger, den Nanneis Rede bereits in bessere Laune zu bringen schien.

Während sie nun zusammen in die Hütte schritten, berichtete Festei, welch ein Glück er mit den beiden Adlern gemacht hätte. „Weißt, wie ich s' drunten in der Ramsau so vorbeitrag' am Wirtshaus," erzählte er, „da hat mich ein Stadtherr ang'redt und hat mich gar nimmer aus'lassen, bis der Handel fertig war. Dreihundert bare Mark hat er mir hin'zählt am Tisch. Da drum hab' ich s' schon geben können, meinst net?"

Während Nannei dieses Glück in freudigen Worten

pries, nahm Festei seinen Rucksack ab und legte ihn auf die Herdbank. Dabei wurde ein leises Tönen und Klingen vernehmlich.

„Ja was hast denn da drin?“ fragte das Mädchen verwundert.

„Mein' Zither hab' ich mit'bracht. Weißt, weit her is mein' Spielerei net, aber so diemal eine Stund' am Abend kann's ei'm doch vertreiben.“

Diese Bescheidenheit war keine grundlose. Als Festei zum erstenmal spielte, erwies er sich wirklich als kein allzugroßer Meister auf diesem Instrument — und dennoch kürzte die Zither den beiden in den nun folgenden Wochen nicht nur manche Stunde, sondern ganze Abende. Nannei konnte sich an den einfach lieblichen Tönen nicht satt hören, und auch Festei schien lieber zu spielen als zu plaudern. Er war nicht mehr so unbefangen fröhlich wie in früheren Tagen. Besonders in den Morgenstunden, wenn er vor seinem Reviergang für einige Minuten in der Hütte vorsprach, blickte sein Auge recht übernächtig und müde.

Nannei rechnete dem Jäger diese Besuche gar hoch an, da sie sich sagen mußte, daß ihr Dschapei solch einer unausgesetzten Fürsorge in Wahrheit gar nicht mehr bedurfte. Die Risse auf seinem Rücken und die Schürfwunden an Brust und Kehle waren lange schon vernarbt; auch der verletzte Huf war bereits seit Tagen des

Verbandes ledig. Die Heilung des gebrochenen Fußes brauchte freilich ihre Weile — es ging schon die zweite Augustwoche ihrem Ende zu, als Festei den Lehmverband beseitigen konnte. Als er da zum erstenmal mit Nanneis Hilfe das Dschapei auf seine vier Füße stellte, zeigten sich die Glieder des Tieres so entkräftet, daß es sich mit Mühe stehend erhalten konnte. Das besserte sich aber rasch — und als wieder eine Woche verflossen war, trippelte das Dschapei schon wohlgemut auf den Grasplätzen vor der Hütte umher.

Da war es nun ein Samstag. Auf dem Trischübl war bei der andauernden Sonnenhitze die Trinkwasserquelle versiegt, und so stieg die Sennerin kurz vor der Mittagsstunde, wie schon seit einigen Tagen immer, um einen Ganter voll frischen Wassers zu holen, in das tiefere Tal hinunter, durch welches der Bartholomäer-Steig emporleitet, in entgegengesetzter Richtung des Griestales.

Als Nannei, die Füllung des Eimers erwartend, vor der Quelle stand, die auch nur mehr in einem dünnen Faden ihr Wasser gab, hörte sie näherkommende Tritte. Sie blickte den Steig entlang und sah den alten Wosei schwankenden Ganges einherkeuchen.

Der Alte gewahrte das Mädchen und blieb eine Weile mit wackelndem Kopf stehen; dann kam er näher geschlurft, in kaum verständlichen Worten vor sich hin-

murmelnd: „Überall ... bist überall ... überall? Da kann ich nix dafür! Da net!"

„Wo willst denn hin heut? 'Leicht zu mir?"

„Na! Net zu dir! Na, g'wiß net! Suchen muß ich, suchen ... ich bring' dir ihn nachher schon ... ich bring' ihn schon."

„Wofei! Wofei! Ich mein' allweil, du hast heut schon wieder ein bißl z'viel g'laden! Kannst ja kaum stehn! Geh, scham' dich doch!"

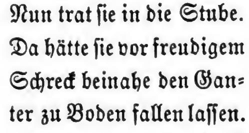
„Ja, ich weiß schon ... es is die ärgste Sünd', die ärgst'! Drum laßt's mir auch kein' Ruh net! Aber macht nix! Ich find' ihn schon ... kenn's ja ganz g'nau, 's Platzl ... 's richtige Platzl. Mußt dich net sorgen! Na, gar net! Sei nur stad ..." Mit zitternden Händen tastete Wofei nach dem Arm des Mädchens.

Scheu wich Nannei vor ihm zurück, und um nur möglichst schnell der unbehaglichen Gesellschaft des alten, halb verrückten Trunkenboldes zu entkommen, hob sie den kaum zur Hälfte gefüllten Ganter auf die Schulter und stieg nach flüchtigem Gruß der Höhe des Trischübls zu.

Wohl fürchtete sie, daß der Alte ihr folgen möchte. Als sie aber einmal das Gesicht wandte, gewahrte sie, daß Wofei schon den Steig verlassen hatte und auf Händen und Füßen den steinigen Graben hinankletterte, der unter die Wände des Gejaidberges emporführt.

Was mochte er da oben nur zu suchen haben?

Nannei war allzuwenig neugierig, um sich lange mit dieser Frage zu beschäftigen. Der Weg, den sie ging, war steil und beschwerlich. Des öfteren mußte sie kurze Rast halten, und als sie endlich vor der Hütte stand, hob sie mit einem recht erleichternden Seufzer ihre Last von der Schulter.



Nun trat sie in die Stube. Da hätte sie vor freudigem Schreck beinahe den Ganter zu Boden fallen lassen.

Auf der Herdbank saß die alte Baslerin und rief mit lächelndem Mund ihrem Kind einen herzlichen Gruß entgegen.

„Ja Mutterl, Mutterl! Ja grüß dich Gott!“ jubelte Nannei, die dürren Finger der Alten mit beiden Händen umschlingend. „Na, so eine Freud'! Geh, so sag nur grad, wie geht's dir denn? Mein Gott, mein Gott, so ein Weg! Ja bist denn net recht müd?“

„Ein bißl schon, weißt, aber ich hab's heut gut 'troffen. Der Untersteiner Wirt, der hat im Wimbachschloß mit sei'm Wagerl ein' Gawalier abholen müssen, der auf der

Jagd drin war . . . ja, und da hab' ich bis mit 'rein fahren können. Von drunten da 'rauf, das hab' ich leicht in dritthalb Stund' fertig 'bracht!"

„O mein, o mein! Aber gelt, Mutterl, jetzt bleibst schon ein paar Tag' bei mir heroben?"

„Aber Nannei! Was denkst denn? Was fallt dir denn ein? Ich kann doch unser Häusl über Nacht net allein stehen lassen . . . und wann ich schon so gut auf die Füß' bin, müßt' ich mir ein' argen Vorwurf machen, wann ich morgen am Sonntag die heilige Meſſ' versäumet. Na, na, das darf net sein! Weißt, am 'Nunterweg, da geh' ich über Barthlmä, ja, und wann ich mich da um drei auf d' Füß' mach', bin ich gut bis sechse drunten, und da find' ich leicht noch eine Schiffg'legenheit, nach Königssee."

Die Aussicht auf ein nur so kurzes Zusammensein trübte wohl Nanneis Freude. Da aber all ihre Bitten und Einwendungen fruchtlos blieben, beschied sie sich endlich.

Nun ging es an ein Schwatzen und Plaudern!

Die alte Baslerin hatte freilich wenig zu erzählen. Ihr war ein jeder Tag so still und gleichmäßig vergangen wie der andere, im Herrgottswinkel vor dem Gebetbuch, beim Klappern der Stricknadeln, in der Sehnsucht nach ihrem Kind und in der immer regen Sorge um sein Wohl.

Desto mehr wußte Nannei zu berichten — vor allem die ganze, lange Leidensgeschichte ihres Dschapei. So oft sie dabei auf Festei zu sprechen kam, dessen Namen sie, wie häufig er auch von ihren Lippen klang, immer wieder mit einem neuen lobenden Eigenschaftswort zu schmücken wußte, nahm das Gesicht der alten Baslerin einen gar gespannten und forschenden Ausdruck an. Wurde Nannei in der Erzählung von ihrer Mutter mit einer Frage unterbrochen, so betraf diese Frage gewiß nicht das Dschapei, sondern stets nur seinen Retter — und so kam es ganz von selbst, daß sich alle Hin- und Widerrede schließlich nur um Festei drehte, daß Nannei alles bis ins kleinste berichtete, was sie von ihm und seinem Leben wußte.

„Ja, Mutterl, ich sag' dir's, schau, das war halt doch ein Glück, daß ich selbigsmal den Festei 'troffen hab'," beteuerte Nannei, während sie das inzwischen zubereitete Mittagsmahl neben der Mutter auf die Holzbank setzte.

„Ein Glück?" tat die Baslerin ganz erstaunt. „Ja warum denn ein Glück?"

„No, wenn der Festei net g'wesen wär', hätt' ja mein Dschapei, mein arms, ganz elend z' Grund gehn müssen! Der hat mir's aber völlig wieder aufg'richt'! G'wiß wahr, Mutterl, das ist so ein guter, lieber Mensch, der Festei!"

„Soso? Soso?“ murmelte die Mutter kopfnickend vor sich hin.

„Ja, schau, am Abend kommt er wieder. Und grad schad' is, daß du net bleiben kannst, damit ihn triffst. G'wiß wahr, der tät' dir selber g'fallen, der Festei, ja!“

„So? Meinst?“ Mit gefurchter Stirn und unruhig blinzelnden Augen sah die alte Baslerin eine Weile auf ihre im Schoß gefalteten Hände nieder, dann fuhr sie plötzlich auf, so polternd und zornig, daß Nannei ordentlich erschrak: „Jetzt red' net allweil! Da setz dich her und iß!“ Als sie aber gewahrte, wie verblüfft das Mädchen dareinschaute, fügte sie in milderem Tone bei: „Wird ja alles ganz kalt! Und weißt, so ein fetts Essen, wann's net richtig warm is, das tut ei'm gar net gut. So komm also jetzt und iß!“

Da setzte sich Nannei lächelnd auf die Bank und leistete dieser Aufforderung wacker Folge. Bald aber ließ sie den Löffel wieder ruhen, begann wieder von Festei zu plaudern, erzählte von dem glücklichen Adlerfang, von dem noch glücklicheren Verkauf der beiden Vögel, und sprang vom Essen hinweg in die Kammer, um der Mutter die kostbare Hutzier zu zeigen, mit der ihr Festei eine so „fürchtige Freud'“ gemacht hatte.

Die alte Baslerin hörte das alles schweigend an, und immer sorglicher und sorglicher gestaltete sich ihre

Miene, welcher Umstand sie aber durchaus nicht hinderte, die Pfanne bis auf das letzte Bröselchen zu leeren.

„Komm, Nannei, setzen wir uns 'naus aufs Bankl! Ich muß ein bißl Luft schnappen!“ sagte sie, mit dem Rücken der Hand die Lippen wischend und der Türe schon entgegenhumpelnd.

Es war so schön da draußen! Rings um die Hütte lag der warme Sonnenschein, während das vorspringende Dach auf die Bank seinen behaglich kühlen Schatten warf. Da saßen nun die beiden. Nannei wies der Mutter die beliebtesten Weideplätze ihrer Pfleglinge und pries die Schönheit ihres Almgebietes. „Und schau, Mutterl,“ sagte sie schließlich, „da droben, da steht 's Jägerhäusl. Da haust jetzt der Festei, ja.“

„Soso? Der Festei? Soso!“ raunte die Alte und lockte mit schnippenden Fingern das Dschapei zu sich heran, das sich soeben aus dem Schatten eines mächtigen Steinblocks erhob. Mit schläfrigen Augen kam das Tier einhergetrippelt und legte den Kopf in den Schoß der alten Frau. „Und was ich fragen will ...“ sagte die Baslerin, dem Dschapei die beiden Ohren krauend, „er is die Zeit her wohl recht oft zu dir in d' Hütten 'kommen, der Festei?“

„No freilich! Er hat ja an jedem Morgen und Abend nachschauen müssen, wie's mei'm Dschapei geht!“

„Soso! Ja, ja! Aber jetzt . . . jetzt is ja dein Lamperl g'sund?“

„Macht nix! Er kommt deswegen doch! Weißt, jetzt haben wir's uns halt so ang'wöhnt, ja, alle zwei, daß er mir Grüß Gott sagt in der Fruh, und daß er am Abend ein bißl plauschen kommt. Und g'wiß, ich bin recht froh drum. Weißt, man hat doch ein' Ansprach'. Und mit'm Festei is gar ein guts Reden."

„Freilich, du mußt's ja wissen. Aber sag' mir, von was redts denn nachher allweil, wann er so da is am Abend?"

„Du mein Gott, da geht's uns gar net aus! Er verzählt von sein'm Dienst und von seiner Jagd, und ich von meiner Almerei, und was jeds am Tag über g'schafft hat . . . und von dir, Mutterl, mein, von dir reden wir so viel! Ja! Und sonst halt von allem, was uns grad einfallt. Ja, und jetzt hat er sein' Zithern heroben, da spielt er fast an jedem Abend. Gar arg gut spielen tut er net, aber man hörts doch gern . . . weißt, so viel G'müt hat er halt in sei'm G'spiel."

„No, ja . . . Zithern . . . das is ja recht ein schöns Instrament, aber . . ." Mit ängstlich forschendem Blick hing die alte Baslerin am Gesicht ihres Kindes. „Sag, wie redt er denn so von dir? Gelt, er sagt dir 'leicht recht oft, daß du ein liebs und saubers Deandl bist . . . und daß d' ihm recht g'fallen tust? Gelt?"

„Ah na!" beteuerte Nannei allen Ernstes. „So 'was hat er noch nie net g'sagt. An so 'was denkt er

gar net der Festei! Ah nah, der net! Aber weißt, da hat mich einer ang'sprochen . . . selbigsmal, wie ich auf'trieben hab'. Das is dir so ein kecker Mensch g'wesen! Ja . . . der!" Und in wortreichem Geplauder erzählte Nannei ihrer Mutter von den beiden Begegnungen mit Korbini.

„So ein unverschämter Kerl, so ein unverschämter!" brauste die alte Baslerin auf. „Den wann ich einmal derwischen tät', der könnt's erfahren von mir, wie man reden soll zu ei'm jungen Deandl! Schau, Nannei, schau, und da soll ich mich net sorgen, daß du so allein daheroben bist, ohne Schutz und Hilf' . . ."

„Aber Mutterl! Es ist ja der Festei da!"

Dieser Einwurf brachte die alte Frau ganz aus der Fassung. Heftige Worte schienen ihr auf der Zunge zu liegen — und ein paarmal auch öffnete sie die Lippen wie zu ungestümer Rede — dann aber schüttelte sie seufzend den grauen Kopf und rückte näher zu dem Mädchen heran.

„Schau, Nannei . . . schau, du hast bald deine achtzehn Jahr', bist also doch schon im Alter, daß man von so 'was zu dir reden kann," sagte sie mit einer zwar milden, doch eindringlichen Stimme. „Da hast es ja jetzt schon g'sehen . . . an dem von Saalfelden . . . wie so ein Bursch diemal is zu ei'm Deandl. Und so wie der is, so sind die meisten heutigentags. Aber ich weiß, du

bist ein bravs, ein richtigs Deandl, so 'was verschlagt net bei dir! Und das sind auch noch lang net die g'fährlichsten, die gleich so grob dreingreifen. Aber schau, so einer, weißt, der lauter Sanftmut is und Freundlichkeit, der allweil so gut und heilig daherredt, als ob er keiner Fliegen an der Wand 'was anhaben könnt', und der . . ."

„Du, Mutterl?" warf Nannei mit stockenden Worten ein. „Du meinst doch net den Festei?"

„Gott bewahr'!" versicherte die alte Baslerin, während ein dunkles Rot ihre faltigen Wangen überzog. „An den denk' ich ja gar net! Mit kei'm Gedanken! Ah, gar kein' Schein net! Der . . . mein, der! Dem fallt ja so 'was nie net ein! Der will dir nix! Aber weißt, ich mein' halt, wenn so einer wie ich grad g'sagt hab', wenn der halt z'samm' trifft mit so ei'm jungen Deandl, das noch kein' Kenntnis net hat von der Welt und von die Leut' und so auf sich selber g'stellt is, wie jetzt du daheroben . . . und er is allweil der Gute und Brave und red so schön und schmalzig daher . . . ja, da hat's es gleich, und 's Deandl is verschossen bis übern Hals und verschameriert, daß' net zum sagen is! Und wenn er nachher net ein ehrlicher Mensch is — — Aber ich will von so 'was noch gar net reden! G'setzt den Fall, er is ein braver Bursch . . . o mein! Weißt, Nannei, 's Lieben das geht g'schwind, aber 's Leben, das is härter!

Da wird gar net 'denkt und gar net überlegt, da rennt man grad 'nein mit'm Kopf und mit'm Herzen, ja! Schau, mein liebs, liebs Deandl, ich hab's ja selber erlebt... an mir selber! Ich bin auch so droben g'wesen am Berg, so ganz allein, und hab' mein' Muckei kennen g'lernt... und auch zu mir is einer 'kommen und hat so g'redt, wie der saubere Saalfeldner zu dir... kennst ihn ja, den alten Wofei, den versoffnen . . . selbigsmal is er Holzknecht g'wesen . . . und kein' Ruh net hat er mir 'lassen, bis ihm net mein Muckei den Buckl einmal ordentlich verdroschen hat!"

„Der Wofei? Der Wofei?" sprach Nannei leise vor sich, und sie meinte nun so manche von den wirren Reden des Alten zu verstehen. Sie wollte von dem seltsamen Gebahren Wofeis erzählen, aber die Mutter sprach schon wieder weiter.

„Schau, Nannei, dein Vater is ein Mensch g'wesen, so ein seelenguter, wie's auf der ganzen Welt kein' zweiten nimmer gibt Und drum haben wir uns auch so g'schwind verstanden, und keins hat 'denkt, daß er nix hat und ich nix hab'. G'wiß wahr, ich müßt' lügen, wann ich sagen wollt', daß ich's um meinetwillen ein' einzige Stund' bereut hab'. Mein ganz' Herz hat ihm g'hört . . . und wie ihn d' Leut' selbigsmal 'bracht haben, schau, da hab' ich g'meint, es reißt mir alles auseinander in mir drin, und hing'worfen hab' ich mich über ihn und hab' grad

allweil g'schrien: Muckei! Mein Muckei! Mein armer Muckei!" Ein krampfhaftes Schluchzen unterbrach die Worte der alten Baslerin, und während sie mit der einen Hand die Augen bedeckte, schlang sie den andern Arm um den Nacken ihres Kindes, welches leise weinend das Gesicht an der Mutter Schulter lehnte.



Mit schiefem Kopf und großen Augen blickte das Dschapei eine Weile zu den beiden auf, dann schüttelte es die Ohren und trippelte aus dem Schatten hinaus in den warmen Sonnenschein.

„Und wann ich jetzt so 'nüberschau' an dieselbige Wand," sprach die alte Baslerin unter Tränen und Schluchzen weiter, „da steigt's wieder auf in mir, mein' Lieb' und mein Leid! Aber schau, alles wär' anders

g'wesen, wann ich und dein Vater ... unser lieber Herrgott hab' ihn selig ... net so blind 'neing'heirat' hätten, in' Tag. Grad rennen und schaffen hat er müssen von der Fruh bis in d' späte Nacht, der arme Kerl, daß er ihm und mir und nachher auch dir das bißl Leben verhalt'. Und wer bei uns heraußen in die Berg nix hat, der muß sich zu jeder Arbeit schicken, wann's gleich ein' Arbeit is, wo 's Sterben mit ei'm Hand in Hand geht bei jedem Schritt und Tritt. Und 's Weib daheim, das hat kein' ruhige Stund' vor lauter Angst und Sorg', und legt der liebe Herrgott noch sein' schwere Hand auf ein', nachher sitzt man drin in Not und Kümmernis und Elend, daß man gar nimmer 'nausschaut drüber. Und wenn man's selber auch tragen möcht' und könnt', so will ei'm doch schiergar 's Herz verbluten, wenn man so ein arms kleins Hascherl dasitzen hat am kalten Ofen und kann ihm nix geben und nix bieten als fremder Leut' ihr Brot ... und das weißt ja selber, das ist gar hart zum beißen! Und schau, mein liebs, liebs Deandl, schau ich bin ja net so, wie andere Mütter oft, die ganz obenaus wollen mit ihre Kinder ... aber schau, wann ich auch von ganzem Herzen wünsch', daß einmal ein' findst, der dich so gern hat, wie dein Vater dein' Mutter g'habt hat, und an dem auch du grad so hängen kannst mit der ganzen Seel' ... schau, so möcht' ich doch dir derspart wissen, was ich im Leben erfahren hab' an Sorg' und

Elend. Drum nimm dein Denken halt in acht und häng net gleich dein Herz an ein', der dir schon g'fallt am ersten Blick und im ersten Wort... und wann sich einmal 'was rührt in dir, nachher schau halt auch ein bißl zu, ob die Sach' ein Ziel und ein Absehn hat, und denk' an so 'was net erst, wann's lang schon z'spät is!"

Regungslos hielt Nannei den Kopf an die Hüttenwand gelehnt, und unter ihren gesenkten Lidern rannen langsame Tränen hervor.

„No schau, da mußt jetzt net weinen!" mahnte die Mutter, indem sie sich selbst die noch feuchten Augen trocknete. „Grad ein bißl z' Herzen nehmen mußt dir, was ich g'sagt hab'. Allweil is mir das auf der Seel' g'legen, daß ich's einmal 'rausbring'. Und drum hat's mich auch 'raustrieben zu dir." Leise fügte sie bei: „Zu unserm Herrgott will ich hoffen, daß ich net schon z'spät 'kommen bin." Dann erhob sie sich und schüttelte die Röcke. „Komm, Nannei, komm, jetzt gehn wir ein bißl umeinander und schauen deine Küh' an. Haben sie sich recht gut 'rausg'macht daheroben, daß der Almbauer sein' Freud' haben kann, wann's zum Abtreiben kommt?"

„Ah ja, ich bin recht z'frieden," nickte Nannei, sich langsam erhebend. „Bloß meiner Scheckin is ein bißl 'was passiert. Weißt, d' Fessel hat sie sich aufg'rissen an ei'm Stein."

„Geh?"

„Ja!“

Seite an Seite schritten sie über das Weideland dem Hange zu, von welchem die Almenglocken einhertönten.

Als eine Stunde später die alte Baslerin sich zum Heimgang rüstete, wollte ihr Nannei durchaus ein Stück Weges das Geleite geben. Das aber litt die Mutter nicht; sie meinte, Nannei hätte in den vergangenen Stunden ohnehin schon zu viel von ihrer Arbeit versäumt.

Herzlich und tränenreich war der Abschied.

Während dann die Baslerin achtsamen Fußes dem Steige folgte, blickte sie immer wieder mit feuchten Augen zu den Sigerethwänden empor.

Bei der Quelle, an welcher Nannei den alten Wofei getroffen hatte, verweilte sie eine Zeitlang und schöpfte sich mit der hohlen Hand einen Trunk des eiskalten Wassers. Dann pilgerte sie wieder sinnend ihres Weges dahin, bis sie lauschend einmal den Schritt verhielt. Schwere Tritte klangen, und an einer Biegung des Steiges sah sie einen jungen Jäger erscheinen, dessen Gestalt und Gesicht ihr gar wohl gefielen.

Jetzt stand er vor ihr. „Grüß Gott, Weiberl!“ grüßte er mit freundlichem Blick.

Die alte Baslerin vergaß, den Gruß zu erwidern. Sie blickte dem Jäger nur immer in die Augen, und schließlich fragte sie gedehnten Tones: „Du? Bist 'leicht du derselbig' Jaager vom Trischübl?“

„Ja."

„Der Festei?"

„Ja. Und wer bist denn du?"

„Ich? Ich bin der Nannei ihr' Mutter."

Ein dunkles Rot flog über Festeis Wangen. Er streckte der Alten die Hand entgegen und sagte: „Schau, das freut mich schon recht, g'wiß wahr! Weißt d' Nannei hat mir schon gar oft von dir verzählt, ja, und so viel gleichschauen tust ihr! Wo kommst denn her?"

„Auf B'such bin ich halt g'wesen bei mei'm Deandl."

„Na, die Freud', die d' Nannei g'habt haben muß! Und wo willst denn jetzt hin?"

„Heim will ich, 'nunter nach Barthlmä!"

„Ja mein, Mutterl," sagte Festei erschrocken, „da bist ja weit vom Weg. Der Steig, der führt ja am Fundensee. Da drunten, wo 's Wasserl lauft, da hättst links ausbiegen sollen."

Die alte Baslerin war völlig trostlos.

„No schau, so viel macht's ja net aus," begütigte Festei. „Ein bißl weiter da vorn, da führt ein Jagdsteigl 'nunter am richtigen Weg. Und wann's dir recht is, nachher geh' ich ganz gern so weit mit dir, bis du nimmer fehlen kannst."

„Bist wirklich ein recht guter Mensch!" nickte die Alte mit dankbarem Lächeln dem Jäger zu. „Geh nur voraus, ich komm' dir schon nach."

So schritten sie auf dem schmalen Pfad dahin, und Festei mußte Nanneis Mutter wohl für ein gar neugieriges Weiberleut halten, da sie nimmer müde wurde mit Fragen und Fragen über seine Person, über seinen Dienst und sein Gehalt, über seine Herkunft und über den Stand seines Vermögens. Sie interessierte sich sogar für die Fristen, nach denen Festeis Gehalt eine Aufbesserung erfahren sollte, wie für die Summe, zu welcher die Bezüge des Jägers im besten Falle anwachsen könnten.

„780 Mark im Jahr?“ plauderte sie mit wägendem Kopfnicken vor sich hin. „Ah ja, da kann eins schon davon leben.“

„Und zwei auch, ganz leicht, wenn man 's Hausen ein bißl versteht,“ entgegnete Festei mit hastigem Wort. „Es is doch 'was Sichers. Und nachher die vielen Schußgelder! Und für alle Fäll', d' Pänsion is auch net schlecht.“

Die alte Baslerin machte ein recht bedenkliches Gesicht zu diesen Worten. Als aber Festei von dem Rest seines mütterlichen Vermögens sprach, von den elfhundert Mark, die als erste Hypothek auf einem großen Bauerngute lagen, da hellte sich ihr Antlitz auf, und ein vergnügliches Lächeln lagerte sich auf ihren Lippen.

Elfhundert Mark! Und dazu kamen jetzt die dreihundert Mark von den zwei Adlern — so rechnete die alte Frau im stillen — das war schon etwas!

Als sie die Unterlahner Alm erreichten, von welcher

aus auch ein Blinder den Weg nach Bartholomä gefunden hätte, mahnte die Baslerin den Jäger zur Umkehr!

Mit allen Fingern umspannte sie Festeis rechte Hand und sah ihm mit gutem Blick in die Augen: „No also, jetzt grüß mir halt mein Nannei recht schön von mir," sagte sie. „Und kannst ihr ausrichten, daß' mich recht g'freut hat, daß ich dich hab' kennen lernen. Ja, bist ein braver Mensch! G'fallst mir!" Und mit schmunzelnden Lippen fragte sie: „Gelt? Mein Nannei? Was sagst denn zu mei'm Nannei?"

„Mein, was is da zum sagen!" stammelte Festei, während ein tiefes Rot sein Antlitz überzog.

„G'fallt s' dir? Gelt?"

„Schau, Mutterl, das hab' ich mich selber noch net g'fragt. Aber eins weiß ich: daß ich versterben müßt', wann ich d' Nannei net zum Weib kriegen tät'!"

Der herzinnige Ton dieser Worte trieb der Alten das helle Wasser in die Augen. „Ja, ja, und schau, ich hab' im Grund gar nix dagegen . . . seit ich dich kenn'. Und ich mein' allweil, mein Nannei is dir auch recht gut . . . aber wissen tut sie's halt noch net. Sie wird's aber schon noch merken . . . da hab' ich gar kein' Angst net! Mußt es aber net drängen . . . weißt, sie is halt noch arg jung. Und wann sie's nachher einmal weiß . . . gelt, Festei . . . gelt, nachher . . . nachher . . ." Eine Zähre um die andere kugelte der Alten über die

Backen, während sie mit stockenden Worten zu den Augen des Jägers emporsprach. „Schau, haben tut s' net viel, mein Deandl . . . das bißl Häusl, das is ja kaum 's Reden wert . . . aber weißt, brav is mein Nannei, brav! Und gelt, Festei, da mußt halt schauen, daß ihr das bleibt! Weißt, d' Lieb', die verruckt ei'm halt diemal den Verstand, die macht ein' ganz dumm . . . und deswegen . . . gelt, Festei, sei halt g'scheit . . . weißt, sei halt g'scheit!" Die Baslerin zog ihr Tüchlein aus dem Rocksack, wischte sich die Augen und schnäuzte sich mit großem Geräusch. „Und jetzt b'hüt dich Gott, Festei! B'hüt dich Gott! Und ich dank' dir recht schön für dein' Führung."

„Geh, Mutterl, is ja gern g'schehen. Und 's Danken, das is ja ehnder an mir! Hast mir ja mein Glück g'sagt! Und sorgen brauchst dich fein net . . . weißt, ich hab' ja d' Nannei alles z'gern! Und somit b'hüt dich halt Gott, Mutterl! Komm gut heim!"

„B'hüt dich Gott! B'hüt dich Gott, Festei!"

So schieden die beiden.

Die innerliche Erregung ließ die alte Frau viel schnellere Schritte machen, als es gut war für ihre Füße. Da empfand sie auch bald die Notwendigkeit, eine kleine Weile zu rasten, und sie wählte dazu ein moosbewachsenes Plätzchen im Schatten einer herrlichen Fichte. Hier saß sie nun, mit dem Rücken an den breiten Stamm gelehnt — und sann und rechnete, und rechnete und sann — ein

leichtes Rieseln lief ihr durch die Glieder, am ganzen Leibe fühlte sie eine wohlige Wärme — nach und nach begannen ihr die Gedanken zu stocken — so lauschte sie dem Murmeln und Raunen des Schreinbaches, der zu ihren Füßen floß, und dem Summen der Schnaken, die ihr um die Ohren flogen — und da fielen ihr schließlich die schwergewordenen Lider zu.

Als sie wieder erwachte, erschrack sie vor den dunklen Schatten und dem dämmerigen Himmel.

Nun galt es Eile, wenn sie drunten am See noch eine Schiffgelegenheit erreichen wollte.

In Schweiß gebadet langte sie nach einer Stunde im Bartholomäer Schloßhof an und sah gerade den letzten Nachen von der Lände stoßen. Doch ließen sich die Schiffer durch Rufen und Winken zu nochmaligem Anfahren bewegen.

Als nun die alte Baslerin im dahingleitenden Kahne saß, wischte und wischte sie immerzu mit ihrem Tuch, bald über das Gesicht, bald rings um den Hals.

Kalt und schneidend blies der abendliche Seewind über die hüpfenden Wellen.

Die alte Frau fing an zu frieren — und als der Nachen nach dreiviertelstündiger Fahrt um die Ecke des Falkensteines bog, wo der Wind noch schärfer einherzog, rüttelte ein jäher Schauer ihren Rücken, und sie begann zu husten.



8.

Wohlgemuten Schrittes und still vor sich hinlächelnd war Festei den mäßig steilen Weg zurückgewandert.

Es zog ihn zu Nannei; er meinte die Stunde nicht erwarten zu können, in welcher er wieder vor dem geliebten Mädchen stehen durfte, Hand in Hand und Aug' in Auge, nun mit dem Bewußtsein, daß seinem Glück nur die Zeit noch hindernd im Wege stünde.

Und doch — als er die Sigerethquelle erreichte und sinnend seinen Schritt verhielt, ward seine Sehnsucht

überwogen von dem Gefühl seiner Pflicht, die ihm für heute noch eine Begehung der Grenze vorschrieb.

So begann er über das grobe Geröll des steilanziehenden Grabens emporzusteigen.

Als er sich den Sigerethwänden näherte, war es ihm ein um das anderemal, als vernähme er von den Felsen des gegenüberliegenden Rauhenkopfes den Widerhall einer menschlichen Stimme. Jetzt bog er um eine schroffe, scharfkantige Wandecke und ward eines seltsamen Anblicks gewahr.

Hart an der Felswand zeigte sich über dem Geröll ein kreisförmiger Wall von Steinen aufgeworfen, und aus der Vertiefung, die er umschloß, flogen immer neue Steine hervor, und manchmal tauchte der graue Kopf eines alten Mannes auf und nieder. Aus der Grube klangen abgerissene Worte, untermischt mit dumpfem Stöhnen und lauten Wehrufen.

Hastigen Schrittes näherte sich Festei und erkannte jenen Alten, der bei Nanneis Almfahrt den Karren gezogen hatte — den verrückten Wofei.

„Ja, was is denn? Was treibst denn da?" rief der Jäger.

Mit flüchtigem Blick hob Wofei das Gesicht, welches blutige Flecke zeigte, dann schüttelte er, wie aus Unwillen über diese Störung, die wirren Haare, beugte sich in die Grube und warf mit beiden Händen wieder Stein um Stein empor.

„So viel . . . so viel Steiner," hörte der Jäger ihn stöhnen und murmeln, „so viel . . . hätt's net 'denkt! Aber macht nix! Ich kenn' ja 's Platzl! Ich find' ihn schon, ich schon! Ooooh, ich kenn' ja 's Platzl! Allweil tiefer, allweil . . . drunten muß er ja sein! — Jesus Maria! 's Blut! 's Blut!" So klang es plötzlich mit heiserem Schrei von Woseis Lippen, und schaudernd schleuderte er einen Stein beiseite, den er mit dem Blut seiner eigenen, jammervoll zerschundenen Hände befleckt hatte. Mit dem ganzen Körper warf er sich zu Boden, und wie ein Hund in einem Maulwurfshaufen scharrt, so begann er mit beiden Händen im Geröll zu graben und zu scharren, die Steine bespritzend mit dem Blut, das ihm aus den Fingern quoll — bald leise wimmernd, bald wieder kreischend: „Jetzt kommt er . . . jetzt kommt er! Es is ja 's Blut schon da . . . 's Blut! Gelt, ich hab's ja g'sagt . . . ich find' ihn schon, ich schon! Ich kenn' ja 's Platzl! Es is ja 's Blut schon da! Jetzt . . . na, noch allweil net! . . . Wo bist denn? Bist denn gar so weit drunten? So viel Steiner . . . so viel . . . und so viel Blut!"

Länger konnte Festei den grausen Anblick nicht ertragen. Er beugte sich über den Steinwall, riß den Alten am Arm in die Höhe und rief ihm ins Ohr: „Geh, hör' doch auf! Was machst denn da! Zerreißt dir ja deine ganzen Händ'!"

„Laß mich aus . . . Jesus Maria . . . laß mich aus!“ kreischte Wofei. „Jetzt muß er ja kommen! Laß mich aus!“

Rasch legte Festei Büchse und Bergstock beiseite, nahm auch die zweite Hand zu Hilfe, und so zog er den Alten mit kräftigem Ruck aus der Grube. Wofei zeigte wohl den Willen sich zu wehren, doch fehlte ihm die Kraft — und als er nun, von Festeis Arm gestützt, an der Felswand lehnte, mit starren Augen, mit lautlos sich bewegenden Lippen, mit zerrissenem Gewand und blutüberströmten Knien, bebend am ganzen Leibe, da überkam den Jäger ein tiefes Erbarmen mit diesem Menschen, in dessen schaudervollem Gebahren er nichts anderes zu sehen glaubte, als den aberwitzigen Ausfluß eines gestörten Geistes. Er hob den Hut des Alten von der Erde und drückte ihn über Wofeis Stirne. „Komm, geh weiter, Alter,“ sagte er mit gutherzig mahnenden Worten, „komm, jetzt führ' ich dich . . .“

„Führen willst mich? Führen?“ unterbrach ihn Wofei mit ängstlichem Gestammel. „Führen willst mich? Soso? So einer bist du? Weißt, dich kenn' ich schon! Ich weiß schon, wohin . . . ah na, nur net so g'schwind! Drum sag' ich dir's, laß mich aus . . . laß mich aus!“ Von Wort zu Wort hatte sich Wofeis Stimme zu wildem, drohendem Geschrei gesteigert, und mit dem Aufgebot all seiner Kraft versuchte er den Arm aus Festeis Händen loszuwinden.

„Du dummer Kerl, was hast denn?“ rief der Jäger und faßte den Alten nur noch fester, um ihn vor einem Sturz in die Grube zu bewahren.

„Laß mich aus! Ich sag' dir's im guten!“ heulte der Irre. „Weißt, dich kenn' ich schon! Gelt, einführen willst mich . . . einführen? Aber da bin ich auch noch da! Na, na, lieber stirb ich, als so viel Schand' . . . so viel Schand'! Im guten sag' ich dir's, laß mich aus . . . oder . . .“

Da fühlte Festei an seiner rechten Schulter den brennenden Schmerz eines Bisses, und unter leisem Wehruf ließ er die Arme des Alten fahren, der mit johlendem Gelächter über das rasselnde Geröll dem Tal entgegenstürmte.

Mit der Hand die schmerzende Schulter reibend, blickte der Jäger kopfschüttelnd dem Flüchtigen nach, welcher, den Hut in den Nacken pressend, immer wieder im Lauf unter kreischenden Worten das Antlitz wandte.

„Hast es jetzt g'sehen? Du? Hast es jetzt g'sehen? Ich bin net der . . . der sich fangen laßt! Mit mir is net zum spassen . . . frag' nur den andern! Er liegt ja droben bei dir! Hahaha! Da hat er g'schaut . . . wie's ihn 'nunter g'rissen hat . . ., über d' Wand . . . hahaha! Der schlagt mich nimmer! Na! Der net! So geh . . . so fang' mich doch! Was macht's denn? Kann's ja keiner sagen! D' Steiner sind's ja g'wesen . . . d' Steiner . . .“

Wohl war der Alte den Augen des Jägers schon entschwunden, doch immer noch klangen seine schrillenden Worte vom Tal herauf, und unheimlich widerhallte sein wildes Gelächter zwischen den ragenden Felsen, bis es endlich in tiefer Ferne verstummte.

„Der is verruckt! Der is ganz verruckt! Der arme Kerl!" murmelte Festei vor sich hin; dann griff er nach Bergstock und Büchse und stieg, dem Fuß der Felswand folgend, langsam der Höhe zu.

Das war ein mühsamer Weg, den er gehen mußte, bis er den Hundstodgipfel erreichte — und doch, als er da oben sich niedersetzte auf den aus einem Felsblock gar säuberlich ausgehauenen Landesgrenzstein, fühlte er kaum die Stirne ein wenig warm. Festei war gewohnt, solche Wege zu gehen; er ging sie ja täglich — und der eben zurückgelegte war ihm dazu noch recht kurz geworden unter den steten Gedanken an den alten Wofei.

Hier aber auf dem luftigen Sitze hatte der Jäger andere Dinge zu denken. Lag doch ihm zu Füßen in der Tiefe die Trischüblhütte wie ein winziger dunkler Punkt auf grüner Matte. Er zog das Fernrohr auf und blickte durch dasselbe hinunter ins Almental. Da sah er nun wohl die Hütte scharf ins Glas gezeichnet, unterschied zwischen zerstreuten Felsblöcken die einzelnen Kühe, gewahrte sogar das Dschapei, wie es äsend über eine kleine Weidefläche zog — nur das Einzige, nach dessen Anblick

ihn verlangte, sah er nicht trotz allem Schauen und Spähen. So schob er schließlich in hellem Unmut das Rohr zusammen, erhob sich und wanderte sicheren Fußes über den schmalen, zu beiden Seiten steil abfallenden Grat dahin. Als er den Sattel erreichte, der die Rothleitenschneid mit dem Hundstod verbindet, wandte er sich niederwärts und umkreiste, auf dem brüchigen Felsenhange tiefer und tiefer steigend, die Hundstodgrube in der Richtung des Rothleitengrabens.

Plötzlich verhielt er den Schritt — aus dem Griestal herauf war der Hall und Widerhall eines Schusses an sein Ohr gedrungen.

Das wird der Jagdgehilfe vom Wimbachschloß gewesen sein, der wird wohl einen Rehbock geschossen haben! dachte Festei — und während er so dachte, hörte er zu seinen Häupten in der Wand die Steine rappeln. Er blickte zur Höhe und sah auf einer vorspringenden Platte einen Gemsbock stehen. Flink riß er die Büchse an die Wange, im Auffahren den Hahn des Kugellaufs spannend, und zielte lange. Nun krachte der Schuß, und grollend rollte das Echo über den weiten Felsenkessel, während der im Feuer verendete Gemsbock sich überschlug und über den Felshang niederkollerte bis vor die Füße des Jägers.

Obgleich nun Festei an dem glücklichen Schuß seine rechte Freude hatte, ja wär' es ihm doch lieber gewesen, wenn ihm der Zufall den stattlichen Bock zu anderer Zeit

in den Weg geführt hätte. Da er seine Jagdbeute wegen der heißen Jahreszeit noch heute hinunterliefern mußte in das Wimbachschloß, so sah er sich durch diesen Umstand der Freude beraubt, den Abend in Nanneis Gesellschaft verbringen zu können. Und er hatte sich gerade heute so sehr darnach gesehnt, die Stunden der Dämmerzeit an der Seite des geliebten Mädchens zu verplaudern.

Jetzt war die Sache freilich nicht mehr zu ändern, und so lud er den Bock, nachdem er ihn aufgebrochen, seufzend auf den Rücken.

Den Umweg jedoch über Nanneis Hütte wollte sich Festei nicht gereuen lassen.

Als er den holperigen Pfad über den Rauhenkopf herniederstieg und die Almhütte zu Gesicht bekam, meldete er, wie allabendlich, sein Kommen mit einem hallenden Juhschrei. Doch keine Antwort klang ihm entgegen.

Er beschleunigte seinen Gang und rief, da er noch weite Schritte bis zur Türe hatte, mit heller Stimme

Nanneis Namen. Kein Laut gab ihm Antwort. Nur das Dschapei kam auf ihn zugehüpft und wollte gestreichelt sein.

Die Hütte fand er offen, und als er die Almstube betrat, konnte er sich aus dem Fehlen des Wasserganters die Abwesenheit des Mädchens leicht erklären.

Es war ein weiter Weg bis zur Quelle hinunter, und es konnte eine Stunde, unter Umständen auch länger dauern, bis Nannei zurückkehrte. Da durfte er nicht warten.

Freilich dachte er, daß sich Nannei um ihn sorgen möchte, wenn sie von seiner Heimkehr keine Kunde hätte. Er löste deshalb ein Blatt aus seinem Jagdkalender und schrieb darauf die Worte:

„Lübe Nannei! Ich hab ein Gams geschosen und muß es hinuntertragen ins Wimbachschlos. Bhüt dich also Gott bis morgen. In der Fruh bin ich schohn widder heroben. Mit achtungsvohlem Grusse

dein auffrichtiger Freind

Sylvester Hindammer."

Mit einem gespitzten Hölzchen spießte Festei diese Botschaft an die Hüttentür.

Dann stieg er hinauf zum Jägerhäuschen und befreite seinen Teckel, dessen winselnde Freude über das Wiedersehn mit seinem Herrn kein Ende nehmen wollte.

Als Festei wenige Minuten später auf dem talwärtsführenden Steige dahinschritt, kam das Dschapei wieder auf ihn zugetrippelt und zeigte alle Lust, ihm das Geleit

zu geben, so daß er das anhängliche Tier zuletzt mit scheltenden Worten zurückscheuchen mußte.

Nun ging es rüstig dem Tal entgegen, und je mehr die Strecke sich dehnte, die den Jäger vom Trischübl trennte, desto schwerer ward die Last auf seinem Rücken, desto schwerer ward ihm auch das Herz. Als er die Griesalm erreichte, ließ er sich zur Rast auf einen Baumstock nieder; doch mahnte ihn die sinkende Dämmerung bald wieder zum Aufbruch. Während er dem vielgewundenen, von dichten Büschen begleiteten Pfade folgte, meinte er plötzlich in einiger Entfernung vor sich auf dem Wege rasche Tritte zu vernehmen.

Wer anders konnte da gehen, als der Jagdgehilfe vom Wimbachschloß? Der trug jetzt wohl seinen Rehbock nach Hause — so dachte Festei und rief den Namen seines Kameraden mit halblauter Stimme über den Weg hinaus. Sein Ruf aber wurde nicht erwidert, und als er lauschend stehen blieb, vernahm er auch nicht mehr das mindeste Geräusch.

Da hatte ihn wohl sein Ohr getäuscht — so meinte er jetzt — und was er gehört, war am Ende nur ein Stück Wildpret gewesen, das, von dem Tritt des Jägers aufgescheucht, eine Strecke den Weg entlang gewechselt war. Eine frische Fährte war auf dem Kiesgrund freilich nicht auszunehmen, aber Festei glaubte richtig geraten zu haben, denn windend hob der Teckel die Nase gegen

die dichten, bei der sinkenden Dämmerung für die Blicke schon undurchdringlichen Büsche.

„Komm, Bella, komm! Laß mir das Wildpret in Ruh!" —

Als Festei eine Stunde später den Flur des Wimbachschlosses betrat, kam ihm unter der Tür des Jägerstübchens der im Schloß wohnende Jagdgehilfe entgegen, eine stämmige Gestalt mit rotblondem Vollbart, in hoch erhobener Hand ein brennendes Kerzenlicht.

„Grüß dich Gott! Was bringst denn?"

„Ein' guten Gamsbock!" erwiderte Festei, setzte seine Weidmannslast auf die Dielen und reckte mit einem erleichternden „Ah!" die Schultern. „No, und was hast denn du g'schossen?"

„Ich? G'schossen?"

„No ja, du hast doch g'schossen! So zwischen fünfe und sechse, im oberen Gries . . ."

„Na! Net einmal ein' Schuß g'hört hab' ich! Um die Zeit war ich drunten beim Futterstadl!"

Festei erblaßte, und ein kalter Schauer rann ihm über den Nacken. „Heilige Muttergottes!" klang es stammelnd von seinen Lippen. „Der Schuß . . . und dieselbigen Tritt' . . . das is kein andrer g'wesen als . . . und jetzt weiß er, daß ich . . . heilige Maria! B'hüt dich Gott! Ich muß wieder fort! Fort!" Taumelnd wankte er der Flurtüre zu.

„Aber so sag' nur grad ... he, du, was hast denn!"
Festei hörte nicht mehr; keuchenden Atems stürmte er schon hinaus in die finstere Nacht.

Lange, lange war das Dschapei droben auf dem Steige stehen geblieben und hatte verdutzt dem dahinschreitenden Jäger nachgeblickt. Scheltende Worte aus diesem Munde, das war ihm freilich eine ganz neue, verblüffende Erfahrung.

So trollte es schließlich mit nachdenklichem Hängekopf der Hütte zu, kroch unter die Holzbank und zupfte von den kärglichen Gräsern, die in den Fugen des groben Steinpflasters auf magerem Erd-



reich saßen. Als im Bereich seiner Halslänge das letzte Gräslein verschwunden war, streckte das Dschapei die Füße, drückte den Kopf in die Ecke zwischen Hüttenwand und Boden und schloß die Augen.

Nach einer Weile kam Nannei mit dem Wasserganter auf der linken Schulter der Hütte zugeschritten. „Ja was is denn da?" murmelte das Mädchen, als es den weißen Zettel an der Tür gewahrte.

Die Nachricht, welche Nannei mit langsam sich bewegenden Lippen entzifferte, schien ihr keine willkommene zu sein. Nachdem sie gelesen, betrachtete sie das kleine Blatt ein paarmal von beiden Seiten und schob es unter schwerem Seufzer hinter das Mieder.

Still ging sie an ihre Arbeit — die ihr keine Freude machte; sie kochte ihr Abendmahl — das ihr nicht schmeckte. „Na! So ein Abend im Sommer! Net zum erleben!" grollte sie einmal vor sich hin.

Da war sie nun herzlich froh, als sie schließlich alle Arbeit von den Händen hatte. Ohne Zögern wollte sie sich zur Ruhe legen. Sie lockte das Dschapei in die Stube, schob an der Hüttentür den hölzernen Riegel vor und untersuchte den Verschluß des Fensters. Dabei dachte sie nichts Besonderes; das hatte sie ja bisher allabendlich getan, bevor sie schlafen ging.

Das Dschapei war dem Herde zugetrippelt und hatte sich auf sein gewohntes Lager niedergestreckt. Nannei

kauerte sich eine Weile zu dem Tiere nieder, doch plauderte sie heute nicht zu ihm, wie sie das sonst so gerne tat; sie fuhr ihm nur langsam mit den Fingern immer und immer wieder durch das lockige Vlies.

Endlich erhob sie sich, und seufzend schritt sie der Kammer zu. Hier stand sie eine Weile an den Kreister gelehnt und blickte sinnend in das dämmerige Fensterlicht. Nun löste sie das Brusttuch und legte das Mieder ab. Dabei fiel Festeis Zettelchen zu Boden. Hastig bückte sie sich darnach und schob das gefaltete Blättchen an dem in der Wandecke befestigten Kruzifixe fürsorglich hinter die Füße der hölzernen Christusfigur.

Mit der einen Hand an die Wand gestützt, streifte sie mit der andern die Schuhe und Strümpfe von den Füßen. Dann kniete sie nieder auf die rauhen Dielen, und die Wange an die verschlungenen Hände schmiegend, begann sie zu beten.

Das währte lange — Nannei mußte ja um so vieles und für so viele beten.

Stirne, Mund und Brust bekreuzend, erhob sie sich, stieg auf den Kreister und suchte sich bequem zu legen. Seufzend drückte sie die Augen zu und erwartete den Schlaf.

Der aber wollte nicht kommen.

Nannei war sonst nicht furchtsamer Art — aber heute — heute war so etwas Eigenes in ihr; Angst war es gewiß nicht, nein — so etwas ganz Eigenes!

Eine Stunde mochte ihr schlaflos vergangen sein, da

ließ sie sich vom Lager gleiten, holte das Dschapei in die Kammer herein und verriegelte die Türe. Vor ihrem Kreister breitete sie eine alte Regenkotze über die Dielen und drückte das Tier darauf nieder.

„So, Dschapei, so, und jetzt sei stad und schlaf!“ sagte sie und legte sich wieder zur Ruhe.

Die Nähe eines lebenden Wesens schien ihre Beklemmung zu lösen, denn bald verspürte sie in ihren Gliedern jene sanfte Wärme und jene wohltuende Erschlaffung, die den kommenden Schlaf verkündet.

Da wurde sie durch ein pochendes Geräusch wieder aufgestört. Mit unruhigem Getrippel stand das Dschapei an der Tür und ließ sich auch durch Nanneis Zurufe nicht mehr besänftigen; das Tier hatte sich in seiner Schmerzenszeit an das Lager da draußen gewöhnt. So gab es für Nannei, wenn sie zu Schlaf und Ruhe kommen wollte, keinen anderen Ausweg, als ihrem Dschapei den Willen zu tun. Sie öffnete die Türe und rief dem Liebling, der hurtig über die Schwelle hüpfte, schmollend nach: „Geh weiter, ich mag dich nimmer!“

Als nun das Dschapei seinem gewohnten Lager zuschreiten wollte, stutzte es plötzlich vor dem weißschimmernden Streifen, den das Mondlicht durch eine Klumse der Hüttentür über den Lehmboden warf. Schließlich tappte es aber doch darüber hinweg und streckte sich neben dem Herd auf das Heu.

Jetzt herrschte Stille — und bald auch klangen die tiefen und langen Atemzüge des schlafenden Mädchens durch die angelehnte Kammertür in die Stube heraus.

Wohl hielt sich das Dschapei ruhig; jedoch es schlief nicht; der flimmernde Lichtschein fesselte sein Auge.

Plötzlich hob es lauschend den Kopf.

Vor der Hütte draußen hatten sich leise Tritte vernehmen lassen, und nun folgte ein Geräusch, als würde eine schwere Last vorsichtig zur Erde gesetzt. Jetzt erlosch auf dem Lehmboden der Herdstube jener helle Schimmer, und sacht erknirschte die Tür wie unter einem von außen kommenden Druck. In der Klumse erschien eine blinkende Messerklinge, und Ruck um Ruck verschob sich der hölzerne Riegel.

Langsam fiel die Tür in die Stube, und auf der Schwelle stand, umrahmt vom hellen Mondschein, eine hohe, dunkle Gestalt mit geschwärztem Gesicht.

Kannte das Dschapei die Gespensterfurcht? Wie von grausenvollem Entsetzen gejagt, sprang es von seinem Lager auf, durchrannte die Stube, warf die Holzgeschirre durcheinander, schleuderte die Bank zur Seite und fuhr, das Freie suchend, gegen die Beine des nächtlichen Gastes, der unter zornigem Fluch das laut schmählende Tier mit einem Fußtritt über die Schwelle warf.

Da klang aus der Kammer ein gellender Schrei. Wohl stürzte der Bursche mit langem Satz in die Stube,

doch es flog schon die Kammertür ins Schloß, und klirrend fuhr innen der Riegel vor.

Bebend am ganzen Leib stand Nannei in dem engen, finsteren Gelaß, ohne recht zu wissen, ob das alles wirklich wäre oder nur ein häßlicher Traum.

Jetzt hörte sie die dünnen Bretter ächzen unter wuchtigem Druck und hörte das Eisenwerk des Schlosses klappern und rasseln; die nackten Sohlen gegen den Fuß des Kreisters stemmend, preßte sie die Arme unter Schluchzen und Beten mit der ganzen Kraft ihres jungen Körpers gegen die wankenden Bretter. Aber was half ihr Beten? Was half ihre Kraft? Knirschend bog sich der Riegel, klirrend sprang er entzwei, in die Spalte der weichenden Türe schob sich ein Fuß, ein Knie, ein tastender Arm . . .

Da klang an das Ohr des verzweifelnden Mädchens das laute Gebell eines Hundes — und „Festei! Festei!“ flog es mit herzzerreißendem Schrei von Nanneis Lippen. An der Türe wich die einwärtsdrückende Kraft, polternd fielen die Bretter zurück in ihre Fugen, und unter dem jähen Ruck in die Knie brechend, schlug Nannei mit voller Stirne gegen das dröhnende Holz.

Noch war sie nicht wieder auf den Füßen, da hallte draußen ein röchelnder Schmerzensruf. Aufkreischend flog Nannei hinaus in die Stube, und während das heulende Gebell des Hundes von der Hütte sich entfernte, sah das Mädchen vor der Schwelle im Mondlicht den Jäger

stehen. In hocherhobenen Händen hielt er die Büchse, welche krachend ihren Feuerstrahl gradauf in die Luft entlud; nun sank ihm das Haupt in den Nacken, es sanken ihm die Arme, die Büchse fiel klappernd auf die Steine, und unter stöhnendem Seufzer brach er zusammen.

Einen Augenblick lähmten Jammer und Entsetzen Nanneis Glieder, dann klang es mit gellendem Wehschrei in die Lüfte: „Festei! Mein Festei! Mein armer Festei!" — und noch war das schwebende Echo dieser Laute zwischen den mondbeglänzten Felsen nicht verhallt, da lag sie vor dem Hingestreckten schon auf beiden Knien, hob mit zitternden Händen sein Haupt von den Steinen, und unter Schluchzen und Stammeln überströmte sie das bleiche, blutbegossene Antlitz mit Tränen und Küssen.

Nun kam auch der Hund zurück und umkreiste winselnd die jammervolle Gruppe.

Unter klagenden Worten des Schmerzes und der Liebe, unter schluchzenden Hilferufen hielt Nannei das Haupt des Geliebten an ihren Busen gepreßt, nicht achtend, daß sein warmes, rinnendes Blut ihr dünnes Linnen netzte und durchdrang.

„Festei! Festei!" glitt es plötzlich in zitternder Freude von ihren Lippen.

Sie sah seine Augen offen, sah an seinem Blick, daß er sie erkannte, und sah ein glückliches Lächeln seinen blassen Mund umspielen.



9.

Dicke Wolken umhüllten alle Bergspitzen, und vor kaltem Winde flatterten unfreundliche Nebel quer über das Griestal. Dicke Wassertropfen hingen an allen Büschen, aus denen sich leichte weiße Dünste emporkräuselten.

Da war nun auf dem Wege, welcher in steilem Zickzack zum Trischübl emporführt, ein schlechtes, gefährliches Gehen.

Dem Wimbacher Jagdgehilfen machte das keine Sorgen, wohl aber der bunt aufgeputzten Weibsperson, die an seiner Seite ging und ein um das anderemal mit ängstlichem Kreischen, das dem Blöcken eines alten Schafes glich, den Arm des Jägers haschte. Man hätte auch

ihre Züge und den Ausdruck ihres Blickes in den Bereich dieses Vergleiches ziehen können.

Nun tat sie gerade einen langen, tiefen, wie ein gedehntes Ijaaa lautenden Atemzug, aus dessen Art man schließen konnte, daß sie damit eine lange Rede beendet hatte.

Mit bedauerlicher Miene nickte der Jäger vor sich hin: „Mein Gott, mein Gott, jetzt kommt so 'was auch noch über das arme Deandl! Als ob's net an der letzten G'schicht' schon g'nug g'habt hätt'?"

„Ijaaa! Und da war halt jetzt der Almbauer bei mir und hat mir die G'schicht auseinanderg'setzt. Das hab' ich aber gleich g'sagt, daß ich am Trischübl net bleib'. Ijaaa! Morgen in aller Fruh schon treib' ich 'nunter auf d' Griesalm. An der Zeit wär's lang dazu, is ja heut schon der zwanzigste September."

Der Jäger schien diese letzten Worte überhört zu haben; er hob den Kopf und legte seine Hand auf den Arm des Weibes. „Gelt, Wabei, sag's ihr fein net grad so 'raus, weißt, sie könnt' alles z'viel erschrecken."

„Ijaaa! Ich will's ihr schon recht schön verblümeln!" beteuerte Wabei. „So schön, ijaaa, sie soll schier gar nix merken."

„No, das is nachher grad recht, daß wenigstens ich ihr ein bißl ein' bessere Botschaft bringen kann. Weißt, mit'm Festei macht sich die Sach' wieder, ja, es macht sich schon!"

„Gelt, das is der Jaager, der droben g'stochen 'worden is."

„Ja."

„Wohin hat er ihn denn g'stochen?"

„Von oben her muß ihn der Lump an' linken Schlaf hing'stochen haben. Da hat's ihm den Knochen ang'splittert, hat ihm 'runterwärts den ganzen Backen g'schlitzt und d' Schulter hat's ihm auch noch ein bißl erwischt."

„Jjaaa, mein, das is ja gar nix! Da hab' ich schon viel schönere Stich' g'sehen!" versicherte Wabei.

„Weißt, so 'was wär auch leicht in vierzehn Tag' wieder verheilt g'wesen, wenn man's gleich richtig hätt' verbinden können. Aber die ganze Nacht da droben und der weite Weg bis zu mir ins Schloß 'runter! Und was hat das arme Deandl allein machen können? Ein bißl ein Pflaster halt und ein' kalten Umschlag. No, und jetzt hat er halt so 'was 'kriegt . . . Knochenverentzündung, sagt der Dokter . . . und drei, vier Wochen kann's allweil noch dauern. Aber Gott sei Dank, er is schon aus der G'fahr."

„Jjaaa! Aber was is denn?" fragte Wabei. „Hat man den Kerl noch net erwischt?"

„Na, gar nix is 'raus 'kommen!" brummte der Jäger. „Von dem fremden G'wehr und von dem Rucksack mit dem Hirschkalb, das der Lump neben der Hüttentür hat liegen lassen, da hat mein kein' Eigentümer net

g'funden. Und 'kennt, so daß er drauf schwören möcht', hat ihn der Festei net, weil dem Lumpen sein G'sicht ganz schwarz verstrichen war. Und ein bißl g'schwind is die G'schicht halt auch 'gangen! Das heißt, ein' Verdacht hat er schon g'habt, der Festei, ja, auf ein' von Dings da drüben, von Saalfelden . . . Suttner Korbini heißt er. Wie aber d'Schandari bei dem nachg'fragt haben, hat er zwei Senner als Zeugen bracht', daß er in derselbigen Nacht am Steinernen Meer in einer von sei'm Vatern seine Almhütten g'wesen is. Natürlich, solchene Kerl', die schwören um zwei Maß Bier! Aber was kannst machen!"

„Jjaaa, da kannst gar nix machen!" wiederholte Wabei mit nachdenklich gesenktem Kopf.

Sie hatten die Höhe erreicht und schritten der Hütte zu, unter deren Türe Nannei stand, als hätte sie die beiden erwartet.

Und wirklich, den Jäger hatte sie erwartet, seit Stunden schon und mit Schmerzen. Er brachte ja Nachricht von Festei.

Stillen, harrenden Blickes schritt sie dem Kommenden langsam entgegen.

„Gut geht's Deandl, gut!" rief ihr der Jäger von weitem schon entgegen. „Er laßt dich recht schön grüßen, ja, ein' ganzen Winkel voll Botschaften hat er mir auf'tragen, aber weißt, das is net so g'schwind g'sagt. Jetzt

muß ich z'erst 'nauf ins Jaagerhäusl. Ich sieh dich nachher schon noch, eh' daß gehst."

Er nickte einen Gruß und folgte dem Steig. Verwundert sah ihm das Mädchen nach; sie begriff seine letzten Worte nicht. Gehen? Wer ging?

„Jetzt weiß ich net," sagte Wabei, nachdem sie eine Weile kopfschüttelnd Nanneis Gesicht betrachtet hatte, „jetzt weiß ich net, bist du's oder bist du's net? D' Nannei?"

„Ja, ich bin's schon."

„Schau, wann mir grad so am Weg begegnet wärst, g'wiß wahr, ich hätt' dich nimmer 'kennt. Hast allweil so ein frisch' G'sichtl g'habt, und jetzt bist so blaß und schmal in die Züg' . . . und so ein' traurigs G'schau machst daher . . . ijaaa."

„Wär' auch kein Wunder!" seufzte Nannei und blickte mit feuchten Augen ins Tal hinunter. „Und du? Gelt, du bist d' Nadler-Wabei von Unterstein? Was willst denn bei mir heroben?"

„No, jetzt weißt . . . ijaaa . . . da setzen wir uns z'erst schon ein bißl nieder! Geh, komm!" Sie schritt der Holzbank zu und machte sich's bequem.

Nannei lehnte sich an den Türpfosten.

„Weißt, gestern is dein Almbauer zu mir 'kommen," erzählte Wabei, „und da hab' ich ihm zug'sagt, daß ich an deiner Statt daheroben aushelfen will, solang halt

d'Almzeit noch dauert. Kannst nachher gleich gehn, wann du magst, und . . ."

„Ja warum denn?" fragte Nannei verwundert. „Is 'leicht der Almbauer nimmer z'frieden mit mir? Und ich mein' doch . . ."

„Ah nah! Davon is gar kein' Red' net. Aber weißt, dein' Mutter hat gestern zu ihm g'schickt . . . es geht halt jetzt nimmer allein mit ihr, weil s' gar kein' Menschen net hat . . . ijaaa . . . weißt, sie hat's allweil g'schoben, weil s' dengerst noch g'meint hat, die Sach' könnt' sich von selber wieder machen . . . ijaaa . . . und ängstigen hat s' dich halt auch net mögen, weißt . . ."



„Aber Wabei, ich bitt' dich nur grad," stammelte Nannei in Schreck und Sorge, „so sag' doch, was is denn? Es wird doch um Gottes willen mein Mutterl net verkrankt sein?"

„Verkrankt? Ah na! Weißt ein' bißl verkühlt hat

sie sich halt, selbigsmal, wie s' bei dir heroben war ... drunten am See, beim Heimfahren ... ijaaa ... und da liegt s' halt jetzt. Aber da brauchst jetzt gar net erschrecken. Weißt, die Sach' is ja net so g'fahrlich. D' Leut' sagen freilich, daß ... und der Dokter weiß auch nix Besseres ... aber schau, mußt halt denken, daß jeder Mensch einmal sterben muß ... du, und ich, und ein jeds von uns ... einmal ... ijaaa!"

Eine Weile noch sah Nannei mit starren Augen auf den Mund der Sprechenden, als könnte sie den Sinn dieser Worte nicht fassen; dann brach es aus ihr heraus, nicht wie Weinen und Schluchzen — wie das stockende Röcheln eines Erstickenden.

„Geh, Deandl, aber geh, so tu doch jetzt net gar so verzagt!" tröstete Wabei, während sie mit beiden Händen Nannei vor sich her in die Hütte schob. „Schau, mußt dich dengerst ein bißl fassen. So 'was kommt über ein' jeden! Da schau mich an, mir sind zwei Mütter g'storben, die richtig' und die Stiefmutter, und ich hab's doch verwunden. Drum sei g'scheid! Geh, rühr dich ein bißl! Pack deine Sachen z'samm'. Gegen Abend kommt einer 'rauf, der mein Zeugl bringt, und der kann nachher morgen 's deinige mit 'nunter tragen. Jetzt is drei vorbei ... bis um viere kannst am Weg sein, da bist nachher bis siebene drunt' in Barthlmä und um neune bist daheim, ganz leicht, ijaaa!"

Nannei hatte keine Tränen mehr; ihre Augen waren heiß und trocken. Lautlos ging sie in Kammer und Stube umher, um in den Korb zu legen, was ihr Eigen war.

Wabei kramte inzwischen alle Neuigkeiten des ganzen Berchtesgadenertales aus, wobei sie allen verfänglicheren Nachrichten den klugen Nachsatz gab: „so sagen d' Leut'", oder „so heißt's, aber ich glaub's net!"

Nannei achtete dieses Geschwätzes nicht; nur einmal horchte sie auf — als Wabei vom alten Wofei erzählte:

„Ijaaa, du, was der für G'schichten macht! Den haben vor drei Wochen d' Schafhüter vom Fundensee am Kleinen Hirsch droben g'funden. Sein ganz G'wand hat er abg'rissen g'habt, und grad verschunden war er und umundum blutig und halb derhungert! No, da is er halt nachher nunterg'schafft worden, ijaaa, und jetzt is er ganz verruckt und überg'schnappt. Was sich der für Sachen einbild', grad grausen möcht's ei'm dran! Und die ganzen Nächt' schreit er, als ob er am Spieß stecken tät'. Ijaaa, morgen, da wird er forttransportiert, weißt, ins Narrenhaus!"

Nannei war wegbereit. Sie ging dem Rauhenkopfe zu und suchte ihr Dschapei, das sie mit hinunternehmen wollte.

Als sie in Begleitung des Lammes wieder in die Hütte zurückkehrte, fand sie den Jäger in der Stube. Der berichtete nun, was Festei ihm aufgetragen: Grüße,

Grüße und wieder Grüße, vermischt mit Bedenken und Sorgen um Nanneis Wohl.

„Gelt, wann wieder zu ihm kommst,“ sagte das Mädchen, kaum eines Wortes mächtig, „so richt' ihm halt aus, daß ich schon zu unserm Herrgott beten will, damit er bald g'sunden tut . . . und gelt, sagst es ihm . . . von mei'm Mutterl! Gelt?“

Als sie nun die Hütte verließ, kamen ihr doch wieder die Tränen in die Augen. Zwischen niederen Büschen sah sie die Scheckin stehen, die ihr mit gestrecktem Kopf entgegenbrüllte. Sie trat auf das Tier zu und schlang ihre Arme um seinen Hals: „O mein, Scheckin, du gute du . . . gelt, b'hüt dich Gott . . . und sag's auch zu die andern . . . b'hüt dich Gott! — — Komm, Dschapei, komm, jetzt müssen wir uns tummeln . . . weißt, 's Mutterl, mein arms Mutterl — — o du mein lieber Herrgott, lieber Herrgott, lieber Herrgott, schau doch, schau . . .“

Sie fing zu laufen an und lief, bis ihr der Atem ausging. Da mußte sie eine Weile stehen bleiben — es war auch das Dschapei um eine gute Strecke zurückgeblieben. Dann wieder folgte sie, bald laufend, bald erhitzt und müde dahinschreitend, dem talwärts führenden Steig. Manchmal wandte sie das Gesicht und blickte der Almhöhe zu, und da schoß ihr alles in den Kopf, was sie dort oben erlebt hatte, all das Liebe, all das Entsetzliche! Und nun kam d a s über sie, das!

„Liebs Herrgottle, was hab' ich dir denn 'tan, daß du — —"

Nun fing sie laut zu weinen an — und lief wieder und lief immer zu.

Als sie die Unterlahneralm erreichte, vermißte sie plötzlich ihr Dschapei.

Sie rief und rief — doch erfolglos.

Eine Strecke rannte sie zurück und rief und weinte — und weinte und rief — doch erfolglos.

Die quälende Sorge um die kranke Mutter verbot ihr ein weiteres Bleiben und Suchen — — Nannei hoffte, daß ihr Dschapei wohl den Weg nach der Alm wieder finden würde, und da war es ja gut aufgehoben.

Nun eilte sie mit gedoppelter Hast dem Tal entgegen. Und dennoch langte sie drunten am See viel später an, als sie gehofft hatte. Da war vor Stunden schon der letzte Nachen abgefahren. Doch stellte ihr der Förster, da sie ihm unter Tränen von der traurigen Ursach ihrer Heimkehr sprach, einen seiner eigenen Kähne zur Verfügung und gab ihr auch seinen Fischer mit.

Die beiden ruderten selbander, daß die Wellen laut und plätschernd am Kiel emporrauschten.

Als Nannei vor dem Schiffermeisterhaus zu Königssee ans Ufer sprang, war das Gelände schon in tiefe Dämmerung gehüllt.

Fliegenden Fußes eilte sie die Straße dahin.

Da plötzlich bannte ein jäher Schreck für Sekunden ihre Schritte: im tieferen Lande sah sie eine lohende Flamme emporschlagen in die Luft und sah den nebligen Himmel zu trüber Röte sich färben.

Im ersten Entsetzen täuschte sie sich in der Richtung des Brandes, und sie meinte schon — — aber nein! Das Feuer war zu nahe, und das Baslerhäuschen lag auch weiter zur Linken.

Sie lief und lief. Als sie die ersten Häuser von Unterstein erreichte, sah sie die Leute rennen. Die einen, die aus ihren Türen stürzten, riefen: „Wo brennt's denn? Wo brennt's?“ — und andere, die des Weges einherkamen, schrien die Antwort: „Beim Wofei! Beim verruckten Wofei!“

Da war die Brandstätte.

Mit Mühe konnte sich Nannei einen Weg durch die dichtgedrängten Menschen bahnen, welche lärmend und jammernd die Hütte umringten.

Das war ein einziger Gluthaufen, und aus seinem Innern hallte wildes Geheul und schauerliches Gelächter.

Prasselnd neigten sich die glühenden Balken des ausgebrannten Daches, krachend stürzten sie zu einem wüsten, lohenden, qualmenden Haufen ineinander, und ein hundertstimmiger Schrei des Entsetzens tönte in die Lüfte.

Von Grausen gepackt, floh Nannei diese Stätte des Unglücks und rannte die Straße entlang. Da war der

schmale Fußpfad, der heimwärts führte über die taunassen Wiesen, dort hob sich schon der dunkle First des elterlichen Hauses empor über einen heckenbesetzten Hügel, und nun stand sie vor der niederen Türe.

Das Schloß widerstand ihrem Druck — Nannei pochte — sie hörte schlurfende Tritte sich nähern, und als die Türe geöffnet wurde, stand eine alte Frau vor ihr, eine der Nachbarinnen.

Die Stube, welche sie wankenden Schrittes betrat, war finster, doch dämmerte ein matter Lichtschein aus der offenen Kammertüre.

„Mutterl?"

„Nannei!" klang eine dünne zitternde Stimme zur Antwort.

Aufschluchzend eilte das Mädchen in die Kammer, brach vor dem Bette stöhnend in die Knie und schlug die beiden Arme um den Hals der Mutter, auf deren eingefallenen Wangen schon das bleiche Zeichen des nahen Todes stand. — — —

Eine Almrosenstaude war es gewesen, deren lichtes Grün das Dschapei von der Seite seiner Herrin gelockt und in dem öden Bergtal festgehalten hatte.

Freilich machte das getäuschte Tier die unliebsame Erfahrung, daß nicht alles zum Äsen taugt, was grün ist. Doch fand es sich rasch getröstet, als es mehr in der Höhe zwischen den Steinen einen mit dichtem Gras bewachsenen Rasen erblickte. Da war dann in der Nähe ein zweites lockendes Plätzchen, ein drittes, und als das Dschapei am Ende das Äsen und all das Umherziehen satt bekam und zurückhüpfte auf den Weg, sah es nur Felsen und Bäume in der stillen, unbelebten Runde.

Eine Weile sprang es mit hurtigen Füßen in talwärtsführender Richtung auf dem Steige dahin, blieb lauschend wieder stehen, wandte sich und rannte eine Strecke über den Pfad zurück.

Ja, wenn es nur jetzt sein Glöcklein gehabt hätte! Das aber hing noch immer an dem Latschenbusche jener Schluchtwand, deren Höhe bei dem Dschapei wohl in böser Erinnerung stehen mochte.

Mit ängstlichem Schmählen irrte das verlassene Tier zwischen den Steinen umher, bis die Nacht über die Berge sank. Lange suchte es nach einer trockenen Lagerstelle, und da eine solche nicht zu finden war, ließ es sich schließlich auf dem Platze nieder, auf dem es gerade stand.

Die Nacht war rauh und kalt — und als sich das Dschapei beim ersten Tageslicht erhob, fiel ihm das Gehen schwer, so steif waren ihm die Glieder geworden.

Wieder verging ein Tag — und wieder eine Nacht.

Am dritten Abend gelangte das Tier mit Äsen und Suchen auf die Höhe des Rauhenkopfes und sah zu seinen Füßen die wohlbekannte Hütte liegen. In freudigen Sprüngen hüpfte es hinunter von Stein zu Stein; doch als es den Almenplatz erreichte, starrte es mit verwunderten Augen die geschlossene Türe an und blinzelte empor zu dem steinbelegten Dach, aus dessen Lucken nicht, wie sonst allabendlich, der blaue Rauch sich in die Lüfte kräuselte. Da klang keine menschliche Stimme mehr, und keine Almenglocke war zu hören. Nur die Holzbank stand noch da, und unter ihrem Sitz verbrachte das Tier die kommende Nacht.

Am nächsten Morgen, während es müde den weiten Weideplatz durchzog und von den mageren, schon gelblich sich färbenden Grasresten zupfte, vernahm es plötzlich das Läuten der Glocken — fernher aus dem Griestal.

Es folgte dem Ton und fand auch wirklich den Pfad, der ins Tal hinunter führt. Doch als es an die Stelle kam, an welcher linker Hand die Felsen schroff zur Tiefe sich senken und rechts die Wände steil und glatt zur Höhe steigen, sah es den schmalen Weg versperrt durch ein festgeschlossenes Gatter.

Hier stand es den ganzen Tag und fuhr mit der Schnauze schmählend über die Stäbe. Bei Einbruch der

Nacht aber wanderte es zurück nach der Hütte und streckte sich wieder unter die Holzbank.

So verging nun dem Tiere Tag um Tag.

Da es auf der Weide rings um die Hütte gar wenig mehr für seinen Hunger fand, nahm es seinen Aufenthalt zumeist auf dem Rauhenkopf, wo es zwischen den zerklüfteten, von dichtem Latschengestrüpp überwucherten Felsen in den immer kälter und kälter werdenden Nächten manch einen geschützten, windstillen Schlupf zu finden wußte.

Als das Dschapei hier eines Morgens erwachte und herauskroch aus seinem engen, dunklen Versteck, sah es mit gar verdutzten Augen um sich her. Da war alles weiß in der Runde — wohin seine Blicke reichten, alles weiß — und weiße, luftige Flocken flatterten noch immer in drängender Menge hernieder durch die stürmische Luft.

Neugierig neigte das Dschapei den Kopf und stieß die Schnauze in den Schnee; doch hastig fuhr es wieder zurück und schüttelte das kalte, nasse Ding von der Nase. Und als es nun hinaustrat auf den weißen Teppich und mit jedem Schritt bis an den Leib versank, als die fallenden Flocken ihm in die Augen stäubten und sein Vlies umwirbelten, fing es an, die Sache gar lustig zu finden, sprang in munteren Sätzen umher, wälzte sich mit schlagenden Füßen im Schnee und trieb alle Possen, die solch ein Dschapei nur immer zu treiben weiß.

Bald jedoch verging ihm all die Freude. Da ward es zuerst müde und fühlte sich gar unbehaglich naß am ganzen Leib; dann verspürte es einen tüchtigen Hunger und fand doch, um ihn zu stillen, weder Gras noch Kraut, nur Schnee. Am Ende fing es wohl zu scharren und zu kratzen an und kam auch auf den Grund; aber das Ergebnis seiner Mühe war ein recht geringes.

Gegen Mittag wurden die fallenden Flocken kleiner und seltener, bis sie schließlich ganz verschwanden. Da blickte nun die Sonne zeitweilig durch die zerklüfteten Wolken hernieder, und ihre Strahlen machten den Schnee so weich, geschmeidig und glitschig, daß er sich in dicken Klumpen an die Füße des watenden Tieres hängte oder an schiefen Stellen unter ihm hinwegrutschte, im Fall das Dschapei eine Strecke mit sich führend.

Als sich die Sonne schon hinüberzuneigen begann über den Grat der Palfenhörner, kam das müde Tier bei seiner Suche nach Äsung in die Gegend der Hundstodgrube.

Da sah es in der Tiefe des Kessels einen Menschen wandeln, der über den Schnee hinwegschritt, als wäre sein Körper ohne Schwere. Quer in den Händen hielt er den Bergstock, über die Schulter hing ihm die Büchse, und unter jedem Fuße trug er einen dünnen mit Schnüren übernetzten Holzreif.

Mit starren Augen sah das Tier diesen Menschen

näher und näher kommen — und das Zittern, welches ihm die mageren Glieder rüttelte, war nicht ein Zittern im Froste, es war das deutliche Zeichen von Angst und Entsetzen vor diesem Menschen, den es ja kannte, den es dreimal schon gesehen: einmal am sonnigen Morgen drunten im Wimbachtal, einmal zur Mittagsstunde am Rande jener Schlucht, in deren Tiefe das Tier um dieses Einen willen qualvolle Stunden hatte durchleben müssen, und ein drittesmal zu nächtlicher Zeit in seiner Herrin Hütte.

Über dem bebenden Tiere lag's wie ein Bann, der seinen Gliedern jede Bewegung wehrte, und erst, als jener Mensch in einer Mulde verschwand, sprang es auf mit jähem Satz und arbeitete sich mit dem Aufgebot seiner ganzen müden Kraft durch all den tiefen Schnee.

So kam es auf seiner Flucht in den Sigerethgraben. Hier hielt es lauschend inne. Nichts war zu hören, nur das dumpfe Klatschen der Schneeklumpen, die ab und zu von den dickbeschneiten Felsen über die Wand herniederfielen. Das Dschapei glaubte sich geborgen. Doch trieb es der fallende Schnee bald wieder aus dem Graben; es kletterte, unter immerwährendem Rutschen und Stürzen, den der Sigerethwand gegenüberliegenden Hang des Rauhenkopfes empor. Hier zwang die Müdigkeit das arme Tier zur Rast.

Noch lag es nicht lange, da sah es den Gefürchteten



Das Dschapei glaubte sich geborgen . . .

am Eingang der Schlucht erscheinen und sah ihn herniedersteigen, immer dem Fuße der Felswand folgend.

Zitternd sprang es auf die Füße und begann von neuem zu flüchten. Da raschelte unter ihm ein Stein, und dieses Geräusch machte jenen Menschen dort unten aufblicken zur Höhe.

„Schau, du bist noch da? No, meintwegen, Schaffleisch is mir noch allweil lieber als ein alter Gamsbock!“ Mit diesen Worten hob er lachend die Büchse.

Es krachte der Schuß, und der von der Kugel getroffene Steinblock sprühte dem verschonten Tier seine Splitter in das Vlies.

Das Echo rollte, und als wäre die Natur in Zorn geraten über diese Störung ihres Friedens, so begann in der Höhe der stummen Felsen ein seltsam unheimliches Leben sich zu rühren.

Wohl suchte der Störenfried in verzweifelten Sätzen dem Graben zu entrinnen — schon aber prasselte, sauste, knatterte, dröhnte und donnerte die Vernichtung hernieder über die Wände: Schnee, Staub, Rasen, Steine und wieder Schnee und Schnee.

Jetzt noch ein leises Grollen und Summen in den Lüften, dann tiefe, regungslose Stille.

Wo war nun der Gefürchtete?

Die Augen des entsetzten Tieres fanden ihn nicht wieder. Lange, lange stand es und spähte hinab in den

mit trübem Wust erfüllten Graben. Da rührte sich kein Steinchen mehr, und schwer wie Blei lag der gehäufte Schnee.

Langsamen und unsicheren Ganges mühte das Dschapei sich vollends empor zur Höhe.

Die Nacht kam heute früher, als sie sonst zu kommen pflegte, denn finstere, dicht geballte Wolken zogen von Westen über die Berge einher und verschlossen den abendlichen Himmel.

Wieder begannen die Flocken zu fallen, dichter und immer dichter, und ein schneidender Wind umfuhr mit gellenden Lauten die Felsen und Schroffen.

Die Nacht war da, *solch* eine Nacht, und noch hatte das verlassene Tier kein Lager gefunden. Es tappte nur immer zu, ohne zu sehen, wohin seine Schritte führten. Hier brach es mit den Füßen in eine Steinschrunde, dort stürzte es über einen niederen Hang, und wo es stehen blieb zu kurzer Rast, blies ihm der Wind den starrenden Frost in alle Glieder.

Müder und müder wurde sein Gang, schlaffer und schlaffer seine Kraft, so daß es kaum mehr imstande war, den Kopf erhoben zu tragen.

Ein Zufall führte seinen Weg zur Almenhütte. Hier meinte es eine Ruhestatt zu finden, doch eben hier war seines Bleibens weniger als sonst an einer Stelle; johlend umkreiste der Sturmwind die nachtschwarzen Holzwände, den Schnee aufpeitschend zu wirbelnden Wolken.

Wieder schlich das Tier von dannen, und dieses Vorwärtskommen war kein Gehen mehr, es war ein Fallen und Fallen, und dabei blieb es auch manchmal eine Weile liegen und ließ sich vom Schnee verwehen.

Als es einmal langsam unter sich den Boden weichen fühlte, tat es kaum eine Bewegung, um sich zu halten. Gehüllt in eine stäubende Masse stürzte das Tier mit kollerndem Fall ins tiefe Tal hinunter — und da lag es in der Tiefe, gepreßt und gequetscht, und bei jedem Atemzuge fuhr ihm der scharfe Schnee in die Nasenlöcher.

So verblieb es eine lange, lange Weile; dann fing es an, den Hals zu rühren und mit den Füßen zu stoßen. Leichter und leichter ward die weiße Decke über ihm, endlich teilte sie sich, und das Dschapei sah empor an einer schiefen Felswand, sah über sich den morgendämmerigen Himmel und sah vor seinen Füßen flach und weitgestreckt das überschneite Griestal.

Mit dem spärlichen Rest seiner Kräfte suchte das Tier den halb erstarrten Leib aus der kalten, drückenden Umhüllung loszuwinden — vergebens.

Als ihm die Kraft versiegte, als seine Glieder, zerschunden und erstarrt, keiner Bewegung mehr fähig waren, ließ das Dschapei den Kopf zur Seite sinken, so daß es kaum noch mit dem einen Auge hinwegschauen konnte über den Schnee und über das von schütteren Büschen bewachsene Tal.

Lichter und lichter hob sich der Morgen, und auf dem schneeverhüllten Grunde erwachte ein Glitzern und Funkeln, das dem Dschapei fast die Augen erblinden machte.

Und dennoch gewahrte es in den Büschen jenes sachte Regen und Leben, welches langsam näher und näher kam und sich herauswand aus den überschneiten Zweigen auf den freien Grund: ein rötliches Tier, schlankleibig und mit spitzem Kopf, halb wie ein Hund und halb wie eine Katze, mit dichtbehaartem Schweif die Spuren seiner Tritte hinter sich verwischend.

Nun hob der Schleicher witternd seine Nase, es zog ihn näher und näher, nun stand er vor dem wehrlosen Lamm, mit geiferig klaffenden Zähnen, mit funkelnden Augen, und duckte sich zum Sprung. Da schob sich zwischen den Büschen lautlos die Gestalt des Wimbachjägers hervor, der seine Büchse hob.

Wohl sah das Dschapei den Schuß noch blitzen, doch es hörte nicht mehr den Hall und Widerhall — mit gebrochenen Augen lag sein blutender Kopf auf dem Schnee, während das Raubtier, dem der Schuß gegolten hatte, mit langen Sätzen zwischen den schützenden Felsen verschwand.





10.

„Allezeit ist sie eine in der Furcht Gottes lebende Frau gewesen! Denn wie auch wäre es sonst zu erklären, daß sie alle die harten Prüfungen, mit welchen die liebevolle Hand des Allerhöchsten sie bedachte, so geduldigen und standhaften Herzens hätte ertragen können? Wie, meine christlichen Zuhörer? Saget mir das! Und was sie auf Erden als Mutter gewesen ist, das könnet ihr hier an ihrem Kinde sehen, das seine bitteren Tränen hinunterweint in der geliebten Mutter offenes Grab. Mein armes trauerndes Kind! Zu deinem Troste will ich dir die Worte sagen, welche der Herr in seiner Güte und Weisheit verkündiget hat: ‚Es gibt Eines, und das ist schlimmer als der Tod!‘“

So und so weiter sprach im Untersteiner Friedhof der hochwürdige Herr Kooperator vor dem Grabe der alten Baslerin, und dabei fuhr er bald mit dem rechten Arm, bald mit dem linken, bald auch mit beiden Händen zierlichen Schwunges durch die neblige Schneeluft.

Was er sagte — die Nachbarn und Nachbarinnen der Verblichenen, die das Grab mit Frösteln umstanden, glaubten ihm alles aufs Wort, und sie hätten es ihm noch lieber geglaubt, wenn er's ein wenig kürzer gemacht hätte.

Eine einzige aber war da, die hörte ihn gar nicht. Die hielt ihre hängenden Hände verschlungen und blickte mit nassen, rotverschwollenen Augen nur immer hinunter auf den schwarzen Fichtensarg mit dem langgestreckten gelben Kreuz. Und als die schneedurchfrorene Erde zu fallen und sich im Grabe zu häufen begann, fühlte sie jedes Poltern und jeden Schaufelwurf wie einen Stich und Riß im Herzen.

So konnte sie auch nicht gewahren, daß den Friedhof noch ein verspäteter Trauergast betrat.

Die Leute, die ihn kommen sahen, betrachteten sein dickverbundenes Gesicht und dachten bei sich, daß heute kein Wetter wäre für einen, den das Zahnweh plagt. Weiteres zu denken, dazu hatten sie keine Zeit mehr, denn eben sagte der Herr Kooperator sein seufzendes Amen, bekreuzte sich und verließ, mit hurtigen Fingern die blaue Nase reibend, langen Schrittes die Begräbnisstätte.

Nun traten die Leute zu dem Mädchen und brachten ihre Tröstungen vor, dieselben mit längerem oder kürzerem Händedruck begleitend. Sie schienen alle recht betrübt; in dem Augenblick jedoch, in welchem jeder einzelne von der weinenden Waise sich abwandte, verflog diese Miene der Trauer, und die Gesichter wurden um so freundlicher, je näher sie dem Kirchhoftore kamen.

Jetzt war der letzte gegangen — doch nein, seitlich hinter einem dicken Holzkreuz stand noch jener verspätete Trauergast mit dem verbundenen Backen.

Zu Häupten des Grabes ließ sich die Trauernde auf beide Knie nieder und faltete leise weinend die Hände. Da hörte sie hinter sich einen knisternden Tritt — sie blickte nicht auf, aber in all dem Schmerz und in all der Kälte ward es ihr gar seltsam leicht und warm ums bange Herz — nun kniete einer an ihrer Seite nieder — sie sah nicht auf, sondern rückte nur ein wenig, damit seine Knie noch Platz finden möchten auf dem kurzen Brettchen.

Eine Weile beteten sie miteinander, dann suchten sich ihre Hände.

„Ich . . . ich . . .“ schluchzte sie, „ich soll dich recht schön grüßen noch . . . von ihr . . . hat s' g'sagt.“

Er nickte nur — und während er sich mit den Fingern über die Augen fuhr, hörte sie ihn laut schlucken.

Sie erhoben sich und verließen den Friedhof. So-

lange die Häuser dauerten, schritten sie wohl auch nebeneinander her, aber getrennt durch einen schicklichen Zwischenraum; doch schon beim ersten Tritt in die schneebedeckte Wiese faßten sich ihre Hände.

Langsam schritten sie dahin.

„Wie geht's dir denn?“ fragte sie nach einer stummen Weile.

„Ich dank' dir schön! Es tut's, ah ja, es tut's schon! Da schau her!“ Dabei zog er die breite weiße Binde vom Gesicht und hielt dem Mädchen den linken Backen hin, welcher der ganzen Länge nach von einer roten noch schlecht vernarbten Schramme durchzogen war.

„O mein lieber Herrgott!“ jammerte das Mädchen und strich mit zitternder Hand über die wunde Stelle. „Geh, tu nur grad 's Tüchl wieder drüber, es is gar feindlich kalt.“

„Ja, der Dokter hat's auch noch net verlaubt, daß ich an d' Luft geh' . . . aber weißt, wie ich gestern g'hört hab', daß . . . schau, da hat's mich nimmer g'litten daheim. Wärst ja sonst ganz allein g'wesen jetzt!“

Sie nickte nur vor sich hin.

Wieder wanderten sie und schwiegen. Dann sagte sie: „Und gelt, der Wimbacher G'hilf wird dir's auch schon g'sagt haben? Gestern is er da g'wesen bei mir.“

„Ja! Und schon so verzürnt hab' ich mich über den! Grad als ob er gar keine Augen g'habt hätt'! Den Fuchs fehlen und . . .“

„Das arme, arme Viecherl! Mein, was muß das ausg'standen haben!“

Jetzt nickte Er statt aller Antwort.

Als sie dann das kleine Häuschen erreichten und die Wohnstube betraten, die von starkem Weihrauchduft erfüllt war, begann das Mädchen wieder leise zu weinen.

„Schau,“ sagte sie, nach der offenen Kammer deutend, unter schwerem, langaussetzendem Schluchzen, „schau, da drin hat s' g'legen.“

Er nahm den Hut ab und blickte mit ehrfürchtiger Trauer auf das leere, stille Lager.

„G'wiß wahr, es is mir recht hart, daß ich s' nimmer hab' sehen können. Da bin ich jetzt grad froh, daß ich unser Mutterl doch selbigsmal am Trischübl' troffen hab'.“

„Ja, und so feindlich gern hat s' dich 'kriegt! Weißt, wann ich oft so g'jammert hab' in die letzten Tag', da hat s' allweil g'sagt: Geh, Nannei, geh, hat s' g'sagt, da brauchst dich net sorgen . . . der, bald er g'sund is, der kommt schon . . . der schon!“

Da wurden auch ihm die Augen feucht. „Weißt, die hat mich halt gleich 'kennt! Ja, das war halt eine! Um die is schad'! Mein, da laufen viel andere — — no, ich will kei'm 'was ansagen, aber — — geh, Nannei, setz dich doch nieder! Es muß dir ja in alle Glieder liegen. Und nachher hab' ich so wie so 'was z'reden mit dir, weißt . . .“

Sie gingen zur Bank, rückten dicht aneinander und saßen so eine Zeitlang schweigend.

„Ja, mit meiner Frau Oberförsterin hab' ich halt gestern g'redt . . . weißt, da könntst nachher den Winter über im Dienst sein, bei ihre Kinderln. Da hättst es recht gut! Ein Deandl is da mit fünf Jahr' und ein kleins Bübl, so ein lieber Kerl . . . ja, der tät' dir selber g'fallen. Was meinst?"

„Ganz wie d' willst! Du wirst schon 's Rechte finden!"

„Und nachher im Fruhjahr . . . so gegen Pfingsten, hätt' ich g'meint, daß wir miteinander . . . oder meinst net? Meinst 'leicht, erst später 'naus? Weißt, Dispens wär' schon zum kriegen . . . weil halt so allein stehst. Geh, Schatzerl mein liebs, geh, red' doch ein Wörtl, schau, bei so 'was muß man schon selbander reden!"

„Geh, Festei . . . heut net, schau . . . ein andersmal!" stammelte Nannei, das unter Tränen erglühende Antlitz an der Brust des Jägers bergend, der seine Arme fest um ihren Nacken schlang. „Mein, wie könnt' ich mich jetzt freuen, wann mein Mutterl, mein guts, halt noch dabei wär'!" schluchzte sie nach einer Weile — dann hob sie den Kopf und fuhr mit den Handballen über Augen und Wangen. „Und . . . und mein Dschapei, mein arms, wann uns das jetzt so sehen könnt', so z'samm'g'hörig! Meinst net? Das hätt' doch g'wiß die größte Freud' dran!"

„Ja, g'wiß!" beteuerte Festei. „Aber weißt, mich selber, mich freut's halt schon am besten!"

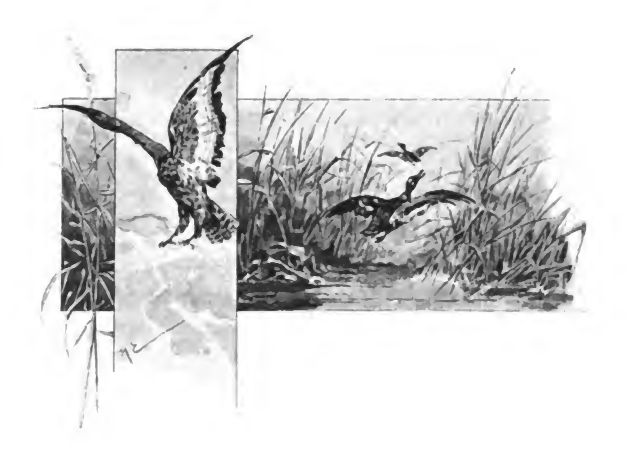
Er hätte sie gerne geküßt; aber da streifte sein Blick die offene Kammertür und das verwaiste Lager — und er fand nicht mehr den Mut dazu.

„Heut net . . . ein andersmal!" so wiederholte er in Gedanken Nanneis Worte.



Der Falkenfang.

1883.



Schon seit Jahren immer war es eine meiner weidmännischen Lieblingsideen gewesen, einmal den Versuch zu wagen, ob es mir nicht gelingen möchte, einen Falken für die Beize auf Wildgeflügel abzurichten — ihn abzutragen, wie es in der Jägersprache heißt. Nie aber hatte ich Muße und Möglichkeit gefunden, diesen Gedanken auszuführen, bis gelegentlich eines mehrmonatlichen Aufenthalts an den Ufern eines der schönsten meiner heimischen Seen ein Vorfall, den ich bei einer Jagd auf Wildenten beobachtete, jenen Gedanken aufs neue in mir belebte.

Ich hatte mich da wieder einmal, wie so oft schon an schönen, lauen Abenden, in einem lautlos über die Flut dahineilenden Kahn hinausrudern lassen auf das stille, glattliegende Wasser, immer in kurzer, der Ruder-

länge knapp noch genügender Entfernung vom waldigen, steil ansteigenden Ufer. In den kleinen Buchten und Winkeln, welche die Uferlinie unterbrachen, lagen die Enten zu zweien und dreien unter den überhängenden Erlenbüschen und waren leicht zu schießen, wenn sie sich vor dem jählings um die Ecke biegenden Kahn mit rauschendem Flügelschlag aus dem Wasser hoben. Waren sie aber schon vor dem Herannahen des Jägers durch irgend eine Beunruhigung aus ihren Verstecken aufgescheucht worden, so pflegten sie sich in größerer Zahl auf der offenen Seemitte zu sammeln. Unschwer war es dann, sie zu gewahren, da man sie vom schattendunklen Ufer aus auch in weiter Entfernung noch als kleine schwarze Punkte über den im späten Nachmittagslichte weiß erschimmernden Wasserspiegel hin- und widerrinnen sah; ihnen auf Schußweite nahe zu kommen, war aber freilich ein anderes, nicht so leichtes Ding. In weitem Bogen mußte man sie umkreisen und die scheuen Vögel an den Anblick des Kahnes gewöhnen, während man sich in gemächlicher Spirale langsam näherte — um sie dann meistens nach halbstündiger Zirkelfahrt noch außer Schußweite mit ängstlichem Geschnatter aufsteigen zu sehen.

So fand ich auch auf meiner damaligen Fahrt fast alle sonst mit Enten bevölkerten Uferwinkel leer. Ein einzigesmal nur war ich zu Schuß gekommen. Ich ließ also meine Blicke emsig hinauswandern über die hell

glänzende Flut und erblickte auch schließlich in weiter Ferne eine Schar von sieben Enten. Eben erklärte ich meinem Schiffer, in welcher Art und Richtung er zu fahren hätte, als die Vögel sich erhoben und dem Ufer zugestrichen kamen, fast in gerader Linie gegen meinen Kahn. Schon näherten sie sich den Wipfeln der Bäume, schon dämpften sie zum Einfall ihren Flug, und ich legte schon die Flinte in Schußbereitschaft an die Wange — da plötzlich schwenkten die Enten laut kreischend wieder gegen den offenen See.

Aus dem Dunkel der Bäume hervor war ein Falke mitten unter ihre Schar gestoßen. Schon saß er dem erkorenen Opfer im Nacken und lenkte mit ihm in schrägem, flatterndem Fall dem Ufer zu. Da krachte mein Schuß, die beiden Vögel klatschten in den See, und der von ihrem Einsturz leichtgewellte Flutkreis färbte sich rot. Als ich meine Doppelbeute in den Nachen gehoben hatte, mußte ich Gewalt anwenden, um aus dem Hals und Rücken der Ente die verkrampften Fänge des Falken loszulösen.

Es war ein Prachtexemplar jener Gattung von Baumfalken, die ich schon öfters bei meinen Birschgängen angetroffen hatte, besonders häufig auf der ebenen Höhe des steil in den See abfallenden Falkensteines, der wohl auch seinen Namen dem vielfachen Vorkommen dieser Vögel auf seinem Gebiet zu danken hat.

Der hier beschriebene Vorfall hatte jenen alten Lieblingsgedanken so sehr in mir belebt, daß ich am anderen

Tage schon die ersten Anstalten zu seiner Ausführung traf. Indem ich den erlegten Raubvogel als Modell benützte, fertigte ich aus steifem Leder die „Falkenhaube", und aus weichem Hirschleder die zum Fesseln der Fänge nötigen „Schuhe", wie ich das aus einem alten, durch viele Bilder erläuterten Buch über die Falknerei abgeschaut hatte, welches einen Seigneur d'Arkusia de Capre als Verfasser nennt und im Jahre 1605 zu Paris erschienen ist.

Dann wurde der zum Einfang dienende Korb gebaut, auf der Höhe des Falkensteins aufgestellt — und schon nach zweitägiger Geduld hatte ich die Freude, einem beim Fange gänzlich unbeschädigten Falken Haube und Schuhe anlegen zu können. Es war ein Weibchen — und ich bemerkte das um so lieber, da bei den meisten Raubvogelgattungen das Weibchen an Stärke und Ausdauer das Männchen bei weitem übertrifft.

Als der Falke verkappten Hauptes, gefesselt, mit schlaff hängenden, zitternden Schwingen, regungslos auf meinem Arme stand, hielt ich ihm eine fröhliche Ansprache und gab ihm den Namen „Hobby". Dieser Name war in der Weidmannssprache der englischen Falkeniere für das Weibchen des Baumfalken üblich.

Nun kamen Wochen der mühevollsten Geduld und geduldigsten Mühe. Hobby war gewiß nicht ungelehrig; da ich aber die Art des Abtragens nur aus Büchern

kannte, sie also wohl in mancher Hinsicht recht unpraktisch und unrichtig betreiben mochte, verdarb ich oft wieder in einer Stunde, was meine gute Hobby in Tagen gelernt hatte. Dennoch war ich nach vierwöchentlichem Unterrichte schon so weit mit ihr, daß sie über die ganze Breite des Zimmers auf mich zustrich, wenn ich ihr eine ausgestopfte Wildente entgegenhielt. Da durft' ich es auch in Bälde wagen, die Lehrstunden ins Freie zu verlegen und Hobby an zahme, das Gras durchwatschelnde Enten zu „werfen". Ich werde wohl in Jahren nicht wieder so viele Enten speisen, als ich damals um Hobbys willen in Wochen verzehrte. Ein einziger „Riß" ihrer scharfen



„Hände“ genügte, um einer Ente den Garaus zu machen, schneller und schmerzloser, als selbst die gefühlvollste Köchin das in ihrer Weise vermocht hätte.

So oft ich auf dem hinter meinem Hause gelegenen Wiesenplatz mit Hobby „studierte“, hatte ich eine Anzahl von Zuschauern, die sich teils aus den bäuerlichen Insassen der Nachbarhäuser, teils aus Sommergästen meines Aufenthaltsortes zusammensetzte. Das war mir nicht unlieb, denn Hobby gewöhnte sich dabei an Gesellschaft, und ich selbst fühlte meinen Eifer gemehrt und meine Geduld gefestigt.

Einer nur war mir nicht genehm als Zuschauer; und wenn immer er kam, kam er mir ungelegen. Das war Joseph Habach, der Forstgehilfe. Ich muß an einem Jäger schon schlimme Dinge gewahren, bis er mir unsympatisch wird; ich kenne das Jägerblut, weiß, wie leicht es überschäumt, und weiß, was alles ihm zu verzeihen ist — Joseph Habach aber war mir zuwider bis in die Seele.

Er war in einem benachbarten Dorf als der Sohn eines mäßig begüterten Bauern geboren. Deshalb nannten ihn auch noch jene Burschen, die einst mit ihm auf der gleichen Schulbank gesessen, nach dem Sprachgebrauch ihrer Heimat kurzweg „Seppei“. Er aber hörte sich nicht gerne so nennen, und wenn ihn nicht gerade eine sein Interesse fördernde Rücksicht davon abhielt, verbat er sich auch den

Gebrauch dieses Namens mit hochmütigen Worten. Um der paar Lateinklassen willen, durch die er sich mit knapper Mühe hindurchgerutscht hatte, und dem goldgestickten Eichenlaub zuliebe, das den grünen Aufschlag seiner Joppe schmückte, spielte er sich auf den „Herrn Habach“ hinaus. Alles, was Bauer hieß, war ihm ein Ekel — und sogar seinem alten Vater gegenüber, der mit einer am Herzen zehrenden, weil unerwiderten Neigung an diesem einzigen Kinde hing, war er der „Herr Sohn“, der es seinem Vater zur Ehre rechnete, daß er von ihm sich hatte zeugen lassen. Das Wort „Bauer“ oder „Bauernbursche“ kannte er nicht in seiner Sprache; doch wußte er diesen Mangel reichlich zu ersetzen durch „Esel“, „Rindvieh“, „steifhaxiger Heiter“, „gescherter Rammel“ und ähnliche Synonyma. Ich selbst habe zeitweilig Herrn Habachs Zorn und Geringschätzung auf mich geladen, wenn ich gelegentlich der Jagdausflüge, bei denen er mich als Jäger begleiten mußte, lange Stunden mit einem Holzknecht, einem Senner oder einem Schafhirten verplaudern konnte.

„Ich versteh' alles, aber das versteh' ich net, wie ein gebildeter Mensch länger als zwei notwendige Minuten vor so ein' Viechkerl hinstehen mag.“ So ähnlich pflegte er sich bei derartigen Vorkommnissen zu äußern.

Daß aber auch Habach hinwieder bei Bauern und Bauernsöhnen gar wenig beliebt war, läßt sich denken; und besonders bei den letzteren wurde diese Unliebsamkeit

noch verstärkt durch die Erfahrung, daß sich Habach gegenüber den hübschen Töchtern der Bauern zu weitgehenden Modifikationen seiner Anschauungen bequemte. Über den Zweck und die Folgen dieses Umstandes wußte man sich in der Gegend recht dicke Dinge zu erzählen; aber wenn auch bei Gesprächen über diesen Punkt „Herr Habach" selbst mit ganz unanführbaren Worten bedacht wurde, so entschuldigte man doch seine Opfer, teils aus Mitleid mit den armen, betrogenen Geschöpfen, teils mit den Worten: „Mein Gott, die Weiberleut' sind dumm und haben halt diemal den Verstand anderswo als im Hirnkastl," teils auch mit dem Zugeständnis, daß an Habachs Erscheinung ja so manches war, was einem Mädchen in die Augen stechen mußte; nun gar einem Mädchen, dem die lange Einsamkeit unter dem stillen Dach der menschenentlegenen Sennhütte das unkluge Herz in geheimer Sehnsucht schwellte und das einer traulichen Stimme bedürftige Ohr um so empfänglicher machte für den lockenden Klang einer schmeichelnden Rede.

Kraft und Stolz sprachen zu gleicher Zeit aus Habachs hoher, zu leichter Korpulenz neigender Gestalt, aus seiner Haltung, wie er den Kopf in den Nacken warf, und aus der Weise, wie er die Daumen über dem immer weißen, faltigen Leinenhemd in die Träger der kurzen, mit grünen Seidenstickereien überladenen Lederhose eingehenkt zu tragen liebte. Die nackten Knie waren mus-

kulös und dennoch sehnig. Die mit glänzenden Messinghäkchen besetzten Schnürschuhe reichten hoch über die Knöchel. Grüne, reich gemusterte Halbstrümpfe umschlossen die strotzenden Waden — doch als wir einmal in der Jagdhütte nach einem verregneten Birschgang unsere Kleidungsstücke die Nacht über zum Trocknen an die Herdstangen gehängt hatten, und ich des anderen Morgens irrtümlich Habachs Strümpfe statt der meinigen in die Hand bekam, gewahrte ich, daß sie an der Wadenseite mit dicker, dreifach genommener Wolle unternäht waren. Der eitle Mensch! Zierlich geschlungen trug er stets das seidene Tuch unter dem weitoffenen Hals, die kurzgeschnittenen, schwarzen Haare waren in der Mitte gescheitelt und mit stark riechender Pomade glatt an den Kopf geklebt, was aber nicht verhinderte, daß sich zeitweilig dickfettige Büschel losrissen aus dem schimmernden Spiegel der Frisur und störrig in die Höhe stachen.

Sein Gesicht war eigentlich hübsch, wenn auch die Züge zu weibischer Weichheit ineinander schwammen. Die Lippen unter dem schwarzen, spitzgedrehten Schnurrbart waren voll und schwellend; seine Wangen zeigten jene rotglänzende Fülle, die den starken Esser bekundet.

Das stechende, scheue Mißtrauen in dem Blick seiner dunklen Augen, sowie das spöttische Lächeln, das im Verkehr mit Männern stets auf seinen wortkargen Lippen lag, schwand, wenn er einem schmucken Mädchen gegenüber-

stand. Da wußte er gar sanft und freundlich zu blicken, harmlos zu plaudern und fröhlich zu scherzen. Doch wenn ihm das Mädchen den Rücken wandte, kam ein fieberhaftes Zucken in seine Lippen und Nasenflügel, und eine widerliche Sinnlichkeit sprach aus den aufquellenden Augen, mit denen er die Formen der Dahinschreitenden verschlang. Zu einer Zeit, da ich ihn noch weniger kannte, diesen Herrn Habach, nahm es mich oft seltsam wunder, wenn ich nach einer gemeinsam mit ihm in einer Sennhütte verbrachten Nacht zum Abschied die kaltfeuchte Hand eines blassen, scheutuenden Geschöpfes drückte, das mich doch am Abend zuvor als ein frisches, munter blickendes Mädchen begrüßt hatte.

Der Widerwille, den mir Habach um so mehr einflößte, je mehr ich ihn kennen lernte, war aber auch noch durch andere seiner Eigenschaften begründet. Habach war boshaft, grausam und feige. Er drückte und quälte seine Untergebenen, während er gegen seine Vorgesetzten von schmeichelnder Unterwürfigkeit war, die er geschickt in das Gewand eifriger Dienstbeflissenheit zu kleiden wußte. Er schlug seinen guten, treuen Hund ohne Veranlassung, und wenn das arme Tier wirklich einmal durch sein Benehmen in der Stube oder auf der Jagd Ursache zur Züchtigung gab, ward er von seinem Herrn über Maß und Ziel gepeinigt.

Als ich in dem seiner Aufsicht unterstehenden Jagdbezirk noch wenig mit Weg und Steg und mit den Standplätzen des Wildes vertraut war, führte er mich oft unter

Vorspiegelungen einer voraussichtlich guten Jagd an schlecht und mühsam passierbare Stellen. Wenn wir dann bei tagelangem Umherklettern kein Haar erblickten, weil die Gemsen, wie ich späterhin aus eigener Beobachtung erkennen lernte, eben die von uns besuchten Orte aus natürlichen Gründen mieden, so wußte Habach allerlei, den wahren Sachverhalt verheimlichende Ausreden: da mußten die Gemsen bald wegen des guten Wetters zu hoch in den Wänden stehen, bald wegen des schlechten Wetters zu tief in den undurchdringlichen Latschenfeldern u. s. w. Doch unterließ er die boshaften Versuche, meinen Mut und meine Kraft in Verlegenheit zu setzen, von dem Tag an, da ich bei der Verfolgung einer angeschossenen Gemse, im heißen Jagdeifer die drohende Gefahr mißachtend, über einen scharfkantigen Felsgrat hinweggeschritten war, über den er selbst mir nicht zu folgen wagte.

In seinem Jagdbezirke sah man selten die Spuren eines verübten Frevels. Die Wilddiebe fürchteten nicht Habachs Mut und Wachsamkeit, sondern seine Tücke. Den Tod eines Burschen, den man eines Morgens mit durchschossenem Rücken in den Bergen fand, schrieb man ihm aufs Gewissen. Wohl wurde die Sache gerichtlich anhängig gemacht, doch ohne Erfolg; eine Sennerin bezeugte, daß Habach die betreffende Nacht in ihrer vom Tatort weit entlegenen Hütte verbracht hätte.

Gegen die erste Pflicht des Jägers, dem verwundeten

Wild einen möglichst schnellen und schmerzlosen Tod zu bereiten, sündigte Habach in der abscheulichsten Weise. Er konnte einen Gemsbock aufbrechen, bevor er noch völlig verendet war. Als er einmal einen von mir angeschossenen Hirsch mit den genagelten Schuhen in die Flanken stieß und ihm vor dem Genicken mit dem spitz geschliffenen Messer den Äser zerstach, während er dem Tiere läppische Scheltworte an den Kopf schrie, bekam ich die Sache mit dem Menschen satt und erbat mir von seinem Vorgesetzten für meine Jagdausflüge einen anderen Begleiter.

Seit jener Zeit war Joseph Habach doppelt freundlich gegen mich. Ich wußte also, daß er mich haßte.

Was lag mir daran, was hatt' ich von ihm zu fürchten? Nichts. Aber es ist ein unbehagliches Gefühl, einen Menschen in seiner Nähe zu wissen, von dem man gehaßt wird. Und deshalb war es mir auch unlieb, wenn er bei meinen Exerzitien mit Hobby sich gleich anderen Leuten über den Bretterzaun beugte und die zierlichen Bewegungen des Falken mit seinem sauren Lächeln und seinem stechenden Blick verfolgte, wobei er ab und zu ein lobendes oder bewunderndes Wort vor sich hinmurmelte, doch so laut, daß ich es hören mußte: „Zum Teufelholen! So 'was! Famos! So ein gescheites Luder! Ein Teufelsvogel! Ah, ah! Ganz famos!"

Als ich nach Wochen mit Hobby den ersten Beizversuch auf dem Wasser wagen durfte, wartete ich geflissent-



Verfolgung einer angeschossenen Gemse . . .

lich einen Tag ab, an welchem Joseph Habach „im Berg" war — wie sie im Hochland statt „auf den Bergen" zu sagen pflegen. Als ich zur Fahrt, die den Erfolg meiner langen und vielen Mühe erproben sollte, in den Nachen stieg, pochte mir das Herz vor Spannung und Erregung. Mit verkapptem Haupte stand Hobby auf meiner linken Hand — ich hatte ihr für diesen Ehrentag eine zierliche, mit bunten Seidenquästchen und weißem Adlerflaum geschmückte Prunkhaube gefertigt. Ich selbst nahm vorne am Bug meinen Sitz, während der Sohn meines Hauswirtes, der lange Uhjei*) — auf den ich noch werde zu sprechen kommen — den Nachen steuerte. Einige Boote mit Neugierigen folgten in gemessener Entfernung.

Wir hatten eine gute Stunde zu fahren, bis wir die gewählte Stelle erreichten. Es war das oberste Ende, an welchem der See einen kleinen Gebirgsbach aufnimmt, der nach seinem Absturz über steile Felswände auf die Länge von einigen hundert Schritten noch ebenes Land durchlaufen muß, bevor er das Ufer erreicht. Seitlich von seiner Mündung erstreckt sich in das Wiesenland hinein eine schmale Bucht, deren seichtes Gewässer von schütterem Schilf durchwachsen ist. Hier war ich sicher, Wildenten anzutreffen — und ich hatte gerade diesen Ort für Hobbys Probeflug gewählt, weil ich bei früheren Jagden die Wahrnehmung gemacht hatte, daß die aus dem Schilf auf-

* Ulrich.

gescheuchten Enten in weitem Bogen über das flache Land dahinzustreichen und erst vor den Felswänden Kehrt zu machen pflegten, um dann in großer Höhe über die Köpfe der Jäger hinweg der Seemitte entgegenzueilen.

Mit sachten, fast lautlosen Ruderschlägen fuhren wir bis dicht an das Schilf heran, das vor einem leichten, uns entgegenziehenden Winde langsam schwankte. Mir zitterten die Hände vor Aufregung, als ich an Hobbys Haube die Schleifen lockerte.

„Also!“ sagte ich.

Der lange Uhjei nickte, griff in die Tasche und warf eine Handvoll mitgebrachter Steine in das Schilf. Ein Klatschen, ein lautes Geschnatter, und drei Enten rauschten aus den grünen Halmen. Rasch enthaubte ich meinen Falken — Hobby erspähte die Vögel und duckte den Kopf zwischen die Schultern, während ein leises Fauchen aus ihren Nasenlöchern drang. Da schwang ich wie zu leichtem Wurf die linke Hand, Hobby lüftete die Schwingen, und mit pfeifendem Flügelzuge schoß sie dahin durch die Luft. Noch hatte sie die Vögel nicht erreicht, die eben vor den Felswänden dem See wieder entgegenschwenkten, da zog sie kreisend in die Höhe, und als unter ihr die Enten dem Ufer zugestrichen kamen, stieß sie nieder auf ihre Beute — das war nur so ein Husch durch die Luft — und während die beiden verschonten Vögel mit ängstlichem Gequacke hart am Ufer in das Wasser plumpsten und

tauchend unter dem Spiegel verschwanden, senkte sich der Falke mit schlagenden Flügeln auf seinem Opfer zur Erde.

Rasch eilte ich ans Land, um Hobby zu verkappen, ihre Fänge aus dem erbeuteten Wilde zu lösen — sie „auszubrechen“, wie es in der Falknersprache heißt — und ihr eine am Morgen geschossene Krähe als Atzung unterzuschieben.

Der ganze Vorgang vom Aufstreichen der Enten bis zu Hobbys Verkappung hatte kaum eine Frist von fünf Minuten in Anspruch genommen. Und dennoch hab' ich in dieser kurzen Spanne Zeit eine weidmännische Lust und Freude empfunden, die dem Vergnügen, nach taglanger Birsche einen guten Gemsbock oder einen stattlichen Zwölfender erlegt zu haben, nicht das Geringste nachgab. Wie herrlich erst müßte das sein, so dacht' ich mir, auf ebenem Lande den Reiher zu beizen und unter den hoch in den Lüften kämpfenden Vögeln auf flüchtigem Rosse dahinzufliegen über das Heideland. Schade, daß die Lust und Kunst, das edle Federwild in solcher Art zu jagen,

im Lauf der Zeiten in Verfall und Vergessenheit geraten! —

Inzwischen waren auch meine Zuschauer mir an das Land gefolgt; sie flossen über vom Lob des ergötzlichen Schauspiels, das sie genossen, und jeder einzelne drängte sich heran, meine kluge Hobby zu streicheln und zu liebkosen.

Ich versprach ihnen für den nächsten Tag eine Wiederholung dieser Jagd. Leider konnte ich mein Versprechen nicht halten, da mich bei der Rückkehr von unserer Seefahrt ein Brief erwartete, der mich für eine halbe Woche nach der Hauptstadt rief.

Hobby mitzunehmen, das ging nicht an. Ich mußte also dafür sorgen, daß sie in gute Hände und unter verläßliche Obhut kam. Für solchen Wächterdienst wußte ich mir keinen Besseren zu finden als den Sohn meines Hauswirts, den langen Uhjei. Er war auch mit Freuden bereit, seine ganze Zeit der Überwachung meiner Hobby zu widmen. Durch Wort und Beispiel belehrte ich ihn, wie er den Falken zu pflegen und zu nähren hätte. Dann reiste ich ab, völlig sorglos — auf meinen langen Uhjei konnt' ich mich verlassen. Ich wußte das, denn ich kannte ihn.

Er war auch leicht zu kennen. Sein Wesen lag in seinem Auge, sein Herz auf seiner Zunge. Er war in seiner Art ein seltenes Menschenkind — er war, was man

„eine Seele von einem Menschen" nennt. Er hatte Sinn und Interesse für alles, was ihn umgab. Sein Gemüt war von einer unergründlichen und dennoch klaren Tiefe. Nie hab' ich ihn zornig gesehen, nie hab' ich ihn schelten hören. Keinem lebenden Geschöpfe konnte er etwas zuleide tun — und ihn jammerte der Baum, den er auf Geheiß seines Vaters fällen mußte. Eine traurige Geschichte, eine ernste Musik rührte ihn leicht zu Tränen. Eine Blume, ein singender Vogel, ein gutes Wort machten ihm helle Freude. Sein Herz war hungrig nach Freundschaft und dürstete nach dem traulichen Anschluß an ein anderes Herz. Er wußte weder das eine noch das andere zu finden. Sein Vater nahm ihn für einen Dummkopf, die Burschen hielten es unter ihrer Würde, mit dem „dreißigjährigen Kind" zu verkehren — und die Mädchen lachten ihn aus. Er war so mager, so entsetzlich mager — doch gewiß nicht aus natürlicher Anlage; sein Gemüt ließ ihn nicht fett werden.

Und dabei maß er seine sieben Schuh! Die Hose schlotterte ihm um die Schenkel, und die Joppe baumelte in Falten von seinen spitzknochigen Schultern. Dem dünnen Halse wollte man fast nicht die Kraft zutrauen, diesen schweren, eckigen Kopf zu tragen. Das war auch mit diesem Kopf ein beständiges Wanken, Schwanken, Nicken und Neigen. Seine schmalzblonden Haare waren lang und dicht — das Antlitz aber zeigte keine Spur

von Bart; nur aus einer braunen Warze am rechten Kiefer stachen ein paar weiße Borsten hervor. Seine Nase war scharf, schmal und groß, seine Wangen waren blaß und hohl, seine Lippen dünn und farblos, nur sein Auge — ja, sein Auge! Ich weiß nicht, wie ich dieses Auge und seinen Blick beschreiben soll. Ich erinnere mich nicht mehr an die Farbe; die hab' ich stets übersehen, wenn ich ihm in die Augen sah. Schwarz waren sie nicht — ich denke, grau oder blaugrün; und doch schienen sie dunkel; vielleicht machten das die großen Pupillen, neben denen die Iris fast verschwand. Diese Augen waren zwei gleichredende Dolmetscher seines tiefen Herzens.

Auch ich habe über den langen Uhjei gelacht, als ich ihn zum ersten Male sah. Das Lachen aber verging mir, sobald ich ihm nur einmal richtig in die Augen geschaut hatte. Dieser flehende, hilflose, martervolle Blick stach mir in die Seele — und immer wieder zogen diese Augen die meinen an. So oft ich die Leute über ihn lachen und spotten hörte, war es mir, als müßte ich ihnen sagen: „Seht ihm doch in die Augen, und ihr werdet ihn lieben!“ Aber sie nahmen sich diese Mühe nicht. Um seiner äußeren Erscheinung willen hatten sie ihm einen Spitznamen gegeben, mit dem sie vielleicht mehr sagten, als sie dachten. Sie nannten ihn „das Leiden Christi“ — entkleidet mochte er auch wirklich einem jener Jammerleiber gleichen, wie sie die Herrgottschnitzer auf ihre schwarzen Holzkreuze

nageln. Ich selbst aber mußte, wenn ich diesen Namen hörte, mehr an Uhjeis Augen denken. Wenn die Leute über ihn lachten, wenn sie ihren Mutterwitz an ihm übten, wenn die Fröhlichen ihn aus ihrem Kreise drängten, so schwiegen seine Lippen, aber seine Augen sagten: „Sie wissen nicht was sie tun.“ Und er vergab ihnen.

Was ihm die Menschen auch taten — er war ihnen gut; nur einem nicht. Wenn ihm dieser eine in die Nähe kam, wurde sein Gesicht so fahl wie Asche, und ein Zittern flog über seine ganze, lange, hagere Gestalt. Dieser eine war Joseph Habach. Was Uhjei gegen ihn empfand, war nicht nur jener Widerwille, den dieser Mensch auch mir einflößte — es war ein wilder, glühender Haß. Er sprach mir nicht davon: ich las ihn aus seinen Augen. Gerne hätt' ich die Ursache dieses Hasses gewußt — doch wenn ich den Burschen mit Fragen anging, hörte ich von seinen Lippen wenig mehr als die Worte: „Oh, der . . . der!“ Und wenn er so ein paar Worte über die zuckenden Lippen stieß, grub er sich die Fingernägel in das karge Fleisch der verkrampften Hände.

Ein Geheimnis seines Herzens hatt' ich aber doch ergründet, durch Zufall — das Geheimnis seiner Liebe.

Da hatt' ich mich einmal hoch in den Bergen bei einer auf eigene Faust unternommenen Abendbirsche verspätet. Ich fühlte mich müde, der Weg bis zur Jagdhütte war weit, dazu fürchtete ich, in der Dunkelheit den

Pfad zu verfehlen, beschloß also, für die Nacht Unterkunft in einer Sennhütte zu suchen, deren mattes Fensterlicht mir entgegenschimmerte, und unter deren steinbelegtem Dach ich des öfteren schon in Habachs Begleitung Schutz vor dem Regen oder ein frugales Mittagsmahl gefunden hatte. In dieser Hütte hauste die Bräundler-Mena als Sennerin; ein junges, hübsches, rundes Mädchen, dem die blonden, dick um die Stirn gewundenen Zöpfe gut zu Gesichte standen. Mena war ein harmloses, fröhliches Geschöpf, lachte gern und mit lauter Stimme, wobei sie starke weiße Zähne zeigte — und hätt' ich nicht beobachtet, daß sie manchmal, oft mitten im fröhlichsten Geplauder, in stilles Sinnen versinken konnte, ich hätte gedacht, daß die Mühen ihres Almhaushaltes die einzigen Sorgen ihres Herzens wären.

Als ich die Hütte erreicht hatte und mich schon der Türe näherte, gewahrte ich durch die Dunkelheit einen Menschen, der sich neben dem kleinen Fenster an die Holzwand drückte und mit vorgestrecktem Hals in die Stube spähte. Er schien meine Schritte zu überhören, ich trat näher und puffte ihn an die Schulter.

„He! Du!“

Erschreckt fuhr er auf, und der aus dem Fenster quellende Schimmer beleuchtete sein Gesicht. Es war der lange Uhjei, das Leiden Christi.

„Du bist's? Was machst du da?“

„Nix!"

„Das ist wenig!"

Uhjei nickte. „Ja, wenig," sprach er vor sich hin mit einer flüsternden Stimme, die mich unwillkürlich veranlaßte, auch meine Stimme zu dämpfen.

„Wenn ich du wär', ging ich hinein in die Hütte, statt daher vor das Fenster zu stehen. Drinnen siehst du jedenfalls besser, was du sehen willst. Komm!"

„Ah na! Hab' kein' Zeit net, muß heim."

„Jetzt noch? In der Nacht?"

„Ja. Morgen vor der Tagslichten muß ich mit mei'm Vatern ins Heuen."

„So?"

„Ja."

„Und was hat dich heut da heraufgeführt?"

„Ein G'schäft, ja, ein G'schäft ... no mein, ein bißl 'was gibt's allweil ... wie's halt kommt."

„Natürlich."

„Ja! — Somit gut' Nacht!"

„Gut' Nacht."

Uhjei rührte sich nicht — und so standen wir eine Weile stumm voreinander.

Plötzlich sagte er hastig und gepreßt: „Ja, ein G'schäft, so ein Handel von mei'm Vatern mit ei'm von drüben her über der Grenz' ... hab' mich halt z'samm' b'stellt mit ihm. No, Sie dürfen's ja wissen, aber ...

aber gelt, der Mena müssen S' nix sagen, daß ich da war."

Und mit langen eiligen Schritten, als fürchtete er eine Widerrede, stapfte er in die Nacht hinaus.

Ich trat in die Hütte. Der alte Lotter, ein Kretin, der mit knapper Mühe noch zum Dienst eines Viehhüters zu brauchen war, lag auf einer Holzbank und schnarchte. Mena saß auf einem niederen Schemel vor dem Herd und schürte das Feuer unter der großen, kupfernen Käspfanne. Bei meinem Gruß wandte sie hastig den Kopf, und als sie sich erhob, um mir die Hand zu reichen, blickte sie an mir vorüber nach der Türe.



„Heut bin ich allein," sagte ich.

„Ja . . . ich merk's."

„Wie steht's, kann ich über Nacht bleiben?"

„Warum net! Muß sich halt der Lotter aufs Bankl stracken."

Mena wandte sich zum Herd, schob die Käspfanne beiseite und stellte ein irdenes Gefäß mit Wasser in die

Glut. Ich wunderte mich, daß sie so nachlässig gekleidet ging. Früher war sie immer so hübsch beisammen gewesen. Wir plauderten: vom Wetter, vom Trinkwasser, das bei der anhaltenden Hitze zu versiegen drohte, von Menas Kühen und Schafen — und am Ende brachte ich die Rede auf meinen langen Uhjei.

„Is das ein Lapp, ein langg'strackelter!“ kicherte Mena und machte dabei mit dem Kochlöffel einen Strich durch die Luft. „Je weiter mir der is, desto lieber hab' ich ihn.“

Armer Uhjei! dacht' ich mir.

Dem alten Lotter fiel ein Fuß über die Bank; für einen Augenblick verstummte sein Schlaf; dann schnurrte und grunzte er wieder weiter.

Das Feuer knisterte, und draußen klangen die Schellen der im Halbschlaf wiederkäuenden Kühe.

Am Abend des vierten Tages kehrte ich aus der Hauptstadt zurück. Wie freute ich mich auf meine Hobby und auf den folgenden Morgen, an dem ich zum zweitenmal mit ihr ausziehen wollte auf die Entenbeize!

Von ferne schon sah ich den langen Uhjei unter der Haustür stehen. Zum Schutz vor den roten Strahlen der Abendsonne hielt er die eine Hand über die Brauen gespannt. Er blickte die Straße einher, just, als ob er jemanden erwartete. War ich dieser jemand? Es schien so, denn als er mich erblickte, ließ er den Arm sinken, nickte mit dem Kopf vor sich hin und verschwand im Dunkel des Flurs.

Er wird hinaufgehen in meine Stube, wird Hobby holen und wird sie mir auf der Hand entgegen tragen, dachte ich — und in dieser Hoffnung betrat ich den Flur. Eine Weile blieb ich wartend stehen; nichts aber rührte sich.

„Uhjei!" rief ich mit lauter Stimme.

Keine Antwort — doch an mein lauschendes Ohr klang es wie dumpfes Stöhnen; es schien aus der ebenerdigen Wohnstube meines Hauswirtes zu kommen. Unwillig stieß ich die halboffene Tür vollends ins Gemach, trat auf die Schwelle und sah vor mir am Tisch das Leiden Christi sitzen, mit niedergeschlagenen Augen, mit einem Gesicht, das noch blässer war als sonst.

„Was ist denn mit dir?" sprach ich den Burschen verwundert an.

„Mit mir?" wiederholte er und erhob sich von der Holzbank, wobei sein Blick den meinen zu vermeiden schien. Nun stand er, sah zu Boden und strich die langen Haare aus der Stirn. „Schon wieder z'ruck? Schnell

is 'gangen . . . schnell, ja. Grüß Gott somit . . . grüß Gott!"

Kopfschüttelnd betrachtete ich den seltsamen Menschen. Plötzlich kam mir ein Gedanke, der mir das heiße Blut in die Wangen trieb.

„Uhjei? Wie geht's meiner Hobby?"

„Der Hobby? Ah ja . . . der Hobby!"

„Also?"

„Also . . . ja, also . . ." stammelte der Bursche. Dann warf er den Kopf auf, ging mit langen Schritten der Kammer zu — und als er wieder unter der Tür erschien, hielt er mir auf den ausgestreckten Händen den leblosen Körper meines Falken entgegen.

„So geht's ihr . . . der Hobby!" stieß er über die schmalen Lippen. „Aber ein schlechter Kerl will ich sein, wenn ich 'was dafür kann."

Ich glaubte seinen Worten, oder besser gesagt, seinen Augen, in denen das lichte Wasser stand. Schweigend nahm ich den Vogel, der bereits erstarrt war; die Flügel ließen sich nicht mehr vom Leibe heben.

„Kannst du dir denken, was ihm gefehlt hat?"

„Was ihm g'fehlt hat, dem Vogel? Nix hat ihm g'fehlt! Wie ein kleins Kind hab' ich ihn g'halten die ganzen Tag' her . . . kaum daß ich ihn einmal ein Stündl allein g'lassen hab', wenn's wegen der Arbeit hat sein müssen. Und g'nau so, wie mir's g'sagt worden is, so

hab' ich ihm alles g'richt' und 'geben. Heut in aller Fruh is er noch wax und munter g'wesen, daß er net besser hätt' sein können. Vormittags um neune hab' ich ihn noch ein'gspritzt mit Wasser, hab' ihn aber nimmer selber in d'Sonn' tragen können, weil ich mit mei'm Vatern hab' 'naus müssen ins Feld. Drum hab' ich ihn drin im Kammerl am Boden ang'macht, wo grad d' Sonn recht schön hing'schienen hat. Wegen der frischen Luft hab' ich d' Fenster auf'lassen, hab' s' aber ganz richtig mit die Fliegengitter verstellt. Ja ... und wie ich zum Essen heim komm' und schau' nach ... da is er dag'legen und hat sich nimmer g'rührt. G'weint hab' ich, grad g'weint, wie ich's aufg'hoben hab', das arme Viecherl, und wie nix mehr g'holfen hat! Z'erst hab' ich mir 'denkt: Mein Gott, mein Gott, was wird der Herr sagen, bald er heimkommt! Nachher hab' ich mir denkt: Wie kann jetzt das g'schehen sein, was muß da Schuld haben? Und da hab' ich so nachg'sucht und umeinander g'schaut . . . und . . ."

Uhjei faßte mich mit zitternder Hand am Arm und zog mich hinter sich her in die Kammer.

„Da . . . schauen S' einmal da hin aufs Brettl."

Er deutete nach dem Fensterbrett, und als ich näher trat, gewahrte ich auf der blankgescheuerten Fichtenplatte, zwar schwach aber dennoch erkenntlich, die Nägelabdrücke zweier Bergschuhe. Ich rüttelte an dem Fliegengitter — es war von außen leicht zu öffnen.

„Und wissen S', wie die Krankheit heißt, die dem armen Tierl aus Leben 'gangen is? Mausgift! Da . . ."

Uhjei nahm mir den toten Vogel aus der Hand, öffnete ihm den Schnabel und hielt mir denselben unter die Nase. Ein starker Phosphorgeruch quoll aus dem Schlund des Falken.

„Vergeben hat ihm einer! Vergeben!" knirschte der Bursche zwischen den Zähnen hervor. „Und schwören will ich auf den, der's g'wesen is."

Er nannte keinen Namen, aber ich wußte, wen er meinte. An meinem wehrlosen Vogel also hatte der Heimtücker seinen Haß gekühlt — das war so recht ein Stücklein nach seiner Art.

Ich nahm den Falken wieder und fuhr ihm mit den Fingern liebkosend durch den weichen Flaum der Brust. „Arme Hobby!"

„Oh . . . der!" murmelte Uhjei und ballte die Fäuste. „Für jedes G'schöpf,



das ihm in d' Näh' kommt, hat er Gift ... der! So oder so! Wenn ich nur heut net fort wär' aus'm Haus! Wenn ich nur net fort wär'!"

„Mach' dir keine Sorgen deswegen!" tröstete ich den Burschen. „Und morgen am Nachmittag steigen wir miteinander hinauf zum Falkenstein und fangen uns einen neuen Vogel. Den werden wir dann schon in Numero Sicher halten."

„Dem wird er nix mehr anhaben ... dem net!" klang es in hastigen Worten von Uhjeis Lippen; dann neigte er flüsternd seinen Mund zu meinem Ohr: „Fortkommen tut er ... er is Förstner 'worden, da draußen 'wo im Niederbayrischen ... übermorgen geht er, ja! Keim Menschen hat er ein Wörtl g'sagt davon ... er wird schon wissen, warum. Ich hab's aber doch erfahren, vom Schwaiger-Lenzl, der übermorgen sein bißl Hausrat führen soll ... dem is jetzt der Handgaul marodi worden, und drum is er gestern zu mir 'kommen, mein' Schecken vertlehnen. Da wird er sich aber jetzt brennen, der saubere Herr ... der! ... mit seiner Verschwiegenheit! Gestern auf d'Nacht bin ich noch umeinanderg'rennt ... und jeder hab' ich's zu'tragen ... der Huberwabei, der Kräutlerstasi, der Burgei drunten vom Rottmeister, der Lisei draußen, dem Meßmer seiner Lenei und ... und ..."

Uhjeis Worte erstarben in einem dumpfen Stöhnen, und ein Schauer rüttelte seine lange Gestalt.

Ich betrachtete den Burschen, und seltsame Gedanken stiegen in mir auf.

„Komm, Uhjei," sagte ich, „wir wollen Hobby in den See versenken."

Wir gingen ans Ufer, banden dem toten Vogel einen Stein an die Fänge und warfen ihn weit hinaus in die Flut.

Als ich ein paar Stunden später das Wirtshaus aufsuchte, um meinen Abendimbiß zu nehmen, fand ich Habach am Herrentisch sitzend. Er war die Freundlichkeit selbst und bedauerte — „von ganzem Herzen", wie er sagte — neulich durch einen dienstlichen Gang verhindert gewesen zu sein, dem Probeflug meiner Hobby beizuwohnen. Er hätte dieses interessante Schauspiel für sein Leben gern gesehen.

„Nun, wenn Ihnen die Sache so besonderen Spaß zu machen scheint," warf ich leicht hin, Habach scharf beobachtend, „ich fahre morgen mit Hobby wieder hinaus auf den See. Kommen Sie mit!"

Ein Zucken in seinen Lidern, ein flüchtiger, stutzender Blick — und ich wußte, daß weder ich, noch der lange Uhjei falsch geraten hatte.

„Ja, ja, wird mir Vergnügen machen, danke Ihnen! Wann fahren Sie?"

„Nach Tisch, gegen drei Uhr."

Habach zögerte mit der Antwort. „Hm . . . schad',

sagte er gedehnt, „da bin ich verhindert. Morgen am Nachmittag hab' ich ein paar Bäum' auszumessen, da hint' droben . . ." er winkte mit dem Kopfe nach irgend einer Richtung. „Schad', recht schad', wär' gern dabei g'wesen." Dann zuckte er die Achseln, hustete und stopfte in seiner Pfeife die Glut nach. Den von der Asche beschmutzten Finger wischte er an das weiße Tischtuch, das die Kellnerin vor mich ausgebreitet hatte.

Weiterhin sprach ich kein Wort mit Habach; nickte auch nur leicht mit dem Kopf, als ich nach rasch vollendeter Mahlzeit die Wirtsstube verließ. Beim Überschreiten der Schwelle wandte ich noch einmal das Gesicht und sah ein höhnisches Lächeln auf Habachs Lippen. Als mein Blick den seinen traf, hob er die Augen mit zwinkernden Lidern zur Stubendecke und paffte den Pfeifenrauch in die Höhe.

Am folgenden Nachmittage stieg ich in Uhjeis Begleitung den schmalen, steilen Pfad zur Höhe des Falkensteines hinan. Uhjei schleppte auf seinem Rücken den großen Fangkorb, während ich selbst den kleinen, mit einem dunklen Tuch verhüllten Käfig trug, welcher die weiße Locktaube barg.

Es war ein herrlicher Weg, den wir gingen. Uns zur Rechten zog sich der Berghang steil empor; klüftige Felswände oder sonnbeschienene Steinklötze drängten und schoben sich ab und zu aus der Bewaldung, in welcher

sich das lichtere Laub der Buchen wohltuend zwischen das tiefere Grün der Fichten mischte. Je mehr es in die Höhe ging, desto seltener wurden wohl die Buchenkronen, bis sie endlich ganz verschwanden; dann aber zeigte sich schon da und dort das sanfte Blaugrün zierlich schlanker Lärchenwipfel, welche schließlich, näher und näher aneinander rückend, die dunkle Farbe der übrigen Nadelbäume überwanden und erdrückten. Uns zur Linken senkte sich der Berg, bald in wildem Geschröff, bald in steilen Laubgehegen — und vor den Blicken hingebreitet in der Tiefe lag der See wie ein einziger großer, klarer, glatt geschliffener Saphir. Die blaue Flut war stellenweise durchzogen von weißen Strichen, Spuren verschwundener Kähne; einige Boote lagen gleich winzigen braunen Hölzchen auf dem Wasser — und an unbewaldeten Bergfurchen, wo der frische Windhauch ungehemmt zur Höhe zog, hörten wir die Stimmen der sprechenden Schiffer. Drüben am anderen Ufer bauten sich die Berge wieder empor, welche bei dem die Luft erfüllenden Sonnendufte ferner schienen, als sie waren — und je höher wir stiegen, desto zahlreicher tauchten die weißen, glänzenden Kuppen und Spitzen hervor über den ebenen Grat der jenseitigen Seewände. Wurde in einem der Kähne da drunten ein Echoschuß abgefeuert, so rollte und grollte der donnernde Hall minutenlag zwischen den Bergen hin und her, bis er in fernster Ferne sacht erlosch.

O du schönes, schönes Land der Berge! —

Da waren wir an Ort und Stelle — mit einem erleichternden Seufzer setzte Uhjei seine zwar nicht schwere, doch unbequeme Last zur Erde; dann wischte er mit dem Rockärmel über die schweißbetropfte Stirn, lüftete den kleinen Hut und lockerte mit den Fingern seine nassen Haare.

Nun wurde die Locktaube in den aus dünnem Drahtgeflecht gebildeten Falkenkorb verbracht und derselbe an jenem Platze, der sich bereits bei Hobbys Fang als diesem Zwecke günstig erwiesen hatte, fängig aufgestellt.

Als das geschehen war, rückte Uhjei seinen Hut und sagte mit etwas schüchterner Stimme: „Ich mein', daß ich wohl nimmer nötig bin? Oder . . .?"

„Warum fragst du?"

„No, ich mein' halt . . . weil ich schon grad heroben bin, so hätt' ich halt ein kleins G'schäfterl . . . wichtig grad net, aber doch. Da droben . . ." er nickte mit dem Kinn gegen den höheren Berg, „da droben hat mein Vater bei der letzten Versteigerung ein paar Lärchenstämm' 'kauft . . . und die könnt' ich mir halt grad jetzt ein bißl anschauen . . . natürlich, wenn S' nix dagegen haben?"

„Gott bewahr! Geh nur!"

„Mit Verlaub halt." Er reichte mir die Hand. „Und b'hüt Ihnen Gott derweil!"

Ich drückte seine Finger und lächelte ihm grüßend zu.

Er wandte sich errötend ab und schritt gemächlichen Ganges den schmalen Steig empor. Als er hinter den Bäumen verschwunden war, hörte ich seine Tritte sich verschnellern; fast schien es, als ob er liefe.

Ich wußte, wohin er ging. Die Lärchenstämme seines Vaters, wenn sie überhaupt da oben lagen, lagen ihm gut. Aber eine Wegstunde den Berg noch aufwärts war die Alm gelegen, auf welcher Menas Hütte stand.

„Zeit lassen!" sagen im Hochland die Leute, wenn sie einen zu Berg steigen sehen, an Stelle des sonst gebräuchlichen Grußes.

„Zeit lassen!" hätt' ich ihm gerne nachgerufen, dem guten, dummen Uhjei.

Aber nun auf meinen Posten!

Etwa hundertfünfzig Schritte von der Stelle, an welcher der Falkenkorb aufgestellt war, lehnte sich ein dichtes Buchengestrüpp an zwei mächtige Steinklötze. In diesem Gebüsch hatte ich mir schon bei Gelegenheit des ersten Fanges einen kleinen Raum unter dem Laube freigeschnitten und aus Steinen und Moos einen bequemen Sitz bereitet. Einzelne Lucken im Laube gewährten mir einen zwar spärlichen, aber doch genügenden Ausblick nach verschiedenen Seiten, während ich selbst von außenher im Dunkel des Gebüsches nicht gesehen werden konnte, nicht einmal von dem scharfen Aug eines Falken.

Ich verbarg mich also wieder in meinem Schlupf,

und als ich eine halbe Stunde lautlos verbracht hatte, begann ich von Zeit zu Zeit auf einem kleinen Stück Birkenbast den Ruf des Sperbers nachzuahmen. Es stößt der Sperber, wenn er Beute gemacht hat, beim Zerreißen derselben in gewissen Zwischenräumen einen scharfgellenden Schrei aus; durch diese schrillen Laute läßt sich der stärkere Falke herbeilocken, um entweder seiner Kampflust zu genügen oder dem schwächeren Räuber die blutige Beute abzujagen.

Eine Stunde war mir so verstrichen, und eben hob ich wieder zwischen den gespreizten Fingern meinen Birkenbast an die Lippen, als ich unter mir auf dem Steig die eiserne Spitze eines Bergstockes klirren hörte. Man kann das auf weite Strecken vernehmen, noch ehe man die klappernden Tritte des Steigers hört.

Still verharrte ich eine geraume Weile — dann unterschied ich auch, nun schon näher und näher, den schweren

Gang eines langsam berganſteigenden Mannes. Ich war über dieſe Störung recht ärgerlich. Eine Zeitlang blickte ich erwartend durch das Laub hindurch nach einer Bodenwölbung, über welche der Steig emporführt zu der ebenen Hochfläche — jetzt tauchte ein Hut mit einer ſchwankenden Spielhahnfeder auf, jetzt ein Geſicht — es war Joſeph Habach, den Bergſtock in Händen, die Büchſe hinter der rechten Schulter, den brennroten Schweißhund an der in den linken Ruckſackriemen eingeknüpften Leine führend.

Als er die Höhe erreicht hatte, blieb er ſtehen und blickte ringsumher. Nun ſchritt er weiter; der Hund aber, der mit erhobener Naſe nach meinem Verſteck windete, folgte ihm nicht gleich, ſo daß ſich die Leine ſpannte.

„Was haſt denn ſchon wieder, Vieh, dumms!“ knirſchte Habach, riß den Hund an der Schnur in die Höhe, ſchleuderte ihn vor ſich hin auf den Pfad und ſchlug ihm den ſchweren Bergſtock an die ſchlanken Füße.

Außer einem dumpfen Röcheln hatte das Tier bei dieſer Mißhandlung keinen Laut ausgeſtoßen. Mit eingekniffenem Schweif umkroch es ſeinen Herrn und ſchlich mit geduckter Naſe hinter ihm her, ab und zu mit einem ſcheuen Blick nach meinem Schlupf herüberſchielend.

Wieder blieb Habach ſtehen, blickte zwiſchen die Bäume, und nach einem kurzen Pfiff neigte er den Kopf auf die Seite, als lauſchte er einer erwarteten Antwort.

Alles ringsumher blieb ſtille. Nur ein leiſes Kniſtern

ließ sich neben dem sachten Rauschen des Windes in den Baumwipfeln vernehmen; das war meine Locktaube, die mit dem Schnabel über das Drahtgitter des Fangkorbes streifte. Habach schien es nicht zu beachten.

„Natürlich, jetzt kann ich wieder herwarten!" hörte ich ihn unwillig vor sich hinbrummen.

Nun stieg er vom Pfad auf den grünen Waldgrund und schritt in kurzer Entfernung an mir vorüber einem über den Bergabsturz sich hinausbauenden Mooshügel zu, welcher, meinem Versteck kaum zwanzig Schritte entlegen, von einer weitästigen, schattenspendenden Buche bestanden war.

Hier lehnte er Büchse und Bergstock an den weißgrauen Stamm, warf den Hut ins Moos und streckte sich laut gähnend der Länge nach auf die Erde. Der Hund ließ sich ihm zur Seite nieder und legte den Kopf mit der Kehle zwischen die Vorderfüße.

Während Habach von dem kleinen, das Moos durchwachsenden Hasenklee pflückte und die in den Mund geschobenen winzigen Blättchen eine Weile zerkaute, um mit schnalzenden Lippen einen dicken Brei auf die Seite zu spucken, starrte sein Schweißhund unverwandten Auges herüber nach meinem Versteck. Sehen konnte mich das Tier gewiß nicht, sonst würde es wohl lange schon Laut gegeben haben — aber es witterte mit seiner empfindlichen Nase meine Nähe.

Einmal, als ich einem besseren Ausblick zuliebe mit den Fingernägeln etliche Blätter von den Stielen zwickte, ließ der Hund ein leises Winseln hören.

„Luder! Sei stad!“ brummte Habach und schlug dem Hunde die Faust an den Kiefer, daß es klapperte. Dann verschlang er die Hände hinter dem Nacken, ließ sich zurücksinken in das Moos und blickte gähnend empor in das dichte Laub der Buche.

Plötzlich wieder hob er den Kopf und blickte horchend dem Berge zu; ein Gleiches tat der Hund.

Droben auf dem Steig waren Steine gegangen — (es sagen die Leute in den Bergen nicht: „Die Steine rollen,“ sondern: „die Steine gehen“) — und leichte Tritte wurden vernehmbar.

Habach tat einen leisen Pfiff — ein schüchternes Husten klang zur Antwort.

Die Tritte kamen näher, jetzt verstummten sie auf dem weichen Moos, und zwischen den Bäumen erschien ein junges Mädchen — Mena, der rundliche Gegenstand von meines langen Uhjeis verschwiegener Sehnsucht.

Mena und Habach? Armer Uhjei!

Das Mädchen war in halber Feiertagstracht; den Hut hatte sie mit Blumen besteckt, wie sie droben auf den Almen wachsen; und in der Hand trug sie ein weißes Bündel.

Nun stand sie vor Habach und blickte eine Weile auf

ihn nieder; er rührte sich nicht; nur der Hund rutschte schweifwedelnd näher und beschnüffelte den Rocksaum des Mädchens.

„Grüß Gott!“ sagte Mena leise.

Habach wandte ihr den Rücken und brummte ein paar Laute, die ein wohlmeinender Hörer für eine Wiederholung des Grußes hätte nehmen können.

„Bist schon lang da?“ fragte das Mädchen, ihr Bündel um die Rockfalten schlenkernd.

„Natürlich, ein' Ewigkeit, g'wiß anderthalb Stund'.“

„Geh!“ Bedauern und furchtsame Sorge sprachen deutlich aus diesem einen Wort. Neben Habach sich niederlassend, legte Mena begütigend die Hand auf seine Schulter. „Schau, mußt net bös sein, ich hab' mich so wie so noch 'tummelt. G'wiß wahr, um kein' Minuten hätt' ich ehnder kommen können. Geh, sei net harb jetzt! Schau, ich hab' dir 'was mit'bracht.“

Bei diesen Worten knüpfte sie ihr Bündel auf, und als sie die Zipfel des weißen Tuches über das grüne Moos breitete, kam ein Häufchen goldgelber Krapfen zum Vorschein, die gar appetitlich zu mir herüberblickten.

„Geh, laß dir's schmecken!“

Das ließ sich Habach nicht zweimal sagen. Er griff mit gnädiger Miene zu und pampfte einen Krapfen nach dem anderen zwischen die Zähne.

Eine Weile sah ihm Mena schweigend zu; dann sagte sie:

„Lang hab' ich dich nimmer g'sehen ... lang net."

„Passiert schon! Passiert!"

„Morgen wird's drei Wochen."

„So? Ja, ja, kann sein. Mein Gott, der Dienst, hab' halt allweil viel zum schaffen jetzt. Wird mir selber bald z'dick."

Habach runzelte verdrießlich die Brauen, und als Mena das sah, wollte sie ihm mit der Hand über die Stirne streichen. Er aber neigte den Kopf zur Seite und brummte: „Vertu mir meine Haar' net! Und du weißt, ich kann das Angreifen net leiden."

„Seit wann denn?"

Habach kniff die Lider ein und schielte über die Nase hinweg nach dem traurig ernsten Gesicht des Mädchens. Dann seufzte er, wie ein Lehrer über einen unfähigen Schüler zu seufzen pflegt, und griff nach dem letzten Krapfen.

„Übrigens," sagte er, kauend und schmatzend, „was is dir denn jetzt auf einmal in' Kopf g'stiegen, daß du mich heut da 'rauf sprengst, mitten unterm helllichten Tag? Meinst vielleicht, ich hab' sonst kein' Arbeit! Warum denn? Warum?"

Mena glättete auf ihren Knien das von Habach sauber geräumte Tuch, faltete es sorglich zusammen und schob es in die Tasche. Dabei sagte sie: „Du kannst aber schon recht g'spaßig fragen. Ich mein' doch wohl, da



„Schau, ich hab' dir 'was mit'bracht!"

braucht's kein' andern Grund als den, daß ich dich wieder einmal sehen möcht'."

„Ja, ja! Aber wenn ich überall hingehen müßt', wo mich eine sehen möcht', da hätt' ich den ganzen Tag zum rennen."

„Ah so! Ja, da mußt halt nachher net harb sein! Weißt, das hab' ich mir net denken können, daß ich dir net mehr bin als wie jede irbeliebig andere."

„Kreuz Teufel, jetzt fang nur solche Redereien auch noch an! So 'was Dumms! Beleidigt! Das kann ich grad noch brauchen! Aber ich sag's allweil: bloß mit ei'm Madl mußt dich einlassen, nachher bist g'schlagen für deiner Lebtag!"

„So? So redst du daher?" schluchzte Mena. „Jetzt, gelt? Und z'erst, da ... da ..." Nun brach sie in lautes Weinen aus.

„Jetzt is die Sach' g'recht!" schimpfte Habach. „Natürlich, jetzt wird g'heult! Allweil rinnt da 's Wasser, als ob's net gnug gäb' schon drunten im See! — — Hör' einmal auf! — — Du! Aufhören sollst mit dem dappigen G'flenn!"

Das ging aber nicht so schnell, als der gestrenge Herr befahl. Unwillig zog Habach mit beiden Händen den einen Fuß über das Knie. Als er zufällig die Sohle betrachtete, gewahrte er, daß er einen Nagel aus dem Beschläg verloren hatte. „Jetzt da schau her, jetzt fehlt

da schon wieder ein Nagel! Und heut in der Früh erst hat er mir d' Schuh' 'bracht, der Lumpenschuster! No wart, den wann ich erwisch', den nimm ich bei den Ohren, daß ihm d' Haar umfliegen!"

Mena hatte das weiße Tuch wieder aus der Tasche genommen und sich damit die Augen gewischt. Nun schnäuzte sie sich, und während sie das Gesicht neigte, um den Schaden an Habachs Sohle zu betrachten, sagte sie: „'s Leder wird halt schlecht sein, daß d' Nägel net halten." Dabei rieb sie sich mit dem zusammengewulsteten Tuch so kräftig und anhaltend die Nase, daß dieselbe dick und rot wurde.

Habach hatte einem kleinen blechernen Büchschen ein Zündholz entnommen und dasselbe mit seinem großen blitzenden Weidmesser zugespitzt. Nun klopfte er das Hölzchen mit dem Hirschhorngriff in das Nagelloch der Sohle und schnitt das vorstehende Ende hart am Leder ab.

„Mußt halt net vergessen, wenn du heimkommst, daß gleich ein' Nagel 'neinschlagst," sagte Mena, während sie ein paarmal noch durch die Nase schluchzte — und an die früheren Worte anknüpfend, sprach sie leise weiter: „Ja, weißt, ich hab' schon noch ein' anderen Grund auch g'habt, weswegen ich gestern vor der Tagslichten den Lotter 'nunterg'schickt hab' zu dir: du sollst heut wieder einmal da warten auf mich, und ganz g'wiß!"

„Auf den Grund bin ich aber schon recht neugierig."

„Weißt, vorgestern auf'n Abend . . . ich hab' grad abg'molken g'habt . . . da kommt einer 'rein zu mir in d'Hütten . . . ich hab' ihn net gleich 'kennt, weil's im Kaser schon ganz finster g'wesen is, aber an seiner Läng' hab' ich's nachher schon g'merkt, es könnt' kein andrer sein als wie 's Leiden Christi . . ."

Habach wandte plötzlich den Kopf und blickte forschend unter die Bäume. Ein Geräusch war hörbar geworden, wie das Knacken eines dürren Astes.

Mena mußte dieses Geräusch überhört haben, denn der hastigen Bewegung des Jägers mit verwunderten Augen folgend, fragte sie: „Was is denn?"

„G'hört hab' ich 'was."

„Meinst 'leicht, es könnt' wer kommen?" stammelte das Mädchen erblassend.

„Bewahr'! Wer sollt' denn jetzt da 'rauf kommen! Ein Eichkatzel wird 's halt g'wesen sein! Aber sag', was hat denn dieselbig Hopfenstang' bei dir droben zum schaffen g'habt?"

„Der Uhjei? Nix! Gar nix! Weißt, auf der obern Alm hat er ein G'schäft g'habt, so hat er g'sagt, und da is er halt am Heimweg in meiner Hütten zu'kehrt, um ein bißl z'rasten."

„Ich hätt's ihm auch net g'raten, daß er 'was anders mögen tät'!" drohte Habach.

„Geh, was redst denn jetzt da her!" schmunzelte das

Mädchen, dem dieser Ausbruch von Eifersucht sichtlich die verlorene Laune wiedergab.

In mir aber hatte die Art und Weise von Habachs Worten eine seltsame Erinnerung geweckt — die Erinnerung an einen Jagdhund, den ich vor Jahren besaß. Es war das ein bissiges, knurriges Beest — und wenn ich ihm am Abend nach erfolgreicher Jagd eine Schüssel mit gekochtem Aufbruch reichen ließ, fraß er sich den Wanst an und blieb, wenn er voll war bis zum Hals, geifernd und zähnefletschend vor der Schüssel stehen, damit nicht einer der anderen Hunde noch am Rest sich gütlich täte. Er hatte auch sonst unleidliche Unarten; und ich war öfters daran, ihn zu erschießen. Ein Gemsbock hat mir diese Mühe erspart; der stieß ihn über eine turmhohe Wand hinunter; da haben die Füchse mit ihm abgerechnet.

„Aber gelt,“ sagte Habach „recht los'zogen wird er wieder haben auf mich?“

„Der Uhjei? Ah na!“ beteuerte Mena, während sie traulicher an Habachs Seite rückte. „Kein Sterbenswörtl hat er g'sagt über dich. Ich selber hab' d' Red' auf dich

'bracht . . . weißt, ich hab' dich so lang nimmer g'sehen g'habt, und da is mir selber im Herzen gut und wohl g'wesen, daß ich wenigstens mit ei'm Menschen von dir hab' reden können."

„Dazu hätt'st dir schon ein' andern aussuchen können, als grad den!"

„Ah na! Weißt es ja selber, daß die andern, was Bauernleut' sind, net arg viel Guts von dir auf der Zung' haben. Und das tut mir allweil in der Seel' weh, wenn ich d'Leut' so reden hör' von dir!" Leiser fügte Mena hinzu: „Und was mir am ärgsten is . . . sie haben diemal auch ein' guten Grund, d'Leut', so halb und halb, denn weißt . . ." Das Mädchen stockte und fuhr sich über die Augen.

Habach lachte.

„Aber der Uhjei," sprach Mena weiter, „freilich loben hab' ich dich grad auch noch net hören von ihm, aber g'schimpft über dich hat er g'wiß noch net . . . wenigstens net zu mir . . . aber net vielleicht, weil er 'was weiß . . . denn daß wir zwei, du und ich, 'was miteinander haben, da hat ja kein' Menschenseel' ein' Gedanken davon. Er is halt so ein guter Kerl . . . nie noch hab' ich von ihm ein bös' Wörtl über wen g'hört. Aber so viel dumm is er halt . . . und das kann ich net leiden an ei'm Menschen, der doch ein' Verstand haben soll. Also ja . . . wie wir da vorgestern miteinander so g'redt haben von dir, da sagt der Uhjei auf einmal: ‚Jetzt

wird er wohl auch recht froh sein' . . . er, weißt, da hat er dich g'meint . . . ‚jetzt is er ja Förstner 'worden, und übermorgen zieht er um, ins Niederbayrische 'naus.' Wie der Uhjei das sagt . . ."

Weiter konnte Mena nicht sprechen, denn die beiden Fäuste auf die Schenkel schlagend platzte Habach zornig los: „Jetzt möcht' ich nur wissen, wie der langharige Schnufler das wieder 'rausbracht hat! Und grad zu dir . . ."

Habach hielt inne und blickte verlegen auf Mena, die bis in den Hals erblaßt war und mit weit offnen Augen dem Geliebten auf die Lippen starrte.

„Joseph! Joseph!"

„No ja . . . natürlich — — was hast denn?"

„Joseph! Joseph!" Und leise weinend barg Mena das Gesicht in die Hände.

Habach zuckte ungeduldig die Schultern und blickte mit gefurchter Stirn hinunter in den See. Sein Hund aber sprang auf Menas Schoß, drängte sich an ihre Brust und beleckte ihr mit seiner großen, roten Zunge den Hals und das Ohr. Da riß ihn Habach an der Leine zurück und schlug ihm die Faust in die Flanken.

„Kannst net liegen bleiben, du Schindvieh!"

„Was schlagst denn jetzt den armen Hund?"

„Er soll liegen bleiben, wo ich's haben will!"

„Oder sag' lieber, weil dich ärgerst, daß dein Hund ein Mitleid kennt! Joseph! Joseph! Schau, wie der

Uhjei dieselbigen Wort' hat g'sagt g'habt, da is' mir ein' Augenblick g'wesen, als ob in mir drin alles auseinander ging'! Aber gleich wieder hab' ich mir g'sagt: Na! Na! Wann's wahr wär', wann er Förstner 'worden wär', da hätt' ja doch ich die erste sein müssen, zu der er kommt und der er's sagt . . . sagt: Jetzt, Mena, jetzt bin ich Förstner worden, jetzt laßt sich alles noch gut machen . . . jetzt . . ."

„No ja, ich wär' schon noch 'kommen."

„Na, Joseph, na, ich glaub' dir's nimmer. In der ersten Stund' hättst kommen müssen."

„Müssen! Müssen! Das is ein bißl viel g'sagt. Ich hätt' dir ja am End von draußten 'rein auch schreiben können . . . wegen allem . . ."

„Jetzt brauchst ja net z'schreiben . . . jetzt sind wir ja bei'nander, jetzt kannst ja reden! Red', red', schau, ich bitt' dich mit aufg'hobene Händ', red' so, wie du reden sollst aus gutem G'wissen."

„Ja mein . . . ein' Haken hat die G'schicht' allweil! Was kann denn da jetzt gleich g'schehen . . . so 'was geht net so g'schwind! Wenn ich jetzt da 'naus komm' als junger Förstner, kann ich mir doch net gleich ein' Hausstand auf'n Hals laden. Und nachher, schau . . . haben tust nix . . . da wird net viel 'rausschauen . . . mit uns. Freilich, g'liebt is gleich, aber net g'lebt! Mußt halt auch ein bißl Verstand haben und mußt denken, daß man's

in der Welt net allweil so haben kann, wie man's möcht'! Da muß man allweil mit der Halbscheid z'frieden sein! Und natürlich . . . was is jetzt da z'reden . . ."

Mena hatte die Hände in den Schoß sinken lassen und nickte mit dem tränenüberströmten Gesichte müd und langsam vor sich hin. „Ja! Ja! G'schieht mir ganz recht! Ganz recht! Was ich jetzt in mir drin spür' . . . und was mir noch zusteht, wenn . . . wenn . . ."

„No, mein Gott, das is auch noch net 's Ärgste."

Mena schien diese Worte zu überhören. Niederstarrend in ihren Schoß, hob sie die beiden Hände und schürfte mit den Fingern an ihren Schläfen die Haare auf. „Ja! So hat's kommen müssen! Es hat nix anders g'hört auf mein' Hochmut! Ganz recht! Ganz recht! G'wußt hab' ich's, so gut wie alle andern, was du für einer bist! Und alle kann ich dir hersagen, die drunt' umeinanderlaufen, so . . . ja, alle . . . 's Burgei und d' Stasi und 's Wabei und d' Liesl und d' Lenei . . . alle, alle! Und ich . . . ich hab' mir einbilden müssen, daß ich die einzig' wär', mit der du's ehrlich meinst, und die dich richten könnt' zu ei'm braven Menschen. Und jetzt . . . oh, den Blick von deine Augen, dem ich 'glaubt hab', den soll unser Herrgott . . . na, na, ich darf dir ja nimmer fluchen . . ." Und wieder brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus.

„So? So? Schöne Sachen sagst du da von mir!

Aber ich will dir net bös sein, mein Gott, bist halt jetzt ein bißl aufg'regt und obenaus. Natürlich, schau, ich kann's ja begreifen, wie schwer als dir's ankommt ... ich weiß ja, daß du mich gern hast. Aber was is da z'machen? Es is halt so, wie's is ... und da ... mein Gott ..."

Ein Schauer rüttelte Menas Haupt. „Mir is völlig zum ersticken!" stöhnte sie, riß mit zitternden Händen das buntgeblumte Tuch von Brust und Schultern und preßte mit den Fäusten das schwarze Mieder, daß die Haken leise krachend aus den Haften sprangen.

„Und drum ... schau, Mena ... wär's jetzt da net g'scheiter, wir gingen in Lieb' und Güt' auseinander, statt in Streit und Hader!" Habach rückte bei diesen Worten näher und schlang einen Arm um Menas Hüfte. „Wenn schon einmal g'schieden sein muß, warum sollen wir uns denn die letzte Stund' verderben. Wär's jetzt da net schöner ... schau, so gern haben wir uns g'habt, und jedes war z'frieden dabei, und schau, Mena ... ich kann dir's net sagen ..." Mit einem schmatzenden Kuß drückte er sein Gesicht an den vollen runden Hals des Mädchens. „Hast mich allweil so gern g'habt und bist ... schau, kannst doch auch net so sein ... geh, komm halt her ..."

Mir wurde in meinem Versteck recht unbehaglich zu Mut, und schon griff ich, um mich zu erheben, mit den Händen in die Äste, als mich ein halb erstickter, zorniger Schrei wieder aufblicken machte.

Mit den Beinen in der Luft, Menas Tuch in Händen, taumelte Habach ins Moos, und vor ihm, hochaufgerichtet, stand das Mädchen mit flammendem Gesicht.

„Joseph! Pfui Teufel! Bist du ein schlechter Kerl!“

Sie bückte sich, riß ihr Tuch aus den Fingern des Jägers und verhüllte die halb entblößte Brust. Winselnd sprang der Hund an ihr hinauf; mit beiden Händen faßte sie den Kopf des Tieres und drückte ihr Gesicht an seine Schnauze. Als sie sich aufrichtete, streifte sie Habach mit einem Blick des unverhehlten Ekels, wandte ihm den Rücken und schritt unter den Bäumen dem almwärtsführenden Steige zu.

Habach blickte ihr nach — mit einem Gesicht, aus welchem Verblüffung, Wut und sinnliche Gier in häßlicher Mischung sprachen. „Meintwegen, geh zum Teufel!“ knirschte er zwischen den Zähnen hervor und versetzte seinem Hund einen Fußtritt, der das arme Tier laut aufheulen machte. „Gelt das hast g'spürt!“ Mit der Faust den Rücken reibend, erhob er sich, griff nach Büchse und Bergstock, setzte den Hut schief über's Ohr, und einen Ländler pfeifend, stapfte er mit langen Schritten talwärts.

Als in der Tiefe der Hall seiner Tritte verklang, erhob ich mich, teilte mit den Armen das Gebüsch und trat hervor auf den offenen Waldgrund.

Da sah ich den langen Uhjei stehen, dicht neben dem Abgrund an den Stamm einer Fichte gelehnt. Sein Ge-

sicht schien wie aus grauem Stein gehauen, die bläuliche Unterlippe hing ihm auf das Kinn, und weißumrändert ragten seine Augen aus den verquollenen Lidern.

Ich rief seinen Namen, doch er rührte sich nicht. Rasch ging ich auf ihn zu und rüttelte ihn am Arm. „Mensch? Wo kommst du her?"

Mit der Hand deutete er hinunter nach der steil abstürzenden Felswand.

Ich erschrak — und sah den Burschen an. Seine Kleidung war weiß bestaubt, seine nackten Knie waren zerschunden, und an seinen Fingern quoll das Blut unter den Nägeln hervor.

Nun kam Leben in seine Gestalt. Mit zitternden Armen suchte er mich beiseite zu drängen.

„Lassen S' mich . . . ich muß fort . . . 'nunter . . . ich hab' ein G'schäft!"

„Uhjei! Mach' keinen Unsinn! Er hat seine Büchse."

„Er? Ah na! Dem will ich nix! Der is kein' Sünd' net wert!"

„Wohin also willst du?"

„'Nunter . . . zu der Mena ihrem Vater."

„Und willst ihm sagen . . ."

„Ja, sagen . . . sagen, daß mein Herz sei'm Deandl g'hört . . . und daß ich's haben will . . . zum Weib."

„Bist du verrückt?"

„Verruckt? Na . . . bloß verliebt."

Es war ein Ton in diesem Wort, der mir das Wasser in die Augen trieb. „Uhjei? Ich meine doch, du wärst in der letzten Stunde nicht weit von dem Platz da gewesen?"

„Na! Gar net weit! Und mehr hab' ich g'hört, als ich g'wußt hab'! Ehnder wann ich mir das alles hätt' denken müssen ... ich glaub', es hätt' mich um'bracht. Aber jetzt ... jetzt muß ich halt an 's Madl denken! Ja ... wie ich halt schon bin ... so ein guter Kerl ... aber halt so viel dumm! Wer weiß ... vielleicht kann's jetzt ein' Dummen brauchen? Und sonst is ja keiner im Ort ... da is einer g'scheiter wie der ander'. Da muß halt ich jetzt herhalten! Ich muß, Herr ... ich muß! Ob ich mag oder net ... ich muß! Es is halt so mit der Lieb'. Haben will s' 'was ... und wo s' ihr Sach net kriegt so wie sie's möcht', da nimmt sie's halt so wie sie's kriegt ... oder sie frißt ein' selber auf. Und leben will dengerst jeder! Und wie schon alles steht jetzt ... bin ich's denn anders g'wöhnt? Der Vater wirft mir den Brocken Fleisch aufs Teller, den er nimmer mag ... die Arbeit, die kei'm net paßt, die hat man allweil mir noch g'schafft ... und im Wirtshaus, der Wirt, die letzte Neiglhalbe, die er kei'm net z'geben traut, die stellt er mir noch hin ... und so is' in allem, ich kenn's net anders! Warum soll mir's in der Lieb' und in der Heirat anders zu'denkt sein? Da wär' ja gar kein Grund net da."

Uhjei schwieg; von seinem geneigten Antlitz tropften große Zähren in das Moos. Schwer atmend hob er den Kopf.

„Jetzt muß ich aber fort! In einer halben Stund' bin ich drunten. Z'reden is ja net viel. Da kommt er grad noch 'nauf vor der Nacht, der alte Bräundler . . auf d'Alm, zu sei'm Deandl. Ich denk' mir halt, sie wird sich leichter schlafen, d' Mena, wann ihr der Vater heut noch sagt, sie könnt' in vierzehn Tag' schon Hochzeit machen . . . wenn's auch bloß mit mir is!"

Er mied meinen Blick, als er in gebückter Haltung und taumelnden Ganges davon schritt. Je mehr er sich aber entfernte, desto strammer dehnte sich seine Gestalt, desto fester wurden seine Schritte.

Lange stand ich in stummer Bewegung und blickte der Richtung zu, in welcher Uhjei meinen Augen entschwunden war.

Plötzlich vernahm ich aus den Wipfeln der Bäume ein heftiges Flattern, ein lautes Zerren und Rütteln. Ein Falke hatte sich gefangen.




G.E.STE
& C
NEW Y